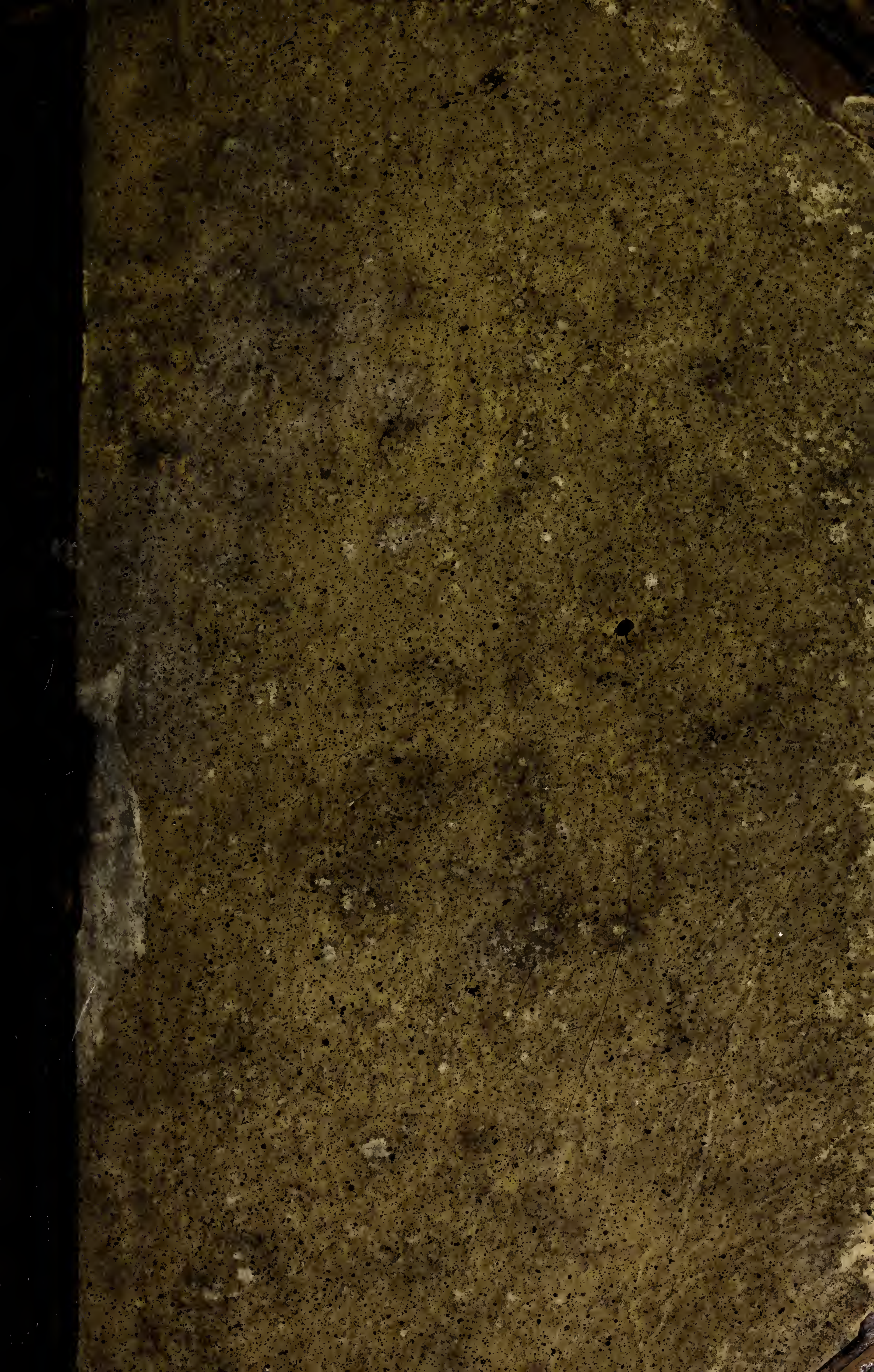
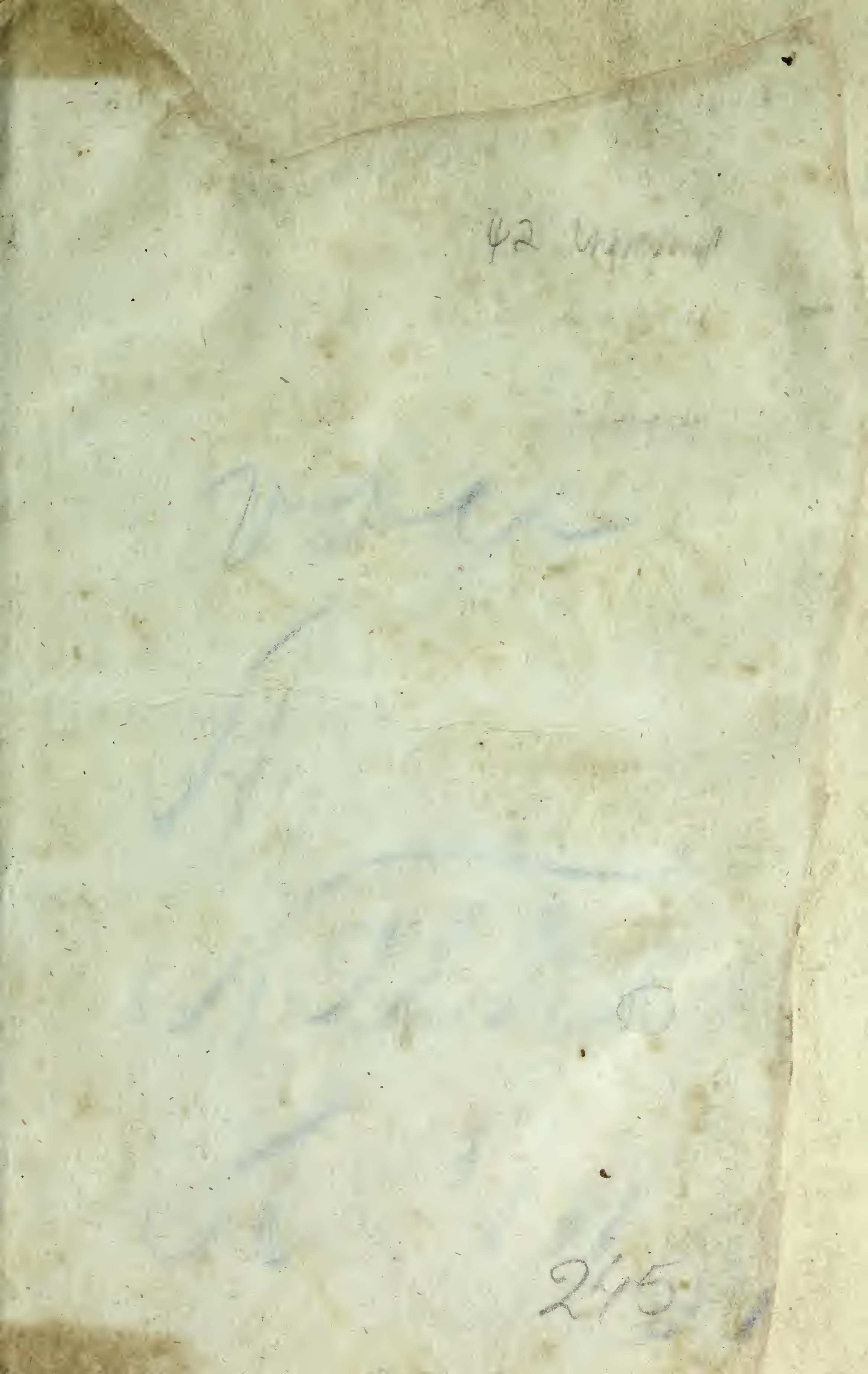
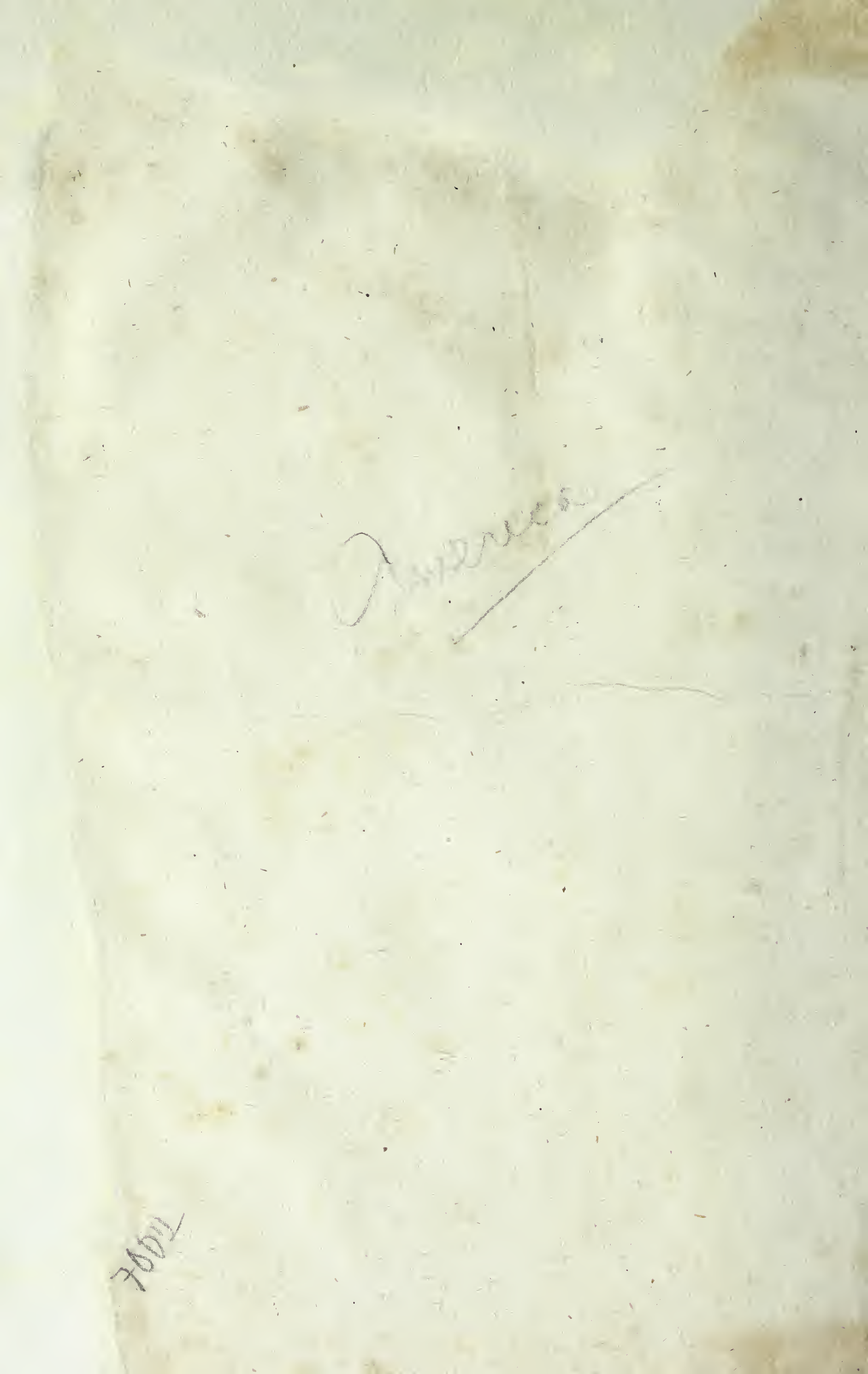


[illegible]





Vollständige

Völkergallerie

in

getreuen Abbildungen aller Nationen

mit

ausführlicher Beschreibung derselben.

II. Bandes I. Abtheilung.



Meißen, bei F. W. Goedsche.
Löwenberg, bei Eschrich und Comp.
Pesth, in der Wigandschen Buchhandlung.

Amerika.

Amerika, dessen Festland eine ungeheure, aus zwei großen, durch eine Landenge verbundenen Halbinseln bestehende Ländermasse ist — sein Flächeninhalt kann, weil im Norden Schnee und ewiger Winter die näheren Grenzuntersuchungen verhindern, nicht genau bestimmt werden, wird aber ungefähr auf 750,000 □ Meilen geschätzt — nimmt mit seinen Inseln die westliche Halbkugel der Erde ein, und wird, weil es viel später, als die drei auf der östlichen Halbkugel liegenden Welttheile, Europa, Asien und Afrika, entdeckt worden ist, die neue Welt genannt. Sein erster Entdecker war der Genueser Christoph Columbus (Christoforo Colombo, wie ihn die Italiener, Christoval Colon, wie ihn die Spanier nennen), der das Schicksal aller über ihr Jahrhundert erhabenen Menschen hatte, daß seine Zeitgenossen ihn nicht verstanden und seine Verdienste mit Undank belohnten *). Die damaligen Versuche der Portugiesen, einen Seeweg um Afrika nach Indien aufzufinden, und die Ergebnisse seiner geographischen, nautischen und astronomischen Kenntnisse und Forschungen brachten ihn auf den Gedanken, ob nicht auf einem geraden Wege nach Westen dieses Ziel zu erreichen sey. Die Aussagen der Einwohner von Madeira und Porto Santo, welche oft im Westen ihrer Inseln ein nur bei gewissen Umständen, aber stets auf der nämlichen Stelle sich zeigendes Land gesehen haben wollten; die Erzählungen der Geschichtschreiber von nackten Menschen, die vom Westwinde an die Küsten der Azoren verschlagen worden seyen und angezeigt hätten, daß ihr Vaterland in jener Richtung liege; das an den azorischen Inseln zu Zeiten an's Land gespülte Holz von unbekannten Bäumen, und Schilfrohr von außerordentlicher Größ so wie andere in diesen Gegenden unbekann Pflanzengattungen — alles dieses bestärkte i in der Vermuthung, daß, wenn er in westlich Richtung segele, das von Marco Polo erwähn goldreiche Bipangu (Japan) oder ein ande Land finden müsse, und die damals von Mu zu Munde gehenden Fabeln von der Insel A tilia **) riefen ihm unaufhörlich sein Lieblin project in's Gedächtniß zurück. Nachdem bei den Regierungen von Genua und Port vergebens um Unterstützung zu einer Ent kungsreise angesucht hatte, fand er dieselbe en lich bei dem Könige Ferdinand von Spanie und dessen Gemahlin Isabella von Castilien. Mit drei kleinen Schiffen ausgerüstet, lichtete er den 3. August 1492 die Segel zu seiner ersten Entdeckungsreise; am 12. October desselben Jahres zeigte sich seinen spähenden Blicken zum ersten Male die von ihm entdeckte neue Welt — es war die zu der lukayischen Inselgruppe gehörende Insel St. Salvador — auf seiner dritten und vierten Reise gelang es dem unermüdeten Seehelden auch, große Strecken des amerikanischen Festlandes aufzufinden. Obgleich die von ihm gefundene neue Welt nach Amerigo Ves-

*) Neid und Eifersucht, die nie ermüdeten, ihn zu verfolgen, haben ausgebreitet, als ob das Vorhandenseyn der im Westen Europa's liegenden Länder ihm von einem Seefahrer wäre mitgetheilt worden, der dieselben vor ihm aufgefunden habe, welche Behauptung sich jedoch auf Angaben gründet, deren Ungrund alle Zeitgenossen des Columbus erwiesen haben. Seine Feinde brachten es durch die gegen ihn verbreiteten gehässigen Verläumdungen dahin, daß er gefesselt nach Spanien abgeführt wurde. Zwar schämten sich Ferdinand und Isabella einer so unwürdigen Behandlung und ließen ihm die schimpflichen Ketten abnehmen; aber Ersatz erhielt er nicht. Jene Ketten, die er zur Erinnerung an den Undank seines Zeitalters in seinem Zimmer aufgehängt hatte, vergaß sein Bruder nicht, ihm mit in den Sarg zu legen, wie er in seinem Testamente verordnet hatte. Er starb den 20. Mai 1506.

**) Wie in den alten Zeiten von der Insel Atlantis, so fabelte man zu Columbus Zeiten in den Ländern des westlichen Europa viel von der Insel Antilia, zu deren Aufsuchung auch die Spanier, bei ihrer ersten Ankunft in Amerika viele vergebliche Versuche wagten. Zur Zeit der arabischen Eroberung sollten sich viele Christen mit ihrer Habe dahin geflüchtet und daselbst 7 Städte erbaut haben. Die Namensähnlichkeit dieser fabelhaften Insel mit den Antillen brachte Formaleoni auf die übrigens grundlose Vermuthung, daß man von den Inseln Amerika's schon vor Columbus eine Kenntniß gehabt habe.

pucci, welcher zuerst eine Beschreibung der neu entdeckten Länder herausgegeben hatte, benennt worden ist, anstatt daß sie den Namen ihres ersten Entdeckers führen und Columbia (welchen Namen nur ein Fluß und ein Territorium der vereinigten Staaten in Nordamerika führt), genannt werden sollte: so bleibt diesem roßen Manne dennoch seine Ehrenstelle in den nnalen der Geographie und Geschichte.

Columbus hatte den kühnen Seefahrern eine e Welt aufgeschlossen und einen Grund ge, auf welchem sie fortbauen konnten und lich fortbauten, indem sie immer neue und nere Landstriche entdeckten. Wir gedenken, nicht zu weitläufig zu werden, nur der Na eines Balboa, dem es glückte, vom süd n Continente Amerika's die bestimmteste Kunde ringen (1513), eines Cortez, der nach Reihe romantischer Heldenthaten das herr an allen Schätzen der Natur überreiche o eroberte (1519), eines Magellan, e südliche Spitze Amerika's umschiffte (1520). e Schätze der neu entdeckten Länder weckten e speculative Thätigkeit aller seefahrenden Staan; die Fürsten betrachteten jedes Gebiet, das er Fuß goldgieriger Abenteurer betrat, als ihr echtmäßiges Eigenthum, und wenn die Eingebornen jener gesegneten Länder dieses sonderbare Eigenthumsrecht nicht begreifen konnten oder wollten, so wußten Gewalt und empörende Grausamkeit ihnen den Glauben daran beizubringen.

In mehr als einer Rücksicht war Amerika für seine Entdecker eine ganz neue Welt, und es verdient diesen Namen, den es mit Australien gemein hat, nicht darum allein, weil es erst in neuern Zeiten von den Europäern entdeckt worden ist, nicht darum allein, weil es später, als die Erdtheile der östlichen Halbkugel, vom Meere entblößt und von Menschen bevölkert worden zu seyn scheint (wofür sehr viele Gründe sprechen), sondern vornehmlich auch darum, weil es in Ansehung seines Klima's und seiner Producte sich von jenen beträchtlich unterscheidet. Hier ist ein viel kälteres Klima, als in der alten Welt, unter gleicher geographischer Breite; hier wehen nicht die glühenden, Vegetation und Leben erstickenden Winde, was theils den ungeheuern Flachländern im Norden, welche den kalten Winden freien Durchzug gestatten, theils der Einwirkung des kältern Meeres der südlichen Halbkugel bei der geringen Breite des Festlandes theils der Menge fließender, von kalten Gebirgen herabkommender Gewässer und überhaupt dem Ueberschuß von Feuchtigkeit (denn reich und mächtig sind nicht nur Amerika's Ströme, sondern in manchen Gegenden stürzen sich auch 10 Monate lang ungeheure Regengüsse herab) zuzuschreiben ist. Die mäßigere Wärme und größere Feuchtigkeit der Atmosphäre und des Bodens erzeugt übrigens hier eine weit üppigere Vegetation, als in den meisten Gegenden der alten Welt gefunden wird; doch mußten die edlern Producte der alten Welt, namentlich der Kaffee, erst hierher verpflanzt werden, während dieser Erdtheil auch manche eigenthümliche Gewächse hat, wie die Kartoffel, den Tabak 2c. Größer und erhabener, als auf der östlichen Hemisphäre, ziehen sich über Amerika die Gebirge mit ihren unermeßlichen Schätzen hin, deren Hauptmassen Urgebirge und zum Theil vulkanischer Natur sind. Die großen Landthiere hingegen kommen den der alten Welt nicht gleich und weniger grimmig sind die wilden Thiere, so wie überhaupt das ganze Thierreich, mit Ausnahme der Wasserthiere, hier dürftiger und schwächer ist.

Die gegenwärtigen Bewohner Amerika's, deren Gesammtzahl auf 41 Millionen geschätzt wird, sind theils Ureinwohner, theils Ankömmlinge aus Europa, theils Neger, die als Sklaven aus Afrika hinübergebracht worden sind. Die Ureinwohner bilden, mit Ausnahme der Eskimo's, welche Abkömmlinge mongolischer Vorfahren sind, eine eigene Menschenrace, die amerikanische genannt, und noch immer, wie zu Columbus Zeiten, wo das von ihnen bewohnte Land für einen Theil Ostindiens gehalten wurde, begreift man sie unter der allgemeinen Benennung Indianer. Sie machen sich durch einen starken und wohlgeregelten Gliederbau, kupferfarbene oder rostbraune Haut, schwarzes und straffes Haar, breites Gesicht, hohe Backenknochen, aufgeworfene Lippen, stumpfe Nase und tiefliegende Augen kenntlich, und sind also von allen Racen der alten Welt merklich ver-

schieden. Dessen ungeachtet aber ist es höchst wahrscheinlich, daß sie von Asien eingewandert sind; wenigstens zeigt ein Blick auf die Charte den eben so leichten, als oft gebrauchten Weg der Verbindung zwischen Asien und Amerika, wenn wir auch den unter den Völkern der neuen Welt verbreiteten Sagen von Einwanderungen aus einem nordwestlich gelegenen Lande *) nicht glauben wollten. Wie gering auch ihre Zahl im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung ist, so bestehen sie doch, nach der großen Mannigfaltigkeit ihrer Sprachen und Mundarten zu urtheilen, aus einer großen Menge einzelner Völkerschaften. — Die Neger, aus der Beschreibung der afrikanischen Völker uns schon bekannt, sind durch die Versetzung aus ihrem Vaterlande auf die westlichen Inseln und dann auf das feste Land ebenfalls hier einheimisch geworden. Sie sind bei aller Geringschätzung, die sie als Sklaven von den Europäern erfahren, doch immer noch mehr von ihnen geachtet, als die weit weniger brauchbaren Eingebornen, und ihr Loos ist, abgesehen von einzelnen Mißhandlungen, hier immer noch erträglicher, als das ihrer Mitbrüder in Afrika, wo sie von ihren natürlichen Beherrschern höchst grausam und despotisch behandelt werden; daher für sie die Drohung, daß man sie in ihr Vaterland zurückschicken werde, eine der abschreckendsten ist. — Aus der Mischung der Europäer mit diesen beiden Menschenracen entstehen mehrere Verschiedenheiten, zu deren Bezeichnung man verschiedene Benennungen hat. Die Nachkommen der ersten europäischen Einwanderer heißen Creolen, welche auf die Mestizen, d. i. aus der Verbindung von Weißen und Indiern Entsprossene, auf die Mulatten, d. i. von weißen Vätern und schwarzen Müttern Erzeugte, auf die Zambo's, d. i. Kinder von schwarzen Vätern und weißen Müttern, und auf die Tschino's, d. i. Abkömmlinge von Negern und Indiern, mit Geringschätzung blikken. Aus der Vermischung eines Weißen und einer Mulattin entsteht ein sogenannter Quarteron, und der Sohn einer Quarterone von einem Weißen heißt Quinteron. Ueber die dunklere oder lichtere Farbe der Haut entstehen oft ernstliche Streitigkeiten, die nicht selten von den Gerichtshöfen entschieden werden müssen. Die Zahl dieser Mischlinge beträgt ungefähr den sechsten Theil der gesammten Bewohner Amerika's.

Unter den Religionen ist jetzt die christliche in Amerika, namentlich in den von Europäern gegründeten Reichen, die herrschende; man findet Christen von allen Confessionen, deren über zwei Drittel Katholiken sind. Auch einige Tausend Juden werden, namentlich in Nordamerika und Westindien, angetroffen. Die Indianer sind meist Fetischanbeter, zum Theil mit Priestern, die zugleich Propheten und Aerzte sind. Bei den meisten indianischen Stämmen hat man dunkle Begriffe von einem großen Geiste, der die Welt beherrscht und regiert, von Unsterblichkeit der Seele und Leben nach dem Tode angetroffen.

Sehr verschieden ist die Lebensweise und Cultur der Amerikaner. Die Indianer sind größtentheils Wilde, deren Beschäftigungen sich auf Jagd, Fischerei und Benutzung der von der Natur selbst dargebotenen Lebensmittel beschränken. Doch sind mehrere indische Stämme nicht ohne Kunstsinn und treiben da, wo das Christenthum unter ihnen Wurzel gefaßt hat, auch Ackerbau und Viehzucht. Zu der Bildung der rohen Ureinwohner von Amerika haben unstreitig die Europäer das Ihrige beigetragen, aber durch neue Krankheiten, die sie unter ihnen ver-

---

*) Die canadischen Völker sagen, daß ihre Vorfahren, von einer bösen Nation vertrieben, weither von Westen gekommen seyen; sie hätten ein langes, mit Inseln und Eisschollen angefülltes Meer übersetzt, der Winter hätte sie allenthalben auf ihren Zügen begleitet, und endlich hätten sie nahe am Kupferflusse gelandet. Unter den alten Mexikanern hat sich lange die Sage, daß in verschiedenen, zum Theil sehr entfernten Epochen nördliche und nordwestliche Stämme in das Land eingezogen seyen und Sittigung und Künste unter die Wilden gebracht hätten, und der Glaube an ihre Abhängigkeit von einem fremden Monarchen erhalten. Wirklich machen auch die in Mexiko aufgefundenen Monumente, die Trümmer von Festungswerken, Städten, Palästen, Tempeln und Spitzsäulen, so wie die Vorliebe einiger an der Westküste Nordamerika's wohnenden Völker für Hieroglyphenmalerei es wahrscheinlich, daß, während eine Reihe barbarischer Horden von Hochasien aus Verwilderung über Europa brachten, eine gesittete Nation über's Meer nach Amerika gekommen sey und einige Cultur über diesen Erdtheil verbreitet habe.

breiteten, durch geistige Getränke und Laster, mit denen sie dieselben bekannt machten, leider! auch viel zu ihrer physischen und moralischen Entwürdigung. Durch europäische Gewinnsucht und Grausamkeit wurde manches harmlose, friedliche Völkchen ausgerottet. In den von Europäern bewohnten Ländern sind Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Manufacturindustrie und Handel am blühendsten, namentlich sind die Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten am weitesten darin vorgeschritten.

Die republikanische Regierungsform ist die in Amerika am häufigsten vorkommende. Brasilien ist die einzige Monarchie, und in den Wildnissen des Innern leben auch freie Indierstämme unter ihren Häuptlingen. Uebrigens besitzen die Europäer mehrere Länder und Inseln Amerika's (Colonien), welche von besondern Statthaltern oder Gouverneurs verwaltet werden. Die Staatsverwaltung aber ist überall noch sehr mangelhaft.

Die Natur hat Amerika in zwei große Hälften getheilt, welche durch die Landenge von Panama oder Darien mit einander verbunden sind, und zwischen denen eine Menge Inseln sich befinden, die man unter dem Namen Westindien begreift. Daraus entsteht die Eintheilung in Nordamerika, Südamerika und Westindien, welche wir bei der Beschreibung der einzelnen Völker Amerika's zum Grunde legen.

I.

Die Völker Nordamerika's.

Nordamerika wird wegen seiner Ausdehnung vom hohen Norden bis in den heißen rdgürtel herab füglich in den nördlichen und südlichen Theil abgetheilt. Wie weit die über den nördlichen Polarkreis hinaus liegenden Länder sich nach dem Nordpole und nach Westen hin erstrecken, ist noch unbekannt; wegen des ewigen Eises im Polarmeere hat man von denselben nur einige Umrisse und von ihrem Innern fast gar nichts entdecken können. Im äußersten Norden, wo die Kälte oft zu einem solchen Grade steigt, daß weder das vegetabilische, noch das animalische Leben gedeihen kann, fehlt der Mensch, als bleibender Bewohner, ganz, und nur in der milderen Jahreszeit kommen Menschen um der Jagd und Fischerei willen dahin. — Unter den Bewohnern der Polarländer nennen wir zuerst

1. Die Bewohner Grönlands.

Grönland, wahrscheinlich eine große Halbinsel, vielleicht auch, wie Scoresby durch mehrere Gründe wahrscheinlich gemacht hat, ein großer, dichter Archipelagus, ist schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts von Island aus entdeckt worden, verschwand aber im 15. Jahrhundert auf einmal aus der Geschichte, weil undurchdringliche Eisberge den Weg dahin versperrten, bis es zu Anfange des 18. Jahrhunderts von dänischen Seefahrern wieder aufgefunden wurde; doch war dasselbe nur ein Theil des alten. Das neue oder westliche Grönland aber entspricht seinem Namen — Grönland heißt grünes Land — keineswegs, indem es selbst südwärts vom Polarkreise fast immer mit Schnee und Eis bedeckt ist. Im Winter steigt die Sonne wenig oder gar nicht über den Horizont; doch tragen zur Erleichterung des Winters die Nordlichter (s. Taf. I.) viel bei, welche die sonst ewige Nacht in hellen Tag verwandeln, so daß die Einwohner ihren Geschäften nachgehen können *). Die Sommer sind kurz, aber oft, besonders in den Thälern, sehr heiß. Das Klima ist übrigens gesund, und die Leute können hier

*) Kerguelen liefert folgende Beschreibung eines von ihm gesehenen Nordlichtes: „Eine leichte Wolke nahm zuerst bogenförmig die Hälfte des Firmaments ein; elf senkrechte Lichtsäulen, wechselsweise roth und weiß, gingen aus der Wolke bis an den Horizont hinab. Um Mitternacht verwandelte sich der obere Theil dieser Säulen in feuerfarbige Garben, und aus der Mitte derselben schossen, Racketen gleich, Pfeile hervor. Nach Mitternacht wurden wunderbar geordnete Säulen daraus, die ein glänzendes Gemisch von Pyramiden, Strahlen, Garben und Feuerkugeln bildeten. Allgemach erlosch dieses Feuer, die Nacht jedoch blieb hell bis an's Ende." Selbst der Glanz der Sterne soll durch dieses Licht erhöht werden. In manchen Gegenden hat man dabei bald ein Knistern und Rascheln, wie von einer Fahne, die der Wind hin und her bewegt, bald ein heftiges Zischen, Platzen und Rollen gehört.

sehr alt werden. Im Winter zeigt sich häufig die sogenannte Schneeblindheit, eine Augenentzündung, die durch das vom Schnee zurückgeworfene Licht erzeugt wird, gegen die man sich durch eine Art hölzerner Brillen, die statt der Oeffnungen nur dünne Spalten haben, zu schützen weiß.

Die **Bewohner** Grönlands sind theils dänische **Colonisten** (denn das Land gehört der Krone Dänemark), theils **Ureinwohner**. Letztere gehören zu dem Volksstamme der

Eskimo's,

welche fast alle im höhern Norden mit Grönland zusammenhängende Länder bewohnen. Die Eskimo's oder Esquimaux (s. Taf. I. und II.) gehören, wie oben schon erinnert wurde, nicht zu der amerikanischen, sondern zu der **mongolischen** Menschenrace. Sie sind 4 bis 5 Fuß hoch, haben kleine Hände und Füße, einen großen Kopf, eine schmutzigrothe Farbe, dicke Lippen, kleine schwarze Augen, besitzen viel körperliche Stärke und vertragen, ihres Fleisches und ihrer Fettigkeit wegen, viel Kälte. Ihre vorzüglichsten **Nahrungsmittel** sind, außer Beeren, Kräutern, Wurzeln und Seegras, Fische, Seevögel, Rennthiere, Seehunde, deren Fleisch sie theils roh, theils gekocht und gebraten, theils gedorrt und geräuchert essen. Kopf und Schenkel des Seehundes werden im Sommer unter dem Rasen und im Winter unter dem Schnee verwahrt; dieses halb verfaulte, halb durchfrorene Fleisch wird von ihnen **Mikiak** genannt und als ein großer Leckerbissen genossen. Kleine getrocknete Heringe dienen statt des täglichen Brodes und werden mit etwas Speck genossen. Sie sind ebenso wenig reinlich bei der Zubereitung und dem Genusse ihrer Speisen, als ekel in der Auswahl derselben; denn was in einem Rennthiermagen sich befindet, ist ihnen ein Leckerbissen, von welchem sie nur den vertrautesten Freunden etwas zukommen lassen. Ihr gewöhnliches Getränk ist nicht Thran, wie man sonst geglaubt hat, sondern Wasser, von welchem sie in einem festgenähten Seehundsfelle hinlängliche Vorräthe in ihre Hütten tragen. Damit es frisch bleibe, werfen sie von Zeit zu Zeit Schnee und Eis hinein.

Die **Kleidung** der Eskimo's, welche von Weibern vermittelst elfenbeinerner Nähnadeln so zierlich verfertigt wird, daß man die Nähte kaum sehen kann, ist dem kalten Klima sehr zweckmäßig angepaßt. Zunächst auf dem Leibe tragen beide Geschlechter einen Pelz von Rennthier- oder Seevogelhaut, mit einwärts gekehrten Haaren, oder Federn, über welchen sie ein hemdenartiges Oberkleid von Robbenfell, die Haare auswärts gekehrt, ziehen. Bei den Frauen ist dasselbe oben so geräumig, daß ein Kind darin Platz hat, welches wegen eines um den Leib gebundenen Riemens nicht durchfallen kann, und, wiewohl völlig nackt, hier doch warm genug sitzt. An dem Oberkleide der Männer sowohl als der Weiber ist eine mit Fuchsfell verbrämte Kappe befindlich, welche sie nach Belieben über den Kopf ziehen und zurückschlagen können. Der Stoff ihrer Beinkleider und Stiefeln, welche letztere mit Fischbein ausgesteift und oft so weit sind, daß ein Kind darin Platz hat, sind Robbenfelle, und die Sohlen bestehen aus Wallroßhaut. Geht es auf die See, so ziehen sie einen glatten Seehundspelz an, der das Wasser abhält, und bei großer Kälte tragen sie Mäntel von Bärenfellen.

Auch bei den Eskimo's fehlt der allgemeine Schmuck der Wilden, das **Bemahlen der menschlichen Haut**, nicht. Es wird aber dasselbe nicht durch das bei den Indianern gebräuchliche Punctiren, sondern dadurch bewirkt, daß sie durch die Oberhaut einen mit Lampenruß und Thran getränkten Faden vermittelst einer Nadel ziehen, welcher eine bleibende Olivenfarbe zurückläßt.

Die Eskimo's haben zweierlei **Wohnungen**, eine für den Winter, die andere für den Sommer. Die **Winterhütten** sind eigentlich Höhlungen, 4 Fuß tief in die Erde gegraben und 3 bis 4 Fuß über dieselbe hervorragend, deren Seitenwände aus rohen Steinen und Torfklumpen zusammengesetzt sind und deren Dach aus Strohgeflechte besteht und mit Torf, Rasen und Moos belegt ist; daher sie das Ansehen kleiner, über die Oberfläche emporragender Hügel haben. Die Stelle der Thür und des Schorn-

steins zugleich vertritt ein langer, gegen 15 Fuß unter der Erde fortlaufender Gang, dessen Oeffnung immer nach Süden gerichtet ist. Das Licht dringt durch kleine, mit Robbendärmen verklebte Oeffnungen ein. Da in diesen Hütten oft mehrere Familien beisammen wohnen und stets eine Thranlampe brennt, so läßt es sich denken, daß dieselben mit unausstehlichen Dünsten erfüllt sind. Die Sommerwohnungen, welche mit Robbenfellen bedeckt und Zelten ähnlich sind, die man nach Gefallen abbrechen und aufrichten kann, werden erst dann bewohnt, wenn die Wärme schon einen höhern Grad erreicht hat. Außer diesen beiden Arten von Wohnungen findet man bei ihnen auch Eishütten (s. Taf. III.), welche nicht in die Erde eingegraben sind; das Innere derselben bildet eine Art Kuppel, von Schneeblöcken unterstützt, welche sehr regelmäßig und kunstreich angelegt sind und sich in der Mitte 7 bis 8 Fuß erheben.

Die Beschäftigungen der Eskimo's sind vorzüglich Robbenschlag, Jagd und Fischerei. Jede Eskimofamilie erlegt jährlich wohl an zehn Stück Robben. Besonders gern machen sie Jagd auf die Narwhals, an deren Horn ihnen sehr viel gelegen ist. Zum Behuf des Narwhal- und Wallfischfanges verbinden sie sich mit den Dänen, von welchen sie ihren bestimmten Antheil erhalten *). Das Fleisch des Wallfisches wird von ihnen gern gegessen und der Thran zur Zubereitung der Speisen, wie auch statt des Oels in den Lampen, gebraucht. Der Speck wird eingepöckelt und gekocht; die Häute des Unterleibes werden zu Kleidungsstücken, und das Bauchfell, welches durchsichtig ist, statt des Glases in den Fenstern ihrer Hütten gebraucht. Die Knochen werden zu Harpunen, Zeltstücken, Booten und Schlitten angewendet. Die Sehnen spalten sie in Fäden und gebrauchen sie als Zwirn. Andere Gegenstände der Jagd, wozu sie sich theils der Bogen und Wurfspieße, theils des Feuergewehrs bedienen, sind Rennthiere, Schneehühner und andere Vögel. Ein Thier, welches sie als ein sehr lebhaftes und böses, der Katze ähnliches, doch dreimal größeres Thier beschreiben, das selten Jemanden an sich herankommen lasse und dessen Geschrei man die ganze Nacht hindurch höre, wird von ihnen Ankarok genannt und sehr gefürchtet.

Von der Geschicklichkeit der Eskimo's zeugen, außer den schon erwähnten Kleidungsstücken, auch ihre Boote, die von zweierlei Art sind, größere für die Weiber und kleinere für die Männer. Das Weiberboot, das Umiak, welches mit Fischbein und Seehundsleder überzogen und mit einem aus Därmen genähten Segel versehen ist, faßt 10 bis 12 Menschen mit allen Zelten und allem Hausgeräthe, und ist dabei so leicht, daß es 6 Menschen forttragen können. Der viel kleinere Kajak oder das Männerboot, mit welchem der Mann auf den Robben- oder Fischfang ausgeht, ist mit einem Seehundsfell überzogen, welches er rings um den Leib zusammenschnüren und dadurch das Eindringen des Wassers verhindern kann. Hat es Sturm oder ein Wellenschlag umgestürzt, so kann er es durch einen Schlag mit dem Ruder sogleich wieder aufrichten. Auch besitzen die Eskimo's, namentlich die an der Hudsonsbai wohnenden, ein ganz eigenes Fahrzeug, welches aus drei aufgeblasenen Säcken von Robbenfellen besteht, auf deren einem sie, die Füße bis zum Knie im Wasser, sitzen, während die beiden andern zu beiden Seiten liegenden das Gleichgewicht halten (s. Taf. III.). — Die Schlitten der Eskimo's sind hauptsächlich aus Robbenknochen verfertigt und werden von Hunden gezogen, deren gewöhnlich 6 vorgespannt sind. Sobald diese den Knall der Peitsche hören,

*) Man fängt die Wallfische gewöhnlich mit der Harpune oder Spießangel, einem eisernen Pfeil, welcher Widerhaken hat. Ein Seil von ungeheurer Länge, an dessen einem Ende die Harpune befestigt ist, steht durch das andere Ende mit dem Boote der Wallfischfänger in Verbindung. Sobald sie einen Wallfisch an der Oberfläche des Wassers zu Gesicht bekommen, begeben sie sich in seine Nähe und Einer wirft die Harpune nach ihm aus. Der Wallfisch fährt, sobald er sich verwundet fühlt, sogleich mit der Harpune im Fleische in die Tiefe des Meeres und das Seil im Boote rollt sich ab. Bald aber kommt er, in Folge des Blutverlustes ermattet und dem Tode nahe, wieder empor, wo man ihn dann mit Spießen tödtet. Nunmehr nähert sich ihm das große Schiff, zu welchem das Boot gehört und Jedermann ist beschäftiget, das Fischbein, die Zunge und den Speck loszuschneiden und aus letzterem sogleich Thran zu sieden.

rennen sie in vollem Laufe davon, und der Fahrende regiert sie theils mit der Stimme, theils mit dem Knall der Peitsche. Mit diesem Fuhrwerk können sie täglich 10 bis 12 deutsche Meilen zurücklegen.

Von Seiten des Charakters sind die Eskimos munter, gutmüthig, verträglich, offenherzig, und zeigen große Familien- und Vaterlandsliebe. Diebstahl, Völlerei, Mord u. s. w. kommt selten bei ihnen vor. Nur bei denen, die man an einzelnen Stellen der Baffinsküsten und an den kleinen Inseln gefunden hat, zeigte sich ein großer Hang zum Stehlen. — Der Eskimo hat selten mehr als eine Frau, und diese gebiert höchstens 4 Kinder, wird aber von ihm sehr geachtet, ob ihr gleich die beschwerlichsten Hausarbeiten obliegen. Die Heirathen werden gewöhnlich von Seiten der Jünglinge erst im 24sten, von Seiten der Mädchen aber schon im 16ten Jahre geschlossen. Ihre Kinder behandeln sie äußerst zärtlich; dennoch wird ihnen ihre Affenliebe nur äußerst selten mit Undank vergolten. Die Knaben werden frühzeitig zu mechanischen Arbeiten und gymnastischen Uebungen angehalten. Im 10ten Jahre schon bekommt der Knabe seinen Kajak; im 16ten geht er mit auf den Seehundsfang; im 20sten kann er schon selbst den Kajak und andere Geräthe verfertigen. Die Mädchen werden erst vom 14ten Jahre an ernstlicher zur Thätigkeit angehalten, wo sie nähen, kochen, gärben, im Umiak rudern und selbst Häuser bauen lernen. — Die natürliche Munterkeit der Eskimos spricht sich oft in Tänzen und Gesängen aus, womit sie namentlich die nach der langen Winternacht wiederkehrende Sonne begrüßen; auch mancherlei gymnastische Spiele sind bei ihnen üblich, z. B. das Ballspielen im Mondscheine. Ganz diesem Volke eigenthümlich ist der poetische Zweikampf, durch welchen Streitigkeiten geschlichtet und Beleidigungen ausgeglichen werden. Der Beleidigte fordert in einer besonders dazu veranstalteten öffentlichen Versammlung seinen Gegner durch Gesang heraus, in welchem er ihn möglichst herabzusetzen und lächerlich zu machen sucht, worauf der Gegner antwortet, und beide so lange hin und her singen, bis die Anwesenden Einen von ihnen für überwunden erklären, verlachen und verspotten, und dem Sieger den Preis zuerkennen.

Der verdienstvolle Hans Egede, ein Prediger in Norwegen, war, aller Mühseligkeiten ungeachtet, 15 Jahre lang (seit 1721) auf's Eifrigste bemüht, die Eskimos im Christenthum zu unterrichten, und die dänischen Colonisten und die Missionaire der Brüdergemeine setzen sein Werk unermüdet fort, so daß gegenwärtig ungefähr ein Drittel der Bevölkerung Christen sind.— Die Religionsbegriffe der nicht bekehrten Eskimos aber scheinen sehr verworren zu sein. Eigene Gottheiten beten sie nicht an; wenigstens hat man nirgends Götzenbilder, Priester und sonstige Spuren eines polytheistischen Cultus gefunden. Allgemein ist bei ihnen der Glaube, daß es unter ihrem Volke, ja in jeder Familie Angekoks oder Zauberer gebe, die übernatürliche Kräfte besäßen, und ihre Kunst in früher Jugend von den alten Angekoks lernten. Von dem höchsten Wesen scheinen sie nur eine dunkle Ahnung, und von der Seele des Menschen wunderliche Vorstellungen zu haben, z. B. daß man sie, wenn man auf Reisen geht, zu Hause lassen könne. Von der Erde glauben sie, daß sie auf Stützen ruhe, die aber schon alt und morsch seien und daher von den Angekoks beständig ausgebessert werden müßten. Auch haben sie eine Ueberlieferung, daß die Erde einmal vom Meere überschwemmt und darin wie ein Boot umgestürzt worden sei. Sonne und Mond halten sie für leibliche Geschwister die einst einander verfolgt hätten und während dieser Verfolgung verwandelt worden wären. Bei einer Mondfinsterniß verstecken sie Eßwaaren und Pelzwerk, weil sie glauben, der Mond wolle ihnen diese nehmen, und machen großen Lärm, um ihn zu verjagen; doch aus Mangel an Kenntniß ihrer Sprache und ihrer Bilder dürfte man ihnen wohl auch Manches angedichtet haben. — Daß sie an ein Leben nach dem Tode glauben, beweist die Art, wie sie ihre Todten begraben. Sie legen ihnen, schon wenn sie mit dem Tode ringen, die besten Kleider an und geben ihnen in ihre, in die Nähe der Woh-

nung angebrachten, Gräber Geräthe mit, welche die Eskimos bei der Jagd und Fischerei brauchen; denn sie glauben, daß sie diese Werkzeuge nach dem Tode bedürfen und daß die größte Glückseligkeit des künftigen Lebens in dem reichen Genusse von Vögeln, Fischen, Rennthieren und Seehunden bestehe, welche bei einem beständigen Tage und immerwährendem Sommer gefangen werden. Nach der Beerdigung wird im Hause eine laute Klage angestimmt, und dann hält der nächsten Verwandten einer eine Lob- und Klagerede.

Stammverwandte der grönländischen Eskimos werden, wie bereits erinnert worden, auch in andern Theilen von Nordamerika gefunden, als auf der Insel Neufundland, in Labrador, in dem Baffinslande, in Neuwales, auf dem nördlichen Saume des westlichen Binnenlandes; manche Länder scheinen sie nur im Sommer zu bewohnen und im Winter wieder zu verlassen, wie die nördlichen Georgsinseln, wo Parry die Ueberreste von 6 Eskimohütten fand. Aber wo sie auch wohnen mögen, überall kommen sie an Gestalt, Tracht, Sprache und Sitten größtentheils mit den Grönländern überein. Im hohen Norden, wo die ganze Natur kleinere Erzeugnisse hervorbringt, sind sie kleiner von Statur, z. B. die an der Mündung des Kupferflusses wohnenden.

Wie Grönland eine Colonie Dänemarks ist, so sind andere Theile Nordamerika's theils brittische, theils russische, theils französische, theils spanische Colonien. Daher gehen wir nun zur Beschreibung der Völker über, welche das brittische Nordamerika bewohnen.

2. Bewohner von Labrador.

Dieses im Jahre 1501 von dem Spanier Gasparo Cortereal entdeckte Land, welches auch Neubrittanien genannt wird und mit der Insel Neufundland und einigen andern kleinen Inseln ein eigenes Gouvernement Brittaniens bildet, ist nur seinen Küsten nach genauer bekannt und hat in Ansehung seiner Naturbeschaffenheit mit Grönland vieles gemein. Der Name Tierra de Labradòr, d. h. Ackerbauerland, wurde eigentlich nur dem zuerst aufgefundenen südlichen Theile desselben an der Mündung des St. Lorenzo von seinem Entdecker beigelegt und später mit Unrecht auf das ganze Land übergetragen. Wegen der vielen Berge, die in die Thäler kaum einen Sonnenstrahl dringen lassen, herrscht hier eine noch größere Kälte, als in Grönland, welche den Boden beinahe alles Anbaues unfähig macht. Selten hat man hier vor der Mitte des Juli Sommer, und im September schon tritt der Winter wieder ein. Ueber den 60sten Grad hinaus hört alle Vegetation auf.

Die **Einwohner** sind theils Eskimos, theils Indier, theils europäische Colonisten. Die **Eskimos** (s. Taf. II.), welche sich von ihren Stammverwandten in Grönland wenig unterscheiden, bewohnen die Nord-, Ost- und Westküste, wo hin und wieder zwar ackerfähiges Land gefunden wird, welches sie aber nicht bearbeiten, weil sie, an Fischerei und Jagd gewöhnt und dadurch hinlänglich Unterhalt findend, das Bedürfniß des Ackerbaues nicht fühlen, übrigens auch zu diesem Geschäft zu unwissend und träge sind.

Die **Indier** leben im Innern, vorzüglich nach der Seite von Canada und Neuwales hin, und werden auch **Eskopiks** genannt. Die verschiedenen Stämme dieses Volks leben nicht nur unter sich in beständiger Fehde, sondern sind auch die geschwornen Feinde der Eskimos. Sie bringen die alten, unvermögenden Leute ihres Volks um, weil sie Niemanden unter sich dulden zu dürfen glauben, der nicht mehr seinen Unterhalt erwerben kann. Seinen hochbetagten Vater todtzuschlagen hält der Sohn für den größten Liebesdienst, den er ihm erzeigt. Die **Beschäftigungen** der Indier sind ebenfalls Jagd und Fischerei, deren Ertrag sie, wie die Eskimos, gegen Schießgewehre, Branntwein, Tabak und Flitterstaat an die canadischen Kaufleute und an die Mitglieder der Hudsonsbaigesell-

schaft*), welche an der Westküste einige Faktoreien besitzt, austauschen. Die Herrnhuter und mährischen Brüder haben drei Niederlassungen gebildet, unter denen Nain die vornehmste ist.

3. Bewohner Neufundlands.

Der Name dieser im Osten von Labrador liegenden, von isländischen Colonisten im Jahre 1001 entdeckten und im Jahre 1497 von Cabot wieder aufgefundenen Insel, welche die Gestalt eines Triangels hat, heißt im Englischen Newfoundland, d. h. das neugefundene Land, welche Benennung von den ersten brittischen Ansiedlern im Jahre 1583 herrührt, wo der Engländer Humphrey Gilbert im Namen des Königs von Großbrittanien dieselbe in Besitz nahm. Die Franzosen, welche sich später auf der südlichen Küste festsetzten, nannten sie terre neuve oder Neuland. So weit man diese Insel untersucht hat — in ihr Inneres zu dringen, machen die vielen Seen, Sümpfe und Moräste äußerst schwierig und gefährlich — hat man das Klima sehr rauh gefunden, was wegen der vielen Berge, Wälder und Moräste im Innern und wegen des vom Norden her kommenden, sich an die Küsten stauenden Treibeises nicht anders zu erwarten ist. Der Sommer tritt erst im Anfang des Juni ein; der August bringt sehr große Hitze und die für Menschen und Thiere äußerst lästigen Schwärme der Muskiten**); die angenehmste Jahreszeit ist der September. In den Thälern und an den Flüssen wird zwar Ackerbau getrieben, aber wegen des kurzen Sommers nicht mit dem glücklichsten Erfolge, und wegen des weit mehr lohnenden Stockfischfanges nicht mit besonderem Fleiße.

Die Bewohner dieser Insel sind theils Europäer, namentlich Engländer und Franzosen, theils Eskimos, welche wahrscheinlich von der Halbinsel Labrador herübergekommen sind und hier den Namen Mikmak führen. Ureinwohner, Rothindier oder Böothicks genannt, deren Zahl sich nach frühern Angaben nicht über 500 belief, hat man in neuern Zeiten nicht mehr gefunden, ob man sich gleich viel Mühe gegeben hat, das Innere des Landes zu erforschen; wohl aber Trümmer von Sommer- und Winterdörfern, die von den der andern amerikanischen Indier sehr verschieden, ganz verfallen und schon seit mehrern Jahren verlassen waren, wie auch Ueberbleibsel eines Dampfbades und ein hölzernes Gerüst zum Aufbewahren der Todten, in welchem zwei ganz in Hirschfelle eingewickelte Leichen lagen. Die Rothindier, welche Cabot im Jahre 1497 hier fand, waren in Hirschfelle gekleidet, trugen ihr Haar ziemlich lang, und hatten sich den ganzen Leib mit rothem Ocker bemalt, wovon sie den Namen erhielten. Sie sollen von einem höchsten Wesen und einem Leben nach dem Tode einige, wiewohl sehr unvollkommene und sinnliche, Vorstellungen gehabt, und geglaubt haben, daß die Menschen aus einer gewissen Anzahl in den Boden gesteckter Pfeile entstanden seien. Je mehr die Küsten der Insel von Europäern besucht und colonisirt wurden, desto tiefer zogen sie sich in die Wildnisse des Innern zurück und sind nun wahrscheinlich ganz ausgestorben oder ausgerottet.

Die weiße Bevölkerung, welche nach der im Jahre 1825 gemachten Zählung 63,000 Seelen betrug, besteht theils aus Abkömmlingen von den frühern irländischen Ansiedlern, theils aus später eingewanderten Britten und Fran-

*) Die Hudsonsbaigesellschaft ist ein Verein von Kaufleuten zu London, welche sich schon 1670 gebildet hat, und, vermöge eines Freiheitsbriefes von Karl II., nicht nur alle Länder, Küsten, Meere, Baien, Flüsse und Straßen an der Hudsonsbai besitzt, sondern auch in dieser Gegend das ausschließende Handelsprivilegium hat.

**) Die Muskiten (Mosquito), eine Art Mücken, welche auch in andern Ländern Amerika's sehr häufig gefunden wird, haben eine röthliche Farbe und einen in Verhältniß zur Kleinheit ihres Körpers sehr langen und starken Stachel, welcher große rothe Blattern oder auch kleine Beulen, Geschwulst der ganzen Haut des Kopfes, des Nackens, der Arme und Beine, ja selbst ein heftiges Entzündungsfieber und einige schlaflose Nächte erzeugt. Nur starke lederne Handschuhe und Stiefel beschützen die Hände und Beine hinreichend; das Gesicht beschmieren Einige mit Theer oder Pech, um sich vor dieser Plage zu schützen. Sogar das hierher gebrachte Vieh vermag in der heißen Jahreszeit nicht auf der Weide zu bleiben, sondern geht bis an den Kopf in's Wasser, um sich vor den Stichen der Muskiten zu schützen.

zosen. Sie haben einen starken und kräftigen Körperbau, besitzen viel Verstand und Scharfsinn, und führen eine regelmäßige, gesittete Lebensweise. Ihre Häuser, meistens von Holz erbaut, haben bloß ein Stockwerk, welches auf einem Grunde von Steinen ruht. Die Fugen und Löcher sind mit Moos ausgestopft, die innern Seiten mit Bretern beschlagen; der Fußboden ist ordentlich gedielt. Ihre Hauptnahrungsmittel sind Fische, und Thee ihr gewöhnliches Getränk; auch bereiten sie aus dem Saft und Harze der schwarzen Pechtanne ein sehr gesundes Getränk, Sprossenbier genannt.

Ihre Hauptbeschäftigung ist Robbenschlag und Fisch-, besonders Stockfischfang, durch welchen letztern die Insel eine große Wichtigkeit erhalten hat. Die Stockfische oder Kabeljaus finden sich auf den Sandbänken Neufundlands nebst andern Fischen, die ihnen zur Nahrung dienen, in unsäglicher Menge ein, und werden theils in Netzen, theils mit Angelhaken (Kabeln, wovon der Name des Fisches) gefangen. Am ergiebigsten ist der Fang in der Laichzeit, wo sie aus der Tiefe hervorgehen und die Küsten und Bänke besuchen. Man ißt den Kabeljau nicht nur frisch, sondern bereitet ihn auch auf verschiedene Weise zum Aufbewahren zu. Die auf Stangen zum Dörren hingehängten nennt man Stockfische, die wie Heringe eingesalzenen Laberdan, und die eingesalzenen und nachher auf den Klippen an der Luft getrockneten, Klippfische. Der Fang beläuft sich auf mehrere Millionen, und der größte Absatz ist nach den katholischen Ländern, wo der Stockfisch als Fastenspeise genossen wird. Wie wichtig und bedeutend der Stockfischfang sei, erhellet schon daraus, daß derselbe gewöhnlich als der Hauptpunkt bei entstandenen Kriegen und Friedensschlüssen berücksichtigt zu werden pflegt. Aus der Schwimmblase des Stockfisches bereiten die Neufundländer einen guten Fischleim; die Leber giebt einen guten Thran, und der Rogen wird zum Sardellenfang gebraucht. Unter den vielen Bänken im Meere um Neufundland ist die in geringer Entfernung östlich von Neufundland gelegene, welche die große Bank genannt wird, die wichtigste für den Stockfischfang, an welchem hier, außer England, das den Hauptgewinn bezieht, auch Frankreich und die vereinigten Staaten von Nordamerika Antheil haben. — Nächst dem Stockfischfange ist der Robbenschlag der wichtigste Erwerbzweig. Die Robben (Seehunde), welche gern am Tage schlafen, und sich in dieser Absicht auf Eisfeldern, deshalb Robbenwiesen genannt, lagern, werden von den mit schweren Knitteln bewaffneten Robbenfängern während des Schlafes beschlichen und durch einen Schlag auf die Nase getödtet. Von der Flinte macht man nur in seltenen Fällen Gebrauch, weil dadurch das Fell beschädigt wird.

Manche wesentliche Dienste leistet den Neufundländern bei ihren Beschäftigungen der hier einheimische Hund, welcher sich von dem europäischen durch eine Art Schwimmhaut, die er zwischen den Zehen hat, wie auch dadurch unterscheidet, daß er nur dann bellt, wenn er heftig gereizt wird. Er ist nicht nur wachsam und treu, sondern auch scharfsinnig und gelehrig. Er wird zur Rettung der in's Wasser gefallenen Menschen abgerichtet und zum Herbeischaffen des Holzes aus Wäldern gebraucht, indem man das Holzbündel entweder mit einem Stricke ihm an den Leib bindet oder auf Schlitten legt, vor welche er gespannt wird.

Die Religionen der Neufundländer sind, wie in andern Colonialbesitzungen der Britten, gemischt. Protestanten und Katholiken vereinigen sich mit einander zur gemeinschaftlichen Feier ihrer Feste, unter denen die größten der St. Patrikstag (Gedächtnißtag des irländischen Apostels Patricius), den Wenige feiern, ohne sich einen tüchtigen Rausch zu trinken, und das Fest des Weihnachtsblockes, welches durch Musketen- und Mörserfeuer angekündiget und durch das Verbrennen eines ungeheuern Holzblockes, durch Geschenke und Mummereien gefeiert wird. Hochzeiten und Kindtaufen finden gewöhnlich im Herbste, nach Beendigung der Fischerei, oder im Frühlinge statt, ehe dieses Geschäft beginnt. Noch wird bei den Neufundländern der sogenannte Brautkuß, ein alteuropäischer Gebrauch, gefunden, welchen die beiderseitigen Verwandten der Braut geben, um

dabei zu prüfen, ob der Athem vielleicht von dem am Weibe so sehr verabscheueten Laster der Trunkenheit zeuge. Ein allgemeiner Gebrauch der Neufundländer ist auch das Annageln eines Hufeisens an Thüren, Schiffe, u. s. w., wodurch dasselbe erreicht werden soll, was das abergläubische Volk in Deutschland durch das Malen eines Kreuzes an die Thüren bezweckt, ein Gebrauch, der sich wahrscheinlich auf die häufig gefundene Abbildung des Teufels mit einem Pferdefuße gründet.

Die häuslichen Arbeiten werden von den Weibern verrichtet, welche eben so abgehärtet sind, wie die Männer, und daher auch nicht selten an männlichen Beschäftigungen, z. B. dem Erbauen der Häuser, Theil nehmen. Unverheirathete Männer werden um so seltener gefunden, je mehr die Erhaltung einer Familie durch gemeinschaftliche Arbeit erleichtert wird, und je größer die Schwierigkeiten sind, mit denen der Ledige zu kämpfen hat.

Die Begräbnißfeierlichkeiten der Neufundländer haben mit denen der Europäer viel Aehnlichkeit und geschehen mit einigem Aufwande. Ziemlich allgemein ist der Gebrauch, den Todten bis zum Begräbnißtage zu bewachen.

Ein eigenes Parlament, wie in den übrigen brittischen Colonien, hat Neufundland noch nicht. Ein Gouverneur regiert im Namen des Königs von England und des Londoner Parlaments. An der Spitze des obersten Gerichtshofes steht ein Oberrichter; das Admiralitätsgericht, welches alle Seerechtsfälle entscheidet, steht unter den Lords der Admiralität zu London. Uebrigens steht unter dem Gouverneur von Neufundland die unzählbare Menge kleiner Eilande, welche die Insel rings umgeben, mit Ausnahme der Inseln St. Pierre, Miquelon und Langley, welche unter französischem Gouvernement stehen und für die französische Regierung nur wegen des Stockfischfanges von Wichtigkeit sind.

4. Bewohner der Bermuden.

Dieser Archipel, der seinen Namen von seinem ersten Entdecker, dem Spanier Juan Bermudes, im 16. Jahrhunderte erhalten hat, besteht eigentlich aus Gipfeln einer zahllosen Menge unter dem Meere fortlaufender Berge, und enthält gegen 400 kleine Inseln, von denen aber nur 8 bewohnt sind. Nach dem virginischen Statthalter Sommer, der im 17. Jahrhunderte zur Colonisirung dieser Inseln die erste Veranlassung gab, werden sie auch die Sommerinseln, und von den Schiffern die Teufelsinseln genannt, weil an den rauhen Felsen, von denen sie umgeben sind, die Schiffe oft scheitern. Wegen des äußerst milden und gesunden Klima's werden sie oft von Kranken in der Absicht, ihre Gesundheit herzustellen, besucht. Die gegen 10,000 Seelen starke Bevölkerung besteht theils aus Weißen, theils aus Negern, welche Letztere als Sklaven hierher gebracht worden sind und sich seit der Aufhebung des Sklavenhandels an Zahl nicht vermindert haben. Die weißen Einwohner sind brittischer Abkunft und beschäftigen sich vorzüglich mit Schiffbau. Aus dem sehr dichten, feinkörnigen und harzigen Holze der rothen Ceder, das wegen seines Wohlgeruchs auch zur Einfassung der englischen Bleistifte dient, werden dauerhafte und schöne Schaluppen erbaut, welche ein sehr wichtiger Ausfuhrartikel sind; daher wird das Vermögen der Einwohner nach der Menge von Cedern geschätzt, die jeder besitzt. Außerdem wird hier auch Acker- und Plantagenbau, wozu der Boden sich gut eignet, und an den Küsten Fischerei mit glücklichem Erfolge getrieben. Die Britten und Nordamerikaner sind es fast allein, mit welchen die Einwohner im Handelsverkehr stehen. — Von ihrem Charakter aber entwerfen Reisende kein günstiges Gemälde. Wie in den Seekriegen Englands die bermudischen Kaper sehr verrufen waren, so fürchten auch in Friedenszeiten die an die bermudischen Küsten geschleuderten Schiffbrüchigen in die Hände der unbarmherzigen Einwohner zu fallen. — Die Bermuden haben einen besondern Gouverneur, einen Rath und eigene Gerichtshöfe. Die Hauptstadt des ganzen Gouvernements mit 2,500 Einwohnern liegt an der Südküste der Insel Georg, einer der größten unter den bermudischen Inseln.

5. Bewohner von Neuschottland und Neubraunschweig.

Neuschottland und Neubraunschweig, welche mit den beiden Inseln Cap Breton und St. Jean zwei Gouvernements ausmachen, bilden das vormalige Acadien, welchen Namen sie bis zu dem Jahre 1763 führten, wo die Franzosen diese Provinz an die Engländer abtraten. Das Land, so wasserreich es auch ist, wurde dennoch mehrmals von Waldbränden heimgesucht. Das Klima, welches wegen der großen Feuchtigkeit und häufigen Nebel nicht gesund sein kann, ist gemäßigt, obgleich die Winter auch ziemlich streng sind. Europäische Garten- und Feldfrüchte gedeihen, und selbst den Weinstock hat man vor Kurzem wildwachsend im Innern Neuschottlands entdeckt. Zwischen Ebbe und Fluth findet hier ein so schroffer Wechsel statt, daß das weidende Vieh sich oft nur durch schnelles Davonlaufen retten kann.

Die Zahl der Einwohner, theils aus Indiern, theils aus Weißen bestehend, hat sich nur erst nach beendigtem amerikanischem Kriege (seit 1783), besonders aber in den neuesten Zeiten, sehr vermehrt und wird auf 200,000 geschätzt. Die Eingebornen (s. Taf. IV.), Mikmaks, Souriquois, Abenakis und Gaspesier genannt und zu dem großen Stamme der Allgonkinen gehörig, von denen nur noch einige Ueberreste vorhanden, sind mittelmäßiger Statur, haben eine schwarzbraune Hautfarbe und schwarzes Haar. Den Bart raufen sie mit der Wurzel aus; nur die Vornehmen lassen ihn wachsen. Die Männer gehen im Sommer, bis auf einen Schurz, ohne Kleider; im Winter aber hüllen sie sich in Thierhäute ein. Der Stoff zu der weiblichen Kleidung ist grobes Tuch und Leinwand, die sie von den Europäern eintauschen. Beide Geschlechter lieben das Gesicht mit allerlei Farben zu bemalen, die Ohren, die von ziemlicher Größe sind, zu durchbohren und mit bunten, ebenfalls von Europäern erhandelten Bändern zu schmücken. Ihre Hauptbeschäftigung ist Jagd und Fischerei; Wildpret, Fische und Mais ihre Hauptnahrung. Wenn sie in den Krieg gehen, sollen sie zuvor mit ihren Weibern ein Gefecht liefern und es für eine schlimme Vorbedeutung halten, wenn diese besiegt werden.

Die weiße Bevölkerung besteht der Mehrzahl nach aus Engländern, Schotten, Irländern, nebst einigen amerikanischen, deutschen und französischen Ansiedlern, deren Hauptbeschäftigungen Fischerei, Ackerbau und Viehzucht sind. Das Meer liefert Stockfische, Makrelen und Heringe, welche sowohl eingesalzen als geräuchert einer der vornehmsten Ausfuhrartikel sind. Auch ist der Robbenschlag in den letzten Jahren eine neue und einträgliche Erwerbsquelle geworden. Der Ackerbau, durch die Beschaffenheit des Bodens und Klima's weniger begünstigt und darum nicht so lebhaft wie die Fischerei betrieben, steht noch auf einer niedrigen Stufe, ist aber eben so wie die Viehzucht im Zunehmen begriffen. Gewerbfleiß und Manufacturindustrie ist hier von keiner Bedeutung; der Handel aber wird durch die vielen landeinwärts schiffbaren Flüsse, durch gute Häfen, Kanäle und Straßen sehr begünstiget. Sitten und Lebensart sind ganz nach europäischem Fuße eingerichtet, und die wenigen Ureinwohner verlieren sich unter der Menge der übrigen Einwohner, zu denen sie sich wie 1 : 100 verhalten. Es herrscht hier übrigens völlige Religionsfreiheit, und die Verschiedenheit des Glaubens hat keinen Einfluß auf die bürgerlichen Rechte.

6. Bewohner von Canada.

Dieses im Jahre 1500 von dem Portugiesen Caspar Cortereal entdeckte, lange Zeit zwischen brittischer und französischer Oberherrschaft getheilte Land gehört erst seit 1763 ganz dem Königreiche Großbrittanien und wird in Ober- und Untercanada eingetheilt, von denen jedes seinen eigenen Gouverneur hat. Der Name scheint indianischen Ursprungs zu sein; doch leiten ihn einige auch von den Spaniern her, welche den Theil dieses Landes, den sie zuerst entdeckten, wüste und öde fanden und ihn daher Capo de nada, das Vorgebirge von Nichts, genannt haben sollen. Der Flächeninhalt wird auf 25,000 □ Meilen angegeben. Es liegt unter gleichem Himmelsstrich mit Frankreich, hat aber,

wegen der großen Waldungen, vielen Gewässer — es enthält die größten Seen, auf denen zum Theil kleine Kriegsflotten gehalten werden — und unbebauten Ländereien, ungleich strengere Winter; in Obercanada ist das Klima etwas gemäßigter, als in Niedercanada, besonders schön aber zwischen dem Ohio und Missisippi. „Die erste Hälfte des Novembers," sagt Howison in seinen Skizzen von Canada, „wird von einer eigenthümlichen Witterung charakterisirt, welche die Canadier einen indianischen Sommer nennen. Die Atmosphäre ist dann, trotz dem hellen Sonnenschein, gleichsam wie von einem Rauch, so undurchsichtig, daß man die entfernteren Gegenstände nicht deutlich unterscheiden kann, und die Sonne hat oft einen Hof. Dabei ist es immer angenehm warm und äußerst selten Wind — man glaubt sich gewissermaßen in das Klima einer überirdischen Region versetzt. Ihren Namen hat diese Witterung, deren Ursache man noch nicht hat ergründen können, von der im Volke verbreiteten, aber ganz ungegründeten Meinung, der seltsame Nebel in der Luft entstehe von dem Rauche des Grases, welches die Indianer im Herbste anzünden."

Eine der größten Naturmerkwürdigkeiten nicht nur dieses Landes, sondern des ganzen Erdbodens überhaupt ist der berühmte Niagarakatarakt (s. Taf. IV.). Er hat die Form eines unregelmäßigen Halbkreises von ¾ englischen Meilen im Umfange, welche durch die dazwischen liegende Ziegeninsel (Irisinsel), in zwei besondere Fälle getheilt wird, von welcher der auf der canadischen Seite der große Fall oder, wegen seiner Gestalt, das Hufeisen, der an das Gebiet der vereinigten Staaten anstoßende der amerikanische Fall heißt. Das entsetzliche, donnerähnliche Getöse der 137 Fuß herabstürzenden Wassermassen wollen Reisende bei ruhigem Wetter in einer Entfernung von 10 bis 12 englischen Meilen, und bei hinzukommendem stätigem Winde noch weiter gehört haben. Durch den Sturz, der das Wasser mit ungeheuerer Vehemenz 40 Fuß wieder in die Höhe treibt, bildet sich eine Sprühwolke, die bei heiterem Himmel mehrere Meilen weit gesehen wird und bei Sonnenschein die schönsten Regenbogenfarben zeigt. Eine halbe Meile oberhalb des Falles wird der Zug des Wassers schon so heftig, daß er alles mit sich fortreißt, und die unvorsichtigen Thiere, die sich anfangs ganz sorglos, ja selbst mit Wohlgefallen dem immer stärker werdenden Zuge überlassen, werden unaufhaltsam in den Abgrund geschleudert und zerschmettert. Die Felsenwand, über welche der Strom in die Tiefe hinabstürzt, ist unten ausgehöhlt und gewölbt, so daß der Bogen des stürzenden Wassers und der ausgehöhlte Fels gemeinschaftlich einen ungeheuern Schwibbogen gleichsam von gothischer Bauart bilden.

Die Beschaffenheit des Bodens ist verschieden; sandige Ebenen wechseln mit fruchtbarem Lande und fetten Viehweiden ab. Die Brachfelder geben erst die schönste Weide für das Vieh und dann wieder die besten Kornfelder ab, welche man, wenn das Land erschöpft ist (denn die Düngung mit Mist kennt man hier nicht), so lange brach liegen läßt, bis sie sich wieder erholt haben, während welcher Zeit man mit Hilfe des Feuers neue Strecken im Walde urbar macht, welche Neubrüche genannt werden. Die ehemalige französische und brittische Regierung nahm den canadischen Wilden ihre Ländereien mit Gewalt ab; jetzt aber wird ihnen ihr Land von der Regierung für jährliche Leibrenten abgekauft und den brittischen Colonisten unentgeltlich, doch mit der Bedingung überlassen, daß sie binnen 18 Monaten 5 Morgen urbar machen, in der Fronte ihres ganzen Besitzthums die Straße in den Stand setzen und ein hölzernes Haus von einer bestimmten Größe bauen. — Die Viehzucht ist unbedeutend. Da das Rindvieh niemals unter Dach kommt, so ist das Erfrieren des Hornes eine bei diesen Thieren im Winter häufig vorkommende Krankheit.

Die Volksmenge, fast ½ Million an der Zahl, besteht theils aus Ureinwohnern, theils aus angesiedelten Ausländern. Die Ureinwohner oder Indianer (s. Taf. IV.), deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermindert, indem sie von den neuen Ansiedlern in die Wildnisse zurückgedrängt werden, gehören zu verschiedenen Stämmen, namentlich zu denen der Allgonkinen, Irokesen und Huronen, und weichen im Ganzen genommen nur durch die Sprache

von ihren Landsleuten ab. Die Männer sind größer, schlanker und kräftiger, als die Weiber, unter welchen letzteren es jedoch auch manche Schönheit giebt; daher die Fälle nicht selten sind, daß französische und brittische Ansiedler Indianerinnen heirathen. Ihr Putz ist, wie man ihn fast bei allen Wilden findet, geschmacklos; doch nehmen sie jetzt mehr, als sonst, den Geschmack und die Sitten der Europäer an. Sie wohnen in schlechten Hütten, Wigwams genannt, welche größtentheils aus Pfählen bestehen, die mit Baumrinde überlegt und mit Thierfellen überhängt, wohl auch im Winter mit Eis und Schnee bedeckt werden, und daher sich leicht von einem Orte zum andern schaffen lassen. Zuweilen findet man 3 bis 4 solche Hütten zusammengebaut, in deren Mitte ein Feuer unterhalten wird. Eigentliche Dörfer haben die canadischen Wilden nicht, da Jagd und Fischerei ihre Hauptbeschäftigungen sind; nur hier und da, namentlich in der Nachbarschaft der Europäer, findet man eine größere Anzahl von Hütten beisammen, welche von eingeschlagenen Pfählen rings umgeben sind. Sie genießen in ihren Wildnissen eine vollkommene Unabhängigkeit und gehorchen bloß den Befehlen ihrer Familien- und Stammhäupter. Die Colonialregierung macht ihnen alljährlich Geschenke, um mit ihnen in Ruhe und Frieden zu leben. Für gemeinschaftliche Angelegenheiten werden öffentliche Versammlungen aller waffenfähigen Männer gehalten und im Kriege wählen sie einen obersten Anführer. Die Schärfe ihrer Sinne ist außerordentlich, wozu ihnen die Einfachheit ihrer Lebensweise, ihre beständigen Anstrengungen auf Reisen und Jagden, und insbesondere frühe Gewöhnung verhelfen. Die Kinder — sie sollen weiß geboren werden und erst durch Einreibungen mit Fett und Pflanzensäften und durch Unreinlichkeit eine dunklere Hautfarbe annehmen — werden sogleich nach ihrer Geburt in kaltes Wasser getaucht, in eine Thierhaut oder in ein Tuch gewickelt und auf ein mit Moos gepolstertes Bret gebunden. So werden sie von den Müttern herumgetragen oder an einen Baum gehängt und, wie bei uns die Kinder in den Wiegen, hin und her geschwungen. Um ihrer Jagden und Kriege willen üben die Väter ihre Söhne frühzeitig in den Waffen, wie in der Ertragung großer Beschwerden und Schmerzen, und feuern durch Erzählungen von den Großthaten der Ahnen ihren Muth an. Ihre Waffen sind, außer dem jetzt häufiger, als sonst, von ihnen gebrauchten Feuergewehre, Bogen und Pfeil, Streitaxt und Scalpirmesser. Ihre Kähne oder Kanots, welche sie aus Baumrinde, seltener von Fischhäuten, fertigen, sind, ob sie gleich 8 bis 10 Personen fassen, sehr leicht, so daß sie mit ihnen oft weite Reisen machen.

„Die Indianer," sagt Howison, „sind weit entfernt, Dummköpfe zu sein, obgleich sie in den Augen oberflächlicher Beobachter recht sehr viel Aehnlichkeit mit solchen haben. Sie sind äußerst zurückhaltend und lassen sich mit den Weißen, wenn sie nicht von ihnen angeredet werden, nicht in ein Gespräch ein. Es ist schwer, sie zu einem Ausdruck innerer Bewegung zu bringen; denn alle Aeußerung von Erstaunen, Freude, Besorgniß u. s. w. scheint ihnen nur Schwäche. Einen großen Theil ihres Lebens verbringen sie mit bloßem Hindämmern, mit über einander geschlagenen Beinen, auf einem Flecke sitzend, Tabak rauchend und wahrscheinlich dabei Luftschlösser bauend." Auch bemerkt Howison, daß sie im Besitz gewisser Arcana seien, die sie den Weißen nicht verrathen, z. B. schätzbare Arzneipflanzen, Köder zum Fange von vielerlei Thieren, Mittel, den Stacheln der Stachelschweine und andern Dingen schöne und dauerhafte Farben zu geben.

Howison machte auf einer seiner kleinen Reisen Bekanntschaft mii den Tuscorara-Indianern. Sie haben ein Dorf an der Grenze der vereinigten Staaten, welches aus siebenzig bis achtzig Häusern von bloßem Holz besteht, die an einem drei Meilen langen Wege hingebaut sind. „Ohne Umstände trat ich gleich in das erste, an das ich kam, hinein," erzählt er, „und hier fand ich mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen zwei Indianer auf einem Bett sitzend und aus Tomahawk-Pfeifen rauchend. Ihre Gesichter drückten die phlegmatischste Selbstzufriedenheit aus, die man sich denken kann, und kaum gaben sie sich Mühe, die Blicke nach mir

R. Weiberzahl

Das Nordlicht in den Polarländern.

Mann und Frau der Eskimaux.





Grönländer Mann u. Frau. Eskimaux von Labrador.

Eskimaux.

Eskimaux zu Wasser.

Hütten der Eskimaux.





Mann aus Acadien

Bewohner von Canada.

Der Niagara Fall.

zu kehren. Ein Weib war mit Flicken beschäftiget, und ein junger Mann schmauste Buttermilch und Kartoffeln. Zum Unglück verstand keiner Englisch, und als ich einige Zeit in der Mitte des Raums, kaum von ihnen bemerkt, verweilt hatte, war ich genöthigt, ein anderes aufzusuchen. Aber noch in einigen fand ich es gar nicht anders, die Familie war eben so beschäftigt; die Gemächer, die Betten, das Küchengeräth waren auf Ekel erregende Art schmutzig, und in keinem einzigen zeigte sich die mindeste Annäherung an die Sitten und Lebensart der Weißen. Endlich fand ich doch in einer Hütte eine Frau, welche gut Englisch sprach. Sie sagte mir, daß das Dorf etwa zweihundert Einwohner habe, aber daß vor einigen Monaten noch ihrer mehr, als dreihundert gewesen. Eine große Menge nämlich habe, durch Religionsstreitigkeiten veranlaßt, den Ort verlassen und sich an den großen Fluß begeben. Alle jetzt noch hier befindlichen seien Bekenner des Christenthums." Die Bewohner des Tuscorara-Dorfes haben eine beträchtliche Menge von Kühen und Schweinen, auch einige Pferde. An einigen Häusern sind auch kleine Gärten. Mit Jagd können sie sich nicht beschäftigen, da um ihr Dorf herum weit und breit keine Wälder sind. — Auch besuchte Hovison noch eine andere indianische Niederlassung, das Mohawk-Dorf genannt, worin etwa zweihundert Indianer wohnen, von denen die Mehrzahl halb civilisirt ist. Doch ist die Zahl der Einwohner sehr ungleich; denn wenn die Zeit der Jagd eintritt, verlassen Viele ihre Häuser und Ackerbaugeschäfte, und leben wieder eine Zeitlang bloß im Walde, welcher wilden Lebensweise die Indianer überhaupt sich nicht ganz entreißen lassen wollen. Ihre Gewohnheiten und ihre Neigungen widerstreben der Civilisation in gleich hohem Grade und die, welche man wirklich an Einem Orte bleiben und Ackerbau treiben sieht, thun es wahrscheinlich bloß, um den großen Strapazen und Entbehrungen zu entgehen, die mit dem Jägerleben verknüpft sind. Auch bei ihnen bleibt die Anhänglichkeit an das letztere und das beständige Herumschweifen so groß, daß selbst die civilisirtesten stets die Sehnsucht nach Rückkehr zu demselben deutlich verrathen. „Schon seit einer langen Reihe von Jahren," sagt Howison, „haben die Indianer die europäischen Niederlassungen häufig besucht und sogar mit den Bewohnern derselben Umgang gepflogen; aber nie sah ich einen, dessen Gewohnheit und Sinnesart im mindesten durch diesen Umgang influencirt worden wären, außer in so fern, daß sie von den Weißen eine Menge Laster angenommen hatten. Sie haben die rohen, aber den Wilden in seiner eigentlichen Größe zeigenden, Tugenden und Fertigkeiten darüber verloren, sie sind darüber selbst für das wilde Leben verkrüppelt und verdorben, und haben doch dagegen von den Europäern nur das Allernichtswürdigste eingetauscht, die Trunkenheit, die Unzüchtigkeit, die Gefräßigkeit u. s. w. Nach den vielen fruchtlosen Versuchen, welche gemacht worden sind, sie zu civilisiren, sollte man glauben, sie seien ganz unverbesserlich und daher schlechterdings aufzugeben." — Die um die bewohnten Theile Obercanada's sich herumtreibenden Indianer sind durch den Verkehr mit Europäern lasterhaft, schwelgerisch und lüderlich gemacht, namentlich ist durch den Genuß des Branntweins bei ihnen die Schärfe der Sinne, dieser erstaunenswürdige Vorzug der nordamerikanischen Wilden, abgestumpft worden. Doch sieht man bei ihnen immer noch viele, dem Europäer völlig unbegreifliche Talente, welche von ganz außerordentlicher Beobachtungsschärfe zeugen. Sie finden ihren Weg durch die dicksten Wälder, ohne einen andern Compaß, als das Moos, welches immer auf der Nordseite der Baumstämme wächst, und selten verfehlen sie es, gerade auf dem Punkte anzulangen, welchen sie bei ihrer Abreise sich zum Ziele gesteckt hatten. Sie entdecken und verfolgen Fußpfade, die ein Weißer nicht sieht; denn sie bemerken auf dem den Boden bedeckenden dürren und verfaulten Laube, ob vor kurzem ein Mensch oder Thier darüber hingegangen ist — ein Talent, welches auch von den Eingebornen Südamerika's gerühmt wird.

Als Verbündete sind die Indianer schwach und nutzlos; aber als Feinde gefährlich. In dem Kriege mit den vereinigten Staaten wa-

ren sie den Engländern von geringem Nutzen, da sie keine Mannszucht und Subordination anerkannten und gewöhnlich gleich beim Anfange des Gefechts die Flucht ergriffen, am Ende desselben aber zurückkehrten, um die Gebliebenen von beiden Heeren auszuplündern. Indeß hätten sie auch den Engländern einen nicht zu berechnenden Schaden zufügen können, wären sie feindselig gegen sie gesinnt gewesen; denn bei ihrer vertrauten Bekanntschaft mit den Wäldern, ihrer Gewandtheit im Ueberfallen und ihrem bewundernswürdigen Talent im Zielen können sie leicht einen Feind necken und schwächen, fast ohne dabei sich irgend einer Gefahr auszusetzen. Ihre Menge und ihre Streitkraft sind in erstaunlichem Abnehmen, und wenn die Bevölkerung Canada's in demselben Maaße, wie bisher, zunimmt, so wird wahrscheinlich nach wenigen Jahren schon unterhalb des Huronsee's kein einziger Indianer mehr zu sehen sein.

Die Gastfreiheit ist eine Haupttugend der canadischen Wilden; sie theilen alles mit dem, der es bedarf, bieten dem Gaste ihre Wohnungen und Lebensmittel an, und viele Europäer versichern, daß sie unter diesen Wilden glücklicher gelebt hätten, als in ihrem cultivirten Vaterlande. Die Oberhäupter sind darum oft die ärmsten, weil man von ihnen die höchste Freigebigkeit erwartet, zumal da die Sorge für das gemeine Beste sie oft vom Jagen und Fischen, ihrem einzigen Erwerbe, abhält. Auch gegen ihre eigenen Landsleute sind sie menschlich, hilfreich und wohlthätig. Glückt einem von ihnen die Jagd nicht, schlägt ihm die Aernte fehl oder brennt ihm seine Hütte ab, so fühlt er sein Unglück wenig, indem ihn seine Stammgenossen thätig unterstützen. Auch in der Freundschaft sind sie treu und der einmal geschlossene Bund wird bis in den Tod unverbrüchlich gehalten. Nur in der Rache sind sie unversöhnlich, sollten sie auch erst nach zehn Jahren das Vergeltungsrecht üben und viele Meilen weit deshalb reisen. Sie beobachten alles außerordentlich genau und haben ein sehr treues Gedächtniß; daher können sie noch nach vielen Jahren Reden, die sie einmal gehört haben, wieder hersagen. Ihre Reden sind bilderreich und oft voll Stärke und Kraft im Ausdrucke, selbst zuweilen mit Witz und Satyren gewürzt. Gleich den uralten Deutschen, mit denen der canadische Wilde überhaupt viel Aehnlichkeit hat, scheuen sie nichts mehr, als Knechtschaft und Dienstbarkeit. Daher hassen sie die Neger, weil sie Sklaven sind, und verachten Jeden, der nicht so frei ist, als sie sich wähnen. Sie halten sich für die erste Nation der Erde, und meinen, wenn sie nur wollten, könnten sie die ganze Welt erobern.

Höchst sonderbare Gebräuche haben die canadischen Wilden bei ihren Hochzeiten, Ehescheidungen und Begräbnissen (s. Tafel V. und VI.). Bräutigam und Braut, welche nicht selten schon im 8. Jahre mit einander verlobt werden, geben einander mancherlei Geschenke, wobei mehrere Gäste als Zeugen gegenwärtig sind. Ein Stock wird in so viel Stücke zerbrochen, als Zeugen da sind, deren jeder ein Stück mit sich nimmt. Trennen sich nachher die Eheleute, so erfolgt die Ehescheidung dadurch, daß diese Stücke in ihrer Gegenwart von jenen Zeugen verbrannt werden. Ehebruch kommt selten bei ihnen vor. Die Vielweiberei ist zwar erlaubt, aber nicht häufig, weil es ihnen schwer fällt, mehrere Weiber zu ernähren. Die Verstorbenen werden vor der Beerdigung bemalt, ordentlich angezogen, aufrecht hingesetzt und ihre Waffen daneben gelegt. Es werden Trauer- und Lobreden gehalten, von den Weibern (niemals von den Männern) wird geheult und gewehklagt und endlich tüchtig geschmaust.

Die religiösen Begriffe der canadischen Indianer sind zwar reiner, als die der Eskimos, aber doch auch mit vielen abergläubischen Vorstellungen vermischt. Sie glauben an ein höchstes Wesen, den großen Geist, dem sie opfern, an gute und böse Untergötter, deren Bilder sie in Holz geschnitzt bei sich tragen, an Zauberer, die den asiatischen Schamanen vollkommen gleichen, und an ein Leben nach dem Tode, wo die Tapfern einander wiederfinden.

Die Weißen, welche sich in Canada angesiedelt haben, sind theils französischer,

theils brittischer Abkunft. Unter ihnen sind die französischen Abkömmlinge die zahlreichsten und an Charakter, Sitten und Sprache leicht als solche zu erkennen. Nur in Ansehung der Kleidertracht weichen sie von ihren europäischen Landsleuten ab, indem die Männer weite Pumphosen, Stiefeln von ungegerbten Häuten und über dem Hemde eine Jacke oder einen Rock, die Frauen und Mädchen aber ein blaues oder scharlachrothes Leibchen ohne Ermel, einen Rock von anderer Farbe, ein feines Hemd und einen Strohhut tragen. Ueber ihren Charakter und ihre Sitten urtheilen Reisende sehr günstig, indem sie vorzüglich ihre Betriebsamkeit, Munterkeit, Gutmüthigkeit und Höflichkeit rühmen. Daher haben auch die Indianer zu ihnen mehr Vertrauen, als zu den eingewanderten Britten, welche der niedrigsten Volksclasse des Landes, das sie verlassen haben, angehörend, weit weniger Bildung haben, als die französischen Canadier. Da diese in Untercanada, jene in Obercanada die größere Volksmenge ausmachen, so läßt es sich schon erwarten, daß die Bewohner der beiden Canada's in ihren Sitten einigermaßen von einander abweichen. In Untercanada findet man Sitten und Gebräuche, die an Frankreich erinnern. Am Neujahrsfeste wandern die Gratulanten von Haus zu Haus, und alle Frauenspersonen empfangen einen ehrbaren Kuß; diese Festlichkeit dauert 3 bis 4 Tage. Wenn eine Hochzeit gewesen ist, so kommen die fröhlichen Jünglinge aus der Nachbarschaft vor die Wohnung der Neuvermählten, machen einen großen Lärm und verlangen ein Geschenk, welches gewöhnlich von den Empfängern zu wohlthätigen Zwecken verwendet wird. An Sommerabenden versammeln sich nach vollendeter Arbeit die jüngeren Leute beiderlei Geschlechts auf freien Plätzen und belustigen sich mit Tanz und Gesang. — Die Obercanadier sind überaus neugierig und lieben, außer Kartenspiel, Tanz, Pferderennen und dem aus Altengland mitgebrachten Boxen, insbesondere die Freuden der Tafel. Schon beim Frühstück erscheinen nicht selten 12 — 14 verschiedene Schüsseln, und eben so reichlich ist der Mittags- und Abendtisch besetzt. Bei diesem verschwenderischen Leben ist es etwas Seltenes, daß ein canadischer Bauer sehr alt wird oder seinen Kindern ein bedeutendes Vermögen hinterläßt.

Die Hauptbeschäftigungen der angesiedelten Europäer sind Acker- und Gartenbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd. Die Manufacturindustrie ist unbedeutend; es fehlt selbst an den nöthigen Handwerkern. Der Handelsverkehr aber ist ziemlich lebhaft und geschieht zu Wasser, theils mit dem Mutterland und den vereinigten Staaten, theils mit den Indiern, von welchen vorzüglich Pelzwerk gegen Gewehre, Pulver, Blei, Tabak und einige europäische Manufacturartikel eingehandelt wird.

Durch die Ansiedelungen der Europäer, deren jeder einen Platz von 4 Morgen Länge und 30 bis 40 Morgen Breite erhält, entstehet eine eigene Art von Ortschaften, die Paroisen genannt werden. Mehrere solcher einzelner Ansiedelungen haben eine Kirche gemeinschaftlich. Da es aber nicht überall Kirchen giebt, so werden viele gottesdienstliche Versammlungen im freien Felde gehalten, welche oft acht Tage lang dauern und eine strenge Aufsicht der Kirchenpolizei nöthig machen. Die Häuser, welche theils von Holz, theils von Ziegeln dauerhaft und bequem aufgeführt werden, nur ein Stockwerk haben und meist mit Schindeln gedeckt sind, stehen oft weit aus einander, weil jeder Landwirth sein Wirthschaftsgebäude, Gärten, Felder und Wiesen um seine Wohngebäude her liegen hat. Man lebt einfach und sparsam und hält außer dem Zuchtvieh ein oder zwei Gespann Pferde, einen Schlitten, eine leichte Kalesche und einen zweirädrigen Wagen (s. Taf. VI.).

Was die Religion betrifft, so ist die römischkatholische Kirche die herrschende. Es bekennen sich zu ihr die französischen Canadier, die meisten Irländer und die für das Christenthum gewonnenen Indier. Die Engländer und Schotten aber sind theils Episkopalen, theils Presbyterianer, Methodisten ꝛc. Das Oberhaupt der katholischen Geistlichkeit ist der Bischof von Quebeck. Uebrigens herrscht völlig freie Religionsübung.

Auf Künste und Wissenschaften wird im Allgemeinen nicht viel gehalten; es giebt sogar Mitglieder des Unterhauses, die weder lesen noch schreiben können. Das Volk auf dem Lande wird von den Predigern unterrichtet; doch sind die Schulen theils wegen der zerstreuten Lage der Wohnungen, theils deswegen schlecht besucht, weil die Knaben schon frühzeitig angehalten werden, ihre Väter in den Wald oder auf das Wasser zu begleiten.

Beide Canada's, jedes von einem besondern Gouverneur regiert, haben gleiche Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Dem Gouverneur, welcher die Stelle des Monarchen vertritt, ist nebst dem ihm zur Seite stehenden gesetzgebenden und vollziehenden Rathe und der Versammlung der Repräsentanten, welche aus einem Ober- und Unterhause besteht, die höchste Gewalt anvertraut. Alle Bills und Akten müssen durch beide Häuser gehen und dann die Zustimmung des Gouverneurs erhalten, ehe sie gesetzkräftig werden. In gewissen Fällen müssen sie auch der Begutachtung des Londoner Parlaments unterworfen werden. Von dem Generalgouverneur in Untercanada hängt der Gouverneur in Obercanada nur in Militärangelegenheiten ab. Letzterer hat seinen Sitz in York; jener in Quebeck (s. Taf. VII.), welche nicht nur als stärkste Festung in Amerika, sondern auch wegen ihrer romantischen Umgebungen und der, wie in Genua, sich amphitheatralisch über einander erhebenden Gassen und Häuserreihen merkwürdig ist. — Außer dem in Friedenszeiten nicht viel über 6000 Mann starken, regelmäßigen Militär besteht noch eine einheimische Miliz, welche auf 15,000 Mann geschätzt wird.

7. Bewohner des westlichen Binnenlandes.

Unter dem westlichen Binnenlande verstehen wir die über 50,000 geographische □Meilen große Strecke Landes, welche im Süden an die vereinigten Staaten, im Osten an Canada und Neuwales, im Norden an das Parrymeer und im Westen an das aus dem westlichen Theile der vereinigten Staaten sich nach Norden hin ziehende und wahrscheinlich bis zum Eismeere erstreckende Felsengebirge grenzt. Doch sind an mehrern Punkten die Grenzen noch unbestimmt, wie auch ein großer Theil des Innern noch ganz unbekannt ist. Die meisten Nachrichten über dieses weite Gebiet verdanken wir den Pelzhändlern, die mit den hier wohnenden unabhängigen Völkerstämmen im Handelsverkehr stehen. Das Klima ist milder, als in den östlichen Ländern, und der Boden, zumal in den südlichen Gegenden, fruchtbar. Große Strecken sind mit unermeßlichen Waldungen von Eichen, Buchen, Fichten, Cedern, Ahorn und andern Baumarten angefüllt, in denen außer der Menge von Pelzthieren auch große Heerden von Ochsen, Hirschen und Rennthieren herumstreifen.

Die Einwohner bestehen, außer den wenigen Europäern, welche den Pelzhandel im nördlichen Amerika betreiben, aus verschiedenen, gewöhnlich freie Indianer genannten, zuweilen auch unter dem gemeinschaftlichen Namen von Canadiern begriffenen Völkerschaften, deren viele aus Mexiko gekommen zu sein scheinen. Sie sind wohlgebaut, bräunlichroth von Farbe, mit schlichten schwarzen Haaren, starken Backenknochen, spitzen Habichtsnasen und sehr feinen Sinnen. Wie die meisten wilden Völker, tätuiren sie sich oder bemalen das Gesicht mit den grellsten Farben. Sie bekriegen sich oft unter einander und sind größtentheils sehr grausam gegen die Gefangenen. Eine furchtbare Gewohnheit ist das Scalpiren, d. h. das Abstreifen der Haut des Schädels nebst den Haaren mit dem Scalpirmesser, einem gewöhnlichen starken Messer, das Einige am Halse, Andere am Leibgürtel hängen haben. Die abgezogenen Kopfhäute (Scalp) werden getrocknet und von den Kriegern entweder an die Kriegskleidung befestiget oder auf Stangen, als Zeugen ihrer Waffenthaten, zur Schau getragen. Ob sie sich gleich auch des Feuergewehrs bedienen, so sind doch das Scalpirmesser und die Streitaxt oder der Tomahawk ihre liebsten Waffen. Das Wampum, eine mit Muscheln oder Korallen besetzte Schnur, und das Kalumet oder die Friedenspfeife, die man sich einander zuschickt, dienen bei ih-

ren Bündnissen, Handelsgeschäften und Friedenstractaten als Documente. — Sie führen größtentheils ein nomadisirendes Leben und verschaffen sich durch Jagd und Fischerei ihren Unterhalt. Zum Theil treiben sie jedoch auch Ackerbau und Viehzucht, haben Dörfer und Städte, und stehen unter Oberhäuptern, Caziken oder Tahis genannt. Unter der großen Zahl der einzelnen Völkerschaften, deren man über 100 zählt — von Vielen werden sie in zwei Hauptclassen, in Nord- und Südindier, eingetheilt — wollen wir hier nur der bekanntesten und merkwürdigsten gedenken.

Die Irokesen (s. Taf. VII.)

gehören eigentlich zu den Mohakern (Mohawks, Mohikans) oder den sechs vereinigten Nationen, wie sie seit dem amerikanischen Freiheitskriege, wo sie Bundesgenossen der Britten waren, genannt werden, und verlieren sich nur in ihren letzten Zweigen in den Landesstrich, dessen Bewohner wir jetzt beschreiben, da sie größtentheils am Erie- und Ontariosee wohnen. Sie selbst nennen sich die Aquanoschioni, d. h. Innigverbundene. Sie sind wohlgebaut, stark, meist über $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch und empfehlen sich, obgleich ihre Gesichtsbildung beim ersten Anblick nicht viel Einnehmendes hat, durch ihre Gutmüthigkeit, Geselligkeit und Ehrlichkeit. Ihre Hütten sind halb unter, halb über der Erde gebaut. Ihre Lagerstätten bestehen aus Binsen, Moos und wollenen Decken, die sie von den Europäern kaufen. Ihre gewöhnlichsten und liebsten Speisen sind Fische, Vögel und Bärenschinken. Brod haben sie selten, und nur zum Geschenk für ihre Kinder bringen sie zuweilen aus den Städten etwas davon mit. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit Jagd; doch treiben sie seit 1794 auch Ackerbau und Viehzucht, selbst Spinnerei und Weberei in groben Tüchern, Leinwand und Zeuchen, und haben schon mehrere Schulen, in welchen die Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen. Ihre Kähne sind Meisterstücke der Kunst und so niedlich und leicht aus Birkenrinde gemacht, daß sie bequem auf der Schulter fortgetragen werden können. Wenn die Väter baden gehen, so nehmen sie eine Menge kleiner Kinder mit, welche sie schwimmen und untertauchen lehren. Wie sie wegen ihrer Einsichten von den übrigen Indianern geschätzt werden, so werden sie auch im Kriege ihrer außerordentlichen Tapferkeit wegen von ihnen gefürchtet. Sie werden von einem Stammfürsten regiert, dessen Würde erblich ist und der sich durch seine Kleidung von seinen Unterthanen unterscheidet (s. Taf. VII.). Er trägt ein mit Muschelknöpfen zusammengeknöpftes Hem einen kurzen Rock mit Ermeln und darüber eine Art Mantel. Seine langen Beinkleider sind von Rehfell und die Schuhe von Büffelhaut mit Bandschleifen. Am Halse trägt er Schnuren von länglich geschliffenen Muschelknöpfen. — Zu dem Stamme der Mohaker gehören auch

die Huronen,

welche in einer der angenehmsten und fruchtbarsten Gegenden, westlich vom Flusse Huron, wohnen. Ehemals wohnten sie an der Ostseite des Huronsees, wurden aber von den Irokesen verdrängt. Sie gehören zu den wohlhabendsten und gebildetsten Indianern, denn sie wohnen in ordentlich gezimmerten Häusern, treiben Ackerbau und Viehzucht, und haben auch einige Manufacturen, in welchen grobe Tücher, Zeuche und Decken gefertiget werden. Die Weiber sollen unter allen Indianerinnen die schönsten sein. Durch Kriege mit andern Stämmen ist ihre Zahl sehr vermindert worden, und jetzt können sie nicht mehr als 6—700 streitbare Männer stellen. Viele derselben sind durch französische Missionäre zum Christenthume bekehrt worden und bei Quebek findet man ein ganzes Dorf christlicher Huronen.

Die Knistinoer,

von den Franzosen **Knistineaux**, oft auch Krihs (englisch Crees) genannt, bewohnen die südlichen Theile des Binnenlandes. Sie waren ehemals eine zahlreiche, mächtige und räuberische Nation, werden aber von Franklin als einer der „harmlosesten" indischen Volksstämme beschrieben. Sie sind von mittlerer Größe, kupferrother Farbe, haben schwarzes

Haar, schwarze, geistvolle Augen, und sind, besonders das weibliche Geschlecht, wohl proportionirt. Sie bemalen das Gesicht mit verschiedenen Farben und tätuiren sich. Ihre Kleidung besteht aus Pelzen, Beinkleidern, Stiefeln und einem Obergewande, das bei den Männern bis über die Hüften, bei den Weibern aber bis an die Kniee herab reicht. Doch sind sie so abgehärtet, daß sie nicht selten auch ohne Kleider, selbst bei großer Kälte, auf die Jagd gehen. Sie werden zwar von Seiten ihres milden Charakters, ihrer Gastfreiheit und Großmuth gelobt; doch sind die Frauen auch bei ihnen, wie bei den meisten indischen Völkern, einer despotischen und harten Behandlung unterworfen, daher diese nicht selten ihre Töchter umbringen, um sie einem ähnlichen traurigen Loose zu entziehen. Auch in ihren Kriegen verleugnen sie die Milde ihres Charakters. In gedrängten Haufen und mit dem größten Ungestüm greifen sie ihre Feinde an, und tödten meist mit muthwilliger Grausamkeit die Gefangenen und scalpiren die Todten. Fast jeden Sommer überziehen sie mit ihren Stammverwandten und Bundesgenossen, den Steinindiern, die westlicher wohnenden Völker, welche sie Sklavenindier nennen (ein Schimpfname, den sie allen mit glücklichem Erfolge von ihnen bekämpften Stämmen beilegen), mit Krieg. — Jagd und Fischerei liefern ihnen ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel. Besondere Wichtigkeit hat für sie die Jagd der Bären, zu deren Aufsuchung sich gewöhnlich mehrere Jäger versammeln, was meist im Winter geschieht, wo dieses Thier schläft. Je mehr Bären ein Jäger erlegt hat, desto größer ist sein Ruhm. — Außer dem großen Geiste, den sie unter dem Namen **Kitschi Manitu** verehren, glauben sie auch an Untergötter, die sie als Hausgötzen, in rothe und blaue Tücher gewickelt und mit Federmützen geziert, mit sich herumtragen. Auf Amulete, Zauberer und Träume halten sie viel; auf letztere geben sie vorzüglich Achtung, wenn die große Bärenjagd bevorsteht, um zu erfahren, wo die Bären sich aufhalten. — Ihre **Todten** begraben sie unter mancherlei Feierlichkeiten und ehren ihr Andenken dadurch, daß sie sich Arme und Schenkel zerfleischen. Die verstorbenen Anführer und Helden im Kriege werden vor ihrem Begräbnisse auf ein hohes Schaugerüst ausgestellt und ihre besten Sachen, nicht selten auch ihre Weiber, mit in das Grab geworfen.

Zu den Knistinoern gehören auch die **Wasserfallindier** (Fallindier) an den Wasserfällen des Hirschflusses, die **Blutindier**, an dem nördlichen Saskatschawan, und die **schwarzfüßigen Indier** in der Gegend, wo der nördliche und südliche Saskatschawan sich vereinigen, von welchen allen jedoch nichts Näheres bekannt ist.

Die Steinindier oder **Assinibolen**,

südwestlich von den Knistinoern wohnend, haben zwar ein gefälliges Aeußere, aber einen minder guten Charakter, als diese. Ihre Gestalt und Gesichtsbildung könnte man, bis auf die zu weit hervorstehenden Backenknochen, schön nennen. Ihre Kleidung ist zierlich und besteht aus weiten ledernen Schifferhosen und einem Wamms, über dem sie einen weiten Rock von Büffelfell tragen. Sie flechten Glasperlen und metallene Knöpfe reihenweise als Schmuck in die Haare, die an jeder Seite der Stirn herabhangen und woran Korallenglöckchen befestiget sind. Sie sind grausam, treulos und betrügerisch. Alles, dessen sie nur habhaft werden können, stehlen sie, besonders Pferde, weil sie meinen oder wenigstens sagen, der Schöpfer habe sie zum Gebrauche für alle Menschen geschaffen. Sind sie bei einem Diebstahle ertappt worden, so begreifen sie nicht, wie man von ihnen verlangen könne, das Gestohlene ohne eine angemessene Vergütung herauszugeben. Wehrlose, die sie in der Einsamkeit antreffen, berauben sie unbarmherzig aller ihrer Kleider und überlassen sie, im härtesten Winter selbst, nackend ihrem Schicksale, oder ermorden sie, wenn sie Widerstand finden. Reisende Handelsleute müssen daher stets auf ihrer Hut sein und zur Nachtzeit Wachen ausstellen, um nicht von ihnen überfallen zu werden. Um jederzeit zum Angriff oder zur Vertheidigung bereit zu sein, trägt der Assinibole stets den Köcher auf

der Schulter und den Bogen und einen Pfeil, zuweilen auch eine Flinte, in der Hand.

Die Tschipiweier

oder Chepewyans, wie sie die Engländer schreiben, wohnen an der Südseite des Sklavensees, wohin sie, nach ihrer eigenen Erzählung, vom Norden her gekommen sein sollen, und haben ein weniger einnehmendes Aeußere, breite Gesichter, hervorstehende Backenknochen und weite Nasenlöcher, aber gute Zähne und schöne Augen, und sind von mittlerer Statur. Sie tätuiren sich und tragen das Haar theils lang, theils verschnitten. Jagd und Fischerei liefern ihnen den Unterhalt und die Mittel, solche Waaren von den europäischen und canadischen Pelzhändlern einzutauschen, die ihnen zum Bedürfniß geworden sind, als geistige Getränke, Eisenwaaren, Waffen, Pulver und Blei, Tabak, linnene und wollene Stoffe zu Kleidungsstücken u. dgl. m. Sie bringen ihre Waaren nach den verschiedenen Forts der Pelzhändler, namentlich in das Fort Chepewyan, wo sie, nachdem sie sich durch Abgesandte haben anmelden lassen, von jenen mit Flintensalven begrüßt werden, welche sie erwidern. Ehe die Handelsgeschäfte, wobei die Tabakspfeife eine wichtige Rolle spielt, beginnen, werden ein paar Tage mit Trinken und Schmausen zugebracht. Den Häuptlingen der Indier verehren die Pelzhändler außer andern Geschenken noch insbesondere eine Fahne und einen buntfarbigen Anzug. — Dem Charakter nach sind die Tschipiweier ernsthaft und zurückhaltend, redlich unter einander, gegen Fremde aber hinterlistig und betrügerisch. Ihre Weiber behandeln sie hart und bürden ihnen die beschwerlichsten Lasten auf, namentlich auch das Ziehen der Schlitten, welche Arbeit sonst von den Hunden verrichtet, später aber, aus Rücksicht auf den Glauben, daß ein Hund der Stammvater der Tschipiweier gewesen, ihnen abgenommen wurde. Für ihre Kinder haben sie eine zärtliche Liebe. Von ihrer Anhänglichkeit an ihre verstorbenen Freunde glaubte Franklin darin einen Beweis zu finden, daß sie ihre Zelte niemals da wieder aufschlagen, wo sie mit diesen zusammengelebt haben, um schmerzlichen Erinnerungen auszuweichen. — Von ihrer Religion weiß man wenig. Sie verehren ein gutes und ein böses Wesen, glauben eine Seelenwanderung und ein künftiges Leben, wo die Bösen, bis ans Knie im Wasser stehend, vergebens nach jenen glücklichen Inseln streben, auf welchen die Guten in sinnlicher Lust schwelgen.

Als Stammverwandte der Tschipiweier nennen wir hier sogleich die Ottawaer und die Nipissongs, ob sie gleich dem von ihnen bewohnten Landesstriche nach in das Gebiet der vereinigten Staaten gehören.

Die Ottowaer (s. Taf. VIII.),

welche die Landenge zwischen den Seen Huron und Mischligan bewohnen, haben mit den Europäern viel Verkehr und sind daher cultivirter, als manche andere Indianerstämme. Sie treiben Ackerbau, wohnen in kegelförmigen Hütten und ändern alle Frühlinge und Herbste ihre Wohnungen, indem sie dieselben im Sommer, des Getreidebaues wegen, in der Nähe der Flüsse und Seen, im Winter, um der Jagd willen, tiefer im Lande haben. Man rühmt ihre guten Sitten, ihre Mäßigkeit, besonders im Genusse geistiger Getränke, ihre Ehrlichkeit — einen Dieb trifft allgemeine Verachtung — und ihre Bereitwilligkeit, Nothleidenden zu helfen.

Die Nipissongs (s. Taf. VIII.)

gehören ebenfalls zu dem Stamme der Tschipiweier und wohnen an der Nordseite des Regensees, daher sie auch Seeindianer genannt werden. Sie pflegen sich wenig zu bekleiden; die Männer tragen nur einen kleinen Schurz und im Winter ein Fell, die Weiber wickeln um den Leib eine Decke, die über die Schultern zusammengebunden ist und fast bis an die Knie herabreicht. Sie bedienen sich mit vorzüglicher Geschicklichkeit der Bogen und Pfeile, wie auch der Tomahawks, welche lange Griffe haben und ebenso, wie die Friedenspfeife (das Kalumet), mit verschiedenen Farben und Federn von besonderer Bedeutung geschmückt werden.

Die Biberindier

wohnen im Norden des Sklavensees und haben ihren Namen von den Bibern, deren Felle sie vorzugsweise in den Handel bringen; daher auch die Biberfelle bei ihnen sowohl, als bei den in ihrer Nachbarschaft wohnenden Indiern die Stelle des Geldes oder des Maaßstabes vertreten, nach welchem die Preise bestimmt werden. Sie leben meist von Jagd und Fischerei und wohnen in Erdhütten oder Höhlen. Von Religion, Gott und Unsterblichkeit haben sie wenig Begriffe. Nach dem Tode eines nahen Verwandten lösen sie sich ein Fingerglied ab und verwunden sich stark am Arme, zum Zeichen der Trauer um ihn. Auch vernichten sie das Eigenthum des Verstorbenen.

Die Hundsrippenindier,

oder Dogribindier, nordöstlich vom Sklavensee wohnend, sollen ihren Namen daher haben, weil sie die meisten ihrer Geräthschaften, als Wurfspieße, Pfeilspitzen u. s. w., von Knochen verfertigen. Einer unter ihnen verbreiteten mündlichen Ueberlieferung zufolge sollen ihre Voreltern aus Westen her gekommen sein. Mild und gastfrei, aber zur Arbeit träge, bringen sie einen großen Theil ihrer Zeit mit Tanz, Gesang und andern Belustigungen zu, daher auch viele benachbarte Indianerstämme von ihnen ihre Tänze, Lieder und Melodien entlehnen. Sie weichen in ihren Sitten namentlich dadurch von andern Indianern ab, daß bei ihnen die Männer die schwereren Arbeiten verrichten, die Weiber aber vorzüglich mit Putz sich beschäftigen. Doch würde man irren, wenn man davon auf eine liebevolle Behandlung der Frauen schließen wollte, indem Reisende, die mit dieser Nation im Verkehr standen, das Gegentheil bezeugen.

Die Hasenindier,

welche nördlich von den Biberindiern, zwischen dem Mackenzie- und Kupferminenflusse wohnen, haben ihren Namen von den weißen Hasen, die auf ihrem Jagdgebiete in großer Menge gefunden werden. Sie sind klein von Statur, haben große Füße und entstellen ihr Gesicht durch Stückchen Holz und Gänsefedern, die sie durch die Nase stecken, wie sie überhaupt sich gern mit bunten Federn und Blumen, Glaskorallen, Stachelschweinborsten u. dgl. schmücken. Man bewundert die Kunst und Geschicklichkeit, mit welcher sie ihre Kleider aus Mus- und Rennthierfellen fertigen und ihre Gefäße aus den Wurzeln der Pechtanne so dicht flechten, daß keine Flüssigkeit durchdringen kann, wie man die Form und Schönheit ihrer Kähne lobt, welche ziemlich groß, am Vordertheil überdeckt und zur Fahrt auf dem hohe Wellen schlagenden Mackenziestrome geschickt sind. Die Rennthiere, deren Häute und Felle sie zur Kleidung, deren Sehnen sie zu Fischnetzen und deren Geweihe sie zu Dolchen, Pfeilen und Keulen gebrauchen, versammeln sich im Sommer hier in zahlreichen Heerden, und werden von den Jägern theils mit dem Schießgewehr erlegt, theils mit starken Schlingen gefangen, was durch die große Neugierde dieser Thiere sehr erleichtert wird.

Die Kupferindier

wohnen zu beiden Seiten des Kupferminenflusses, und werden von den Tschipiweiern, denen sie in Sprache und Sitten ähnlich, in Ansehung des Charakters aber vorzuziehen sind, Birkenrindeindier genannt. Sie behandeln ihre Frauen ziemlich mild, ob sie gleich dieselben als eine Art von Eigenthum betrachten, und sind gegen Fremde wohlwollend und uneigennützig. Sie waren zu der Zeit, als Hearne sie kennen lernte, von den Tschipiweiern unterdrückt; seitdem sie aber Schießgewehre von den Handelsleuten erhalten, haben sie sich von ihrem Joche frei gemacht. Von ihren religiösen Ideen konnte Franklin wenig erfahren. Soviel erklärte unverholen ein alter Mann, daß er an keinen Gott glaube, weil er schon so alt geworden sei und noch nie einen gesehen habe. — Nördlich von diesen leben

Die Zänker,

an beiden Seiten des Mackenzie, und haben ihren Namen daher erhalten, weil sie den zuerst sie besuchenden Reisenden, Mackenzie, mit gro-

dem Geschrei und Gezänk empfingen. Ob sie gleich anfangs sich sehr feindselig gegen ihn benehmen zu wollen schienen, so zeigten sie sich doch nachher als sehr gutmüthige Leute. In ihrem Aeußern, ihrer Sprache, ihrer Kleidung und ihren Sitten nähern sie sich mehr den Eskimos, als den übrigen Indiern. Ihre mannshohen Hütten, neben welchen sich Gruben zur Aufbewahrung ihrer Wintervorräthe befinden, sind von Treibholz erbaut und mit Weidenzweigen bedeckt. Ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel gewährt ihnen die Jagd und Fischerei. Sie schmücken sich gern mit Schnüren von bunten Glaskorallen, die sie gegen ihre Waaren eintauschen; sie durchbohren den Nasenknorpel und stecken kleine Muscheln hinein. Die Weiber haben eine weite Kragenkappe, in welcher sie die Kinder tragen. Auf die Gräber der vornehmen Verstorbenen werden Bogen, Speere und Ruder gelegt.

Die Bogenindier

wohnen westlich vom Mackenziestrome bis zum Friedensflusse hinauf, und haben ihren Namen von den großen, an 6 Fuß langen, von Cedernholz verfertigten Bogen, deren sie sich bedienen. Sie sind von mittler Statur und schwarzgelber Haut, tätuiren sich und halten sich (besonders die Weiber) sehr unreinlich. Nach einer unter ihnen, wie auch unter andern benachbarten Stämmen verbreiteten mündlichen Ueberlieferung sind ihre Urältern aus einem westlichen flachen Lande gekommen, wo ein ewiger Sommer und Bäume mit großen Früchten waren. In dem Lande, welches ihre Voreltern bewohnten, erschien ein Mann, der Kranke heilte, Todte auferweckte und viele andere Wunder that, sie auch ermahnte, ein rechtschaffenes Leben zu führen, und von dem niemand wußte, woher er kam und wohin er ging. Aus jenem Lande wurden sie durch eine Ueberschwemmung vertrieben. Sie nahmen ihren Weg nach Norden und setzten auf einem Floß über eine Meerenge, die seitdem zugefroren ist, und sie wieder heimzukehren verhindert. Aus einigen Kupfermünzen, die man bei ihnen gefanden hat, läßt sich auf einen Verkehr schließen, in welchem sie mit den Bewohnern des russischen Amerika stehen. — Den nördlichen Saum des Binnenlandes, die Küste längs des Parrymeeres bewohnen

Eskimos,

welche von den oben (S. 7.) schon beschriebenen nur in wenig Stücken abweichen und mit den benachbarten Indianern in steter Feindschaft leben. Die, welche Franklin an der östlichen Seite der Mündung des Kupferminenflusses fand, hatten, bis auf die kleinen Augen, eine ganz europäische Gesichtsbildung. Sie bekleiden sich mit Rennthierfellen, fertigen ihre Schuhsohlen aus Seehundsfell und wohnen theils in Schneehütten, theils in Zelten. Jagd und Fischerei verschaffen ihnen Unterhalt, sind aber nicht immer sehr ergiebig, daher sie sorgfältig alles aufbewahren, was ihnen irgend zur Nahrung dienen kann. So fand Franklin in einem Lager, das sie bei seiner Ankunft aus Furcht verließen, außer einigen Geräthschaften, etwas getrockneten, halbverfaulten Lachs, Fischgedärme und eine Menge Häute von kleinen Vögeln und zwei Mäusen, welche zum Trocknen ausgebreitet waren. Ihre Kochgeschirre sind aus Thon, ihre Schüsseln aus Tannenholz, und ihre Löffel aus Hörnern der Moschusochsen zum Theil recht zierlich gearbeitet. Bogen und Pfeile sind ihre Waffen. Auf eiserne Werkzeuge legen sie einen sehr großen Werth. — Die Eskimos, welche Franklin an der Westseite der Mündung des Mackenziestromes fand, waren größer, als die östlich wohnenden. Die Männer trugen einen Bart an Oberlippe und Kinn, in dem Nasenbeine Stücke von Knochen und Muscheln, und in der Unterlippe runde Stücke von Elfenbein mit einer großen blauen Glaskoralle in der Mitte. Die Weiber waren größtentheils wohlbeleibt und einige der jüngeren hübsch. Sie ließen sich gern malen und bezeugten ihre Freude darüber durch Lachen und Hüpfen. Ihre Winterwohnungen waren aus Treibholz gebaut und mit Baumwurzeln gedeckt, enthielten drei kleine Gemächer, und hatten zwei Eingänge, welche so niedrig waren, daß man kriechen mußte.

8. Bewohner von Neuwales.

Neuwales, im Osten des westlichen Binnenlandes, ebenfalls eine brittische Provinz, wird durch den Fluß Churchil in Nord- und Südwales getheilt und von den Britten auch Westmain (die westlichen Hudsonsbailänder) genannt. Die Produkte dieses rauhen und wilden, in seinem östlichen und südöstlichen Theile sehr gebirgigen und mit großen Waldungen bedeckten, nach Westen hin aber niedrigen und wasserreichen Landes bestehen hauptsächlich in vielen Pelz- und Seethieren. Daher sind Jagd und Fischerei die vornehmsten Beschäftigungen der Einwohner dieses Landes, welche außer einigen hundert Europäern theils Indier, theils Eskimos sind. Die Indier von Neuwales, 12—16,000 an der Zahl, gehören zu dem Stamme der oben (S. 21) beschriebenen Knistinoer. Sie bringen ihre Handelsartikel, Pelze und Felle, alljährlich, sobald die Flüsse schiffbar werden, nach den brittischen Factoreien. Die Eskimos, wohl nicht über 2—3000 an der Zahl, sind gegen die Europäer, mit denen sie handeln, sehr mißtrauisch; daher sie nach abgeschlossenem Handel hastig und unter großem Lärm davon laufen. Ob sie gleich für geringfügige Tändeleien oft fast alle ihre Kleider, die sie auf dem Leibe tragen, hingeben, so verkaufen sie doch um keinen Preis ihre Bogen und Pfeile, weil sie mit den benachbarten Indierstämmen oft in Krieg verwickelt sind. Im Winter machen sie ihre Reisen auf Schlitten, die von Hunden gezogen werden. Mehrere reisen dann in Gesellschaft, und der Vorderste macht den Anführer, in dessen Fußtapfen alle übrige treten. An Stellen, wo hinlängliches Brennholz gefunden wird, schlagen sie ihr Nachtlager auf. Nachdem sie den Schnee weggeräumt und ein Feuer angezündet haben, belegen sie den Boden mit Reisern, breiten Decken und Pelze darüber und legen sich ohne Obdach schlafen, die Füße dem Feuer zugekehrt. — Die zu Anfange und zu Ende der warmen Jahreszeit schaarenweise über Neuwales hinziehenden Vögel sind für die Eingebornen eine in Ansehung der Jagd so wichtige Erscheinung, daß sie nach den verschiedenen Gattungen derselben manche Monate benennen. So haben sie z. B. einen Gänsemonat.

9. Bewohner der brittischen Nordwestküste.

Derjenige Theil der Nordwestküste von Amerika, welchen die Britten besitzen, grenzt im Süden und Südosten an die vereinigten Staaten, im Westen an das große Weltmeer, im Norden an das russische Amerika und im Osten an das westliche Binnenland, erhebt sich terrassenförmig vom Meere nach dem Felsengebirge hin, und erstreckt sich vom 48° bis zum 54° nördlicher Breite. Den Flächeninhalt der Hochebene und der dazu gehörigen Inseln schätzt man auf 8000 □Meilen. Das Klima ist milder, als an der Ostküste unter gleichen Graden, und gesund, wovon die wenigen Krankheiten zeugen, denen die Einwohner unterworfen sind. Der Boden ist größtentheils steinig, gebirgig und unfruchtbar. Als Produkt des angrenzenden Meeres aber verdient vor allen andern die Seeotter genannt zu werden, die das schönste Pelzwerk liefert, welches einen wichtigen Handelsartikel ausmacht.

Die Einwohner, deren Zahl sich nicht bestimmen läßt, sind fast sämmtlich rohe, uncultivirte Wilde, bei deren einzelnen Individuen sowohl, als besonderen Stämmen eine fast völlig gleiche Gesichtsbildung (s. Taf. VIII.), wie man sie wohl selten wieder findet, bemerkenswerth ist. Die Eingebornen der Hochebene, die sich

Tacullies,

d. h. Wasserwanderer, nennen (weil sie wegen der vielen Gewässer ihre Reisen meist in Kähnen machen) sind von mittler Statur und wohlgebaut, aber sehr unreinlich. Sie gehen im Sommer meist ganz nackt, in der kältern Jahreszeit jedoch bekleiden sie sich mit Mänteln von Biber-, Dachs-, Hasen- und andern Fellen, außer denen die Weiber noch eine Schürze tragen, die bis an die Knie reicht. Die Scheidewand der Nase durchbohren sie und hängen

Kupfer- und Messingstücke hinein, oder stecken auch, was namentlich die jungen Frauenspersonen thun, einen hölzernen Pflock durch, an dessen Enden Muscheln befestigt sind. Die Weiber und Mädchen tragen die Haare lang, in welche sie gern Perlen befestigen, und bemalen sich das Gesicht mit rothem Ocher. Die Hauptbeschäftigungen der Tacullies sind Jagd und Fischerei. Das Wildpret schießen sie entweder mit Pfeilen oder fangen es theils in starken Netzen, theils in Fallen. Ihre Fahrzeuge, welche sie aus der Rinde der Pechtanne oder Birke verfertigen, sind sehr leicht. Die Fischernetze werden von den Weibern aus Weidenbast oder Nesseln verfertiget. Im schon April beginnt der Fischfang auf den Seen; die Hauptfischerei aber erst im August, wo die Lachse sich in großer Menge einstellen, welche sie sehr gut zuzurichten und zu dörren verstehen, daß sie sich mehrere Jahre halten. Auch den Thran der Lachse benutzen sie, indem sie ihn auf die aus zusammengepreßten und getrockneten Beeren bereiteten Kuchen gießen, welche bei ihren Schmausereien nicht fehlen dürfen. Im Winter trägt man Schneeschuhe, die aus zwei mit Riemen aus Wildshaut durchflochtenen Biegeln bestehen, oder man fährt auf Schlitten, welche von Hunden gezogen werden.

Die Todten werden nicht begraben, sondern verbrannt, und die Asche nebst den übriggebliebenen Knochen wird in Säcke gethan und in besonderen kleinen, 6 Fuß hohen Hütten aufbewahrt. Ein Leben nach dem Tode nehmen sie insofern an, als sie glauben, daß die abgeschiedenen Seelen wieder in menschlicher Gestalt auf die Erde zurückkommen können und daß die Zauberer die Kraft besitzen, die Seele des Todten, der verbrannt wird, in einen seiner nächsten Verwandten zu blasen. — Die gegenwärtige Gestalt der Erde erklären sie auf folgende Weise: Als die Erde ganz mit Wasser bedeckt und alle Dinge zerstört waren, tauchte eine Bisamratte, das einzige lebendige Wesen, das übriggeblieben war, bis zum Boden unter, und brachte einigen Schlamm mit herauf, an welchen sich immer mehr feste Theile ansetzten.

Mehr als von den Bewohnern des Binnenlandes wissen wir von den

Wakosch,

den Bewohnern der Quadra-Vancouversinsel. Diese Insel, welche nach dem Spanier Quadra, ihrem Entdecker, und dem Engländer Vancouver, der sie in den Jahren 1793 — 95 genauer untersuchte, benannt worden ist, wird von den Eingebornen Nutka oder Nootka genannt, und besteht meist aus mittlern und hohen, mit Wäldern bewachsenen Felsengebirgen. Die Einwohner (s. Taf. VIII.) haben ihren Namen von dem Ausrufe: Wakosch oder Wakasch, d. h. Freunde! mit welchem sie die Europäer, die zuerst an ihren Küsten landeten, begrüßten. Ihr Körperbau ist nicht vortheilhaft; sie sind klein und fleischig, ohne dick zu sein, haben runde, volle, zum Theil breite Gesichter, mit hervorstehenden Backenknochen, kleine schwarze Augen, große dicke Lippen und schwarzes grobes Haupthaar. Die pyramidenähnliche Gestalt ihres Kopfes wird dadurch hervorgebracht, daß sie die Köpfe der neugebornen Kinder mit Binden zusammenpressen, und ihr ungeschickter Gang kommt daher, weil sie einen großen Theil ihrer Zeit auf ihren schmalen Fahrzeugen (Piroguen) zubringen. Da ihr Körper immer voll Schmutz und mit rother, weißer und schwarzer Fettfarbe bemahlt und mit Glimmer bestreut ist, so läßt sich die natürliche Hautfarbe dieser Wilden nicht bestimmt angeben. Gewiß ist es, daß die kleinen Kinder, auch einige Frauen, weiß sind. Beide Geschlechter tragen einen von den Weibern aus Cypressenbast gewebten Rock, der sich von der rechten Schulter, wo er mit Schnüren gebunden ist, unter dem linken Arme durchzieht und bis an die Knie herabhängt. Darüber werfen sie ein kurzes Mäntelchen, das ganz geschlossen ist und nur ein Loch hat, um den Kopf durchzustecken, von demselben Zeuche, oben mit Pelzwerk und unten mit Franzen verziert. Auch pflegen die Männer noch einen kurzen Pelz mit auswärts gekehrten Haaren zu tragen. Die Tahis oder Oberhäupter haben schöne Mäntel von Fischotter-, Bären- oder

Rothwildpretfellen. Man geht gewöhnlich barfuß und in bloßem Kopfe, auf welchen Manche (die Stutzer des Landes) feine Flaumfedern, statt des Puders, streuen, nachdem sie die Haare mit Wallfischthran gesalbt haben. Auch trägt man eine trichterförmige Kopfbedeckung aus feinem Bast, Stroh u. dgl., welche unter dem Kinne festgebunden ist. In der Nasenscheidewand, welche schon kleinen Kindern durchbohrt wird, trägt man verschiedene Zierrathen, namentlich Glaskorallen, Knöpfe und Münzen, deren man sich auch zum Halsschmuck bedient. Auffallend ist es, daß die Männer putzsüchtiger sind, als die Frauen.

Die Dörfer der Wakosch (s. Taf. IX.) sind meist auf sanften Anhöhen so angelegt, daß sie vor sich das Meer und hinter sich einen Wald haben. Die Wohnungen haben die Form eines langen Vierecks und bestehen aus Bretern, welche an vier Pfosten befestigt sind. Auch das Dach ist mit Bretern bedeckt, von denen einige beweglich sind, damit man das Tageslicht herein und den Rauch hinauslassen kann. Die Höhe dieser Wohnungen beträgt nicht mehr, als 6 Fuß und an den langen Seiten nur 3 Fuß. Als Eingang dient ein Loch von etwa 2 Fuß Breite und statt der Fenster dienen kleine, in die Wände gemachte Löcher. Die äußeren Breterwände sind mit allerlei, zum Theil häßlichen, Figuren bemalt. Im Innern der Wohnung (s. Taf. IX.) hat jede Familie — denn es pflegen deren mehrere in einer Hütte beisammen zu wohnen — eine 8 Fuß lange, 5 Fuß breite und 6 Zoll hohe Bank, welche mit Matten belegt ist und der ganzen Familie zugleich als Schlafstätte dient. An den Wänden sieht man verschiedene, über einander gestellte hölzerne Kisten, in welchen sie Kleider, Pelzwerk und andere Dinge aufbewahren. In vielen Wohnungen steht im Hintergrunde ein Block von ungefähr 5 Fuß Höhe, dessen Vorderseite den Kopf und Oberleib eines Menschen vorstellen soll. Dieser Block, Klumma genannt, scheint der Hausgötze zu sein. Er wird gewöhnlich mit Matten bedeckt und vorzüglich vor den Augen der Fremden sehr sorgfältig verborgen. In der Mitte der Wohnung ist auf der bloßen Erde die Feuerstätte. Sie kochen vermittelst glühender Steine, welche sie in die hölzernen Kochgefäße werfen. Fast alle ihre Speisen richten sie mit Thran zu, wonach sie sehr lüstern sind. Außer Beeren, Wurzeln und Kräutern sind Schal- und andere Seethiere ihre gewöhnlichste Nahrung, und sie genießen dieselben theils frisch, theils getrocknet. Größere Fische werden an der Luft, kleinere am Feuer an kleinen Stäbchen getrocknet, oder an die Decke gehängt und geräuchert. An den ekelhaftesten Unflat, der in ihren Hütten zu finden ist, gewöhnt, essen sie auch mit den Fingern auf eine ebenso schmutzige, als gefräßige Weise, ohne daß es ihnen vor oder nach der Mahlzeit einfällt, sich zu waschen.

Nach den Erzählungen früherer Seefahrer sind die Bewohner der Quadra-Vancouversinsel Menschenfresser. Dem Capitain Cook und dessen Leuten boten sie verschiedene Theile menschlicher Körper an. Auch wählte sich zu jener Zeit ein Häuptling der Wakosch alle Monate einen seiner Sklaven mit verbundenen Augen zum Schlachtopfer. Derjenige, welcher das Unglück hatte, ergriffen zu werden, ward sogleich erdrosselt, in Stücke zerschnitten und zur Mahlzeit zubereitet. Nach Roquefeuils Meinung ist dieser Gebrauch noch hier und da unter ihnen herrschend, ob sie es gleich nicht gestehen wollen.

Daß diese Insulaner Verstand und Kunsttalent besitzen, davon zeugen die von ihnen verfertigten Zeuche, Kleider, Geräthe, Waffen, Kähne u. s. w. Die innere zähe Fichtenrinde wissen sie so zuzubereiten, daß sie feine, dem Hanf ähnliche Fasern daraus erhalten, welche dann zu Fäden gedreht werden. Sie fertigen Zeuche mit Figuren und Zierrathen, welche theils eingewebt, theils darauf gemalt sind. Ihren Fahrzeugen, welche sie aus dicken Baumstämmen mittelst des Feuers höhlen, geben sie eine gestreckte, angenehm ins Auge fallende Gestalt; sie sind oft 40 Fuß lang und 7 Fuß breit, vorn mehr, hinten weniger gespitzt, und bei aller Leichtigkeit doch hinreichend fest und dauerhaft. Ihre kleinen, leichten Ruder, die sie sehr geschickt zu führen wissen, haben die Gestalt spitziger Blätter mit langen Stielen.

Die Frauen werden bei den Wakosch durch Geschenke, die man den Aeltern macht, gekauft; die Heirathsgebräuche aber beschränken sich auf ein Gastmahl. Die Mistschimis (die gemeinen Leute und armen Sklaven) können selten die zum Heirathen erforderliche Ausgabe bestreiten und leben in einem traurigen ehelosen Zustande, wenn ihnen nicht der Tahi eine Frau als Belohnung für ihre Dienste giebt. Die Vielweiberei ist nur den Tahis und den Vornehmen gestattet. Obgleich erkauft, werden die Frauen doch, ganz gegen die Sitte roher Völker, mit großer Milde behandelt; ja sie üben sogar eine gewisse Oberherrschaft über die Männer aus, und werden bei Volksversammlungen fast immer zu Rathe gezogen.

Gesang und Tanz lieben sie, wie alle wilde Völker. Der Gesang wird von einem Vorsänger geleitet, von Taktschlägen (mit einem Stocke auf ein Bret oder mit dem Ruder auf den Rand des Kahns) begleitet und zuweilen durch einen heftigen Schrei eines Einzelnen unterbrochen. Die Tahis, welche als Priester eine gewisse Würde behaupten, singen nur ernsthafte und religiöse Lieder; die Mistschimis hingegen schweifen in ihren Gesängen und Tänzen bis zur Unanständigkeit aus.

Die Sprache der Wakosch ist wegen der gehäuften Consonanten und Hauchlaute sehr hart und hat Aehnlichkeit mit der mexikanischen. Die meisten Wörter sind vielsylbig und die Endungen auf tl, tz und tzl kommen häufig vor, welche mit einem Zischen ausgesprochen werden, ähnlich dem Zischen gereizter Katzen. Beim Zählen haben sie das Decimalsystem, aber die Zahlen reichen nur bis zehn. Wollen sie eine größere Zahl nennen, so wiederholen si. das Wort ayo, d. i. zehn, so vielmal, als dieselbe Zehner hat, und bezeichnen die Einheiten durch emporgehobene Finger.

Die Religion der Wakosch ist, ihrem Grundzuge nach, ein Dualismus. Sie verehren ein gutes Wesen unter dem Namen Knautzl, als den Schöpfer und Erhalter des Weltalls, und glauben zugleich auch an eine böse Gottheit, die Urheberin alles Uebels, und an Dämonen. Unter diesen fürchten sie am meisten den Mattoch, welchen sie sich als ein gräßliches Ungeheuer, ganz mit schwarzen Haaren bedeckt, mit einem Menschenkopfe, ungeheuerm Munde, großen Zähnen und Bärenklauen an Händen und Füßen vorstellen, das schon durch den Donner seiner Stimme Jeden, der sie hört, niederwirft und Jeden, der in seine Klauen geräth, unbarmherzig zerreißt. Knautzls Huld erwirbt und erhält dem Volke der Tahi durch häufiges Fasten und durch Opfer von Wallfischthran, welchen er verbrennt, und von Federn, welche er in die Luft streut.

Den Ursprung des Menschengeschlechts erklären sie sich durch folgende Fabel: Knautzl schuf zuerst eine Frau, die er in ein blühendes Lustwäldchen (Yukuast) versetzte, wo Hunde ohne Schwanz, Hirsche ohne Geweih und Vögel ohne Flügel waren. Gerührt von den Thränen, die sie, mitten in dieser Gesellschaft sich einsam fühlend, weinte, ließ Knautzl in der Gestalt eines Jünglings sich zu ihr herab und verhieß ihr die Gesellschaft, nach welcher sie sich sehne; worauf ihre Thränen sich verdoppelten und aus ihrer Nase eine Feuchtigkeit floß, von welcher einige Tropfen in den Sand fielen und aus welchem sich der Körper eines kleinen Kindes zu bilden anfing. Knautzl befahl ihr, dasselbe in eine Muschelschale zu legen und zu pflegen, und verließ sie wieder, nachdem er vorher den Hunden Schwänze, den Hirschen Geweihe und den Vögeln Flügel gegeben hatte. Der Neugeborne nahm schnell an Größe zu, ward der Gatte seiner Mutter und zeugte mit seiner Eva Kinder. Von seinem ältesten Sohne stammen die Tahis und von den folgenden Kindern stammt das übrige Volk ab. Von dieser Ankunft Knautzls im Yukuast beginnt die Zeitrechnung der Wakosch; wie viel Jahre aber seitdem verflossen sind, hat man wegen der Unbekanntschaft mit ihrer Sprache noch nicht erfahren können.

Die Wakosch glauben an Unsterblichkeit der Seele, die sie für ein körperloses Wesen halten. Die Seelen der Tahis und ihrer nächsten Verwandten kommen nach dem Tode zu Knautzl, die Seelen der Mistschimis aber an einen Ort, der unter dem Genius

Jsmitz steht. — Die Leichname der Verstorbenen werden verschieden behandelt. Sie werden theils im Walde an Bäume gehängt, theils verbrannt, theils in seichte Gräber gelegt. Man findet eine Art Grabmäler (s. Taf. X.), 7 Fuß lang und 4—5 Fuß hoch, aus Bretern bestehend, in welche Löcher geschnitten sind. Die Leichname der Tahis werden, in Seeotterfelle eingewickelt und in einen Sarg gelegt, eine Zeit lang auf dem Gipfel eines Berges an einem Baume aufgehängt und dann unter eine Art von Schirmdach gebracht, welches Tscheha genannt wird. Nachdem hier der Leichnam einige Zeit gestanden hat, wird er in ein 8 Fuß tiefes Grab gelegt, aber nach einiger Zeit wieder herausgenommen, um ihm den Kopf abzuschneiden und denselben auf den Rücken eines hölzernen Wallfisches zu legen. Der Tod eines Tahi wird vier Monate lang beweint, und zum Zeichen des Schmerzes schneiden sich die Frauen einen Theil ihrer Haare ab. — Verwandt mit den Wakosch sind

die Sluakus,

welche auf dem Festlande am Lachsflusse wohnen, und weil Lachs ihr hauptsächlichstes Nahrungsmittel ist, auch Lachsindier genannt werden. Sie sind bei mittlerem Wuchse fleischig, haben ein rundes Gesicht, kleine graue Augen, hohe Backenknochen und dunkles Haar, welches Einige gekämmt über die Schultern herabhangen lassen, Andere in Zöpfe flechten, die Weiber aber kurz tragen. Ihre Kleidungsstücke bestehen meist aus einem Stoffe, der aus den Fasern der Cederrinde bereitet wird, und ihre Schuh sind von Elennshaut. Sie haben Hütten und größere Gebäude. Die letzteren stehen auf Pfählen und sind mit allerlei Schnitzwerk verziert. Statt der Leiter dient ein Balken, in welchen Einschnitte eingehauen sind. Mackenzie hält diese Gebäude für Tempel, da er bei ihnen Spuren von dem Glauben an ein höchstes Wesen fand. — Der Charakter dieser Indier scheint sanft und gutmüthig zu sein. Gegen Fremde sind sie gastfrei. Mackenzie wurde sehr freundlich von ihnen aufgenommen. Das Oberhaupt hing ihm seinen eigenen kostbaren Mantel von Seeotterfellen um, und außer Gerichten von Lachs (den sie durch Zusatz von Beeren sehr mannichfaltig und fein zuzubereiten wissen) setzten sie ihm noch einen Leckerbissen vor, nämlich Kuchen von 15 Zoll Länge, 10 Zoll Breite und ½ Zoll dick, die aus der innern Rinde der Hemlockstanne zeitig im Sommer ausgeschnitten und in eine Form gepreßt waren und, mit dem Fette vom Lachs getränkt, gegessen wurden. — Verstorbene ehren sie durch lautes Wehklagen, durch das Abschneiden der Haare und durch Denkmale.

Andere Stämme von Indiern an der britischen Nordwestküste sind die Nagails, die Nonsuds, die Schlangenindier und die Bergindier, von denen man jedoch wenig ausführliche Nachrichten hat. Nicht viel mehr weiß man von den

Bewohnern der großen Königin-Charlotteninsel,

die einen Flächenraum von 500 geographischen □Meilen hat und im Innern eben so bergig ist, wie die Quadra-Vancouversinsel, von der sie nördlich liegt. Die Einwohner, deren Zahl nicht beträchtlich zu sein scheint, sind mit den Wakosch verwandt, doch reinlicher, als diese, stärker und wohlgenährt. Roquefeuil nennt diejenigen, welche er an der Nordseite der Insel antraf, die schönsten Menschen der Nordwestküste. Sie treiben Fisch- und Seeotterfang; auch ziehen sie eine Art Tabakspflanzen. Ihre Dörfer gewähren einen malerischen Anblick, besonders durch die riesenhaften Standbilder, mit denen die Häuser der Oberhäupter geziert sind und deren aufgesperrter Mund zur Thür dient.

10. Bewohner der russischen Nordwestküste.

Die russische Nordwestküste, eine 20,000 □Meilen große Halbinsel, von welcher an der Südküste wieder die kleinere Halbinsel Alaschka ausläuft, ist ein größtentheils rauhes und unwirthbares Land, im Süden mit Waldungen bedeckt und im Innern von Gebirgen (Ausläufern der Felsengebirge) durchzogen, deren Gipfel unter ewigem Schnee und Eis vergraben sind. An der Küste des Polarmeeres ist soviel Ureis vorhanden, daß dasselbe gleichsam einen wirk-

lichen Bestandtheil des Landes ausmacht, indem auf der dünnen, aus torfartiger Dammerde bestehenden Decke dieser Eismassen das üppigste Gras wächst. Auf den Inseln, namentlich der Insel Sitka, ist das Klima milder und die Vegetation üppiger, als auf dem Festlande; daher der weißköpfige Adler und mehrere Arten Kolibris aus den wärmern Gegenden hierher kommen, um hier zu nisten. — Die Pelzthiere, welche das Land liefert, und die das benachbarte Meer bewohnenden Seeottern haben die Russen bewogen, sich hier anzusiedeln. Im Jahre 1822 nahm die russische Krone diese sämmtlichen Länder in Besitz, überließ jedoch die Verwaltung derselben der seit 1799 bestehenden russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft. Die Hauptniederlassung ist gegenwärtig Neuarchangel auf der Insel Sitka im Archipel König Georgs III.

Die Zahl der Einwohner, welche sich meist an der Küste und auf den Inseln aufhalten, wird 50,000 geschätzt, theils Ureinwohner, theils Russen, welche letztere sich zu jenen wie 1 : 50 verhalten. Die Eingebornen gehören theils zu der amerikanischen, theils zu der mongolischen Race; diese bewohnen die nördlichen, jene die südlichen Gegenden. Unter den indischen Völkern der russischen Nordwestküste sind

die Kaluschen

die bekanntesten, welche hauptsächlich die Insel Sitka und die angrenzende Küste des Festlandes bewohnen. Sie haben einen starken Knochenbau, schwarzes, schlichtes Haar, hervorstehende Backenknochen, eine breite und platte Nase, einen großen Mund, dicke Lippen und kleine schwarze Augen. Den Bart lassen sich die Männer von den Weibern ausraufen. Sie scheinen eine dunkle Hautfarbe zu haben, weil sie sich täglich den ganzen Leib mit einer schwarzen Erde beschmieren; ihre natürliche Farbe aber fällt nur wenig ins Bräunliche. Das Gesicht bemalen sie mit breiten, schwarzen, rothen und weißen Streifen, die sich nach allen Richtungen durchkreuzen, was ihnen ein wildes, gräßliches Ansehen giebt, welches durch das herabhangende, mit den kleinen Brust- und Halsfedern des weißköpfigen Adlers bestreute Haar noch gräßlicher wird. Den Weibern wird, sobald sie das Alter der Mannbarkeit erreichen, ein Einschnitt in die Unterlippe gemacht, in welchen erst ein Knochen, dann ein ovaler, nicht selten 4 Zoll langer und 3 Zoll breiter Doppelknopf, Kaluga, gesteckt wird, so daß die Unterlippe in wagerechter Richtung vorsteht, der äußere Rand derselben ganz dünn und dunkelblau wird und die Zähne stets entblößt sind. Um ihre Scheußlichkeit zu vollenden, tragen sie Lippentröge, hölzerne, trogartig ausgehöhlte Unterlippen, die den aus ihren Mäulern reichlich fließenden Speichel aufbewahren. Nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer durchbohren den Nasenknorpel und die Ohren, und stecken allerlei Zierrathen hinein, als Federkielen, Knochen, Muscheln, Glasperlen u. dgl.

Nur die Wohlhabenden unter den Kaluschen bekleiden sich mit wollenen Decken oder Bärenfellen, die sie mit zwei Zipfeln um den Hals zusammenbinden, so daß sie über den Rücken herunterhangen, und die Reichsten bedienen sich europäischer Kleidungsstücke. Die meisten unter ihnen gehen, bis auf eine kleine Schürze, ganz nackt, sogar bei 10 ° Kälte; denn kaum ist ein Volk so gegen den Einfluß der Witterung abgehärtet, wie dieses. Wird es ihnen zu kalt, so springen sie, um sich zu erwärmen, ins Wasser.

Die Hütten der Kaluschen bestehen aus einer Menge in einem Viereck in die Erde gesteckter Stäbe, deren Zwischenräume mit dünnen Bretern ausgefüllt sind; das Dach ist mit Baumrinde bedeckt. Diese Hütten können schnell aufgebaut und leicht abgebrochen und weiter geschafft werden; denn die Kaluschen binden sich an keinen Wohnort, sondern wandern an der Küste herum. In der Mitte dieser Wohnungen, die ihnen selbst beim strengsten Winter genügen, unterhalten sie ein Feuer, um welches herumsitzend sie ihre Arbeiten verrichten. In der Unreinlichkeit wetteifern sie nicht nur mit den oben beschriebenen Wakosch, sondern auch mit den schmutzigsten Thieren, wovon man sich überzeugt, wenn man einen Blick in das Innere ihrer Wohnungen thut, wenn man die häßli-

chen Weiber aus den Pelzen oder von den Köpfen ihrer Männer das Ungeziefer suchen und mit dem größten Appetite verzehren sieht, wenn man den großen gemeinschaftlichen Nachtlopf erblickt, der zugleich das Waschwasser für die ganze Familie liefert. Ihre Speisen werden durch die Art des Genusses noch ekelhafter, als sie an sich schon sind. Sie genießen das Fleisch der Fische, welches fast ihre einzige Nahrung ist, gewöhnlich roh. Kochen sie es, so geschieht dieses auf dieselbe Weise, wie bei einigen andern wilden Völkern, welche keine feuerfesten Gefäße haben, dadurch, daß sie in geflochtene Körbe glühende Steine werfen.

Die Kaluschen sind ein räuberisches, treuloses und mordlustiges Volk. Wo sich ihnen die Aussicht auf Raub oder Gewinnung einiger Sklaven darbietet, begehen sie die empörendsten Grausamkeiten, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Die einzelnen Stämme führen ihre Kriege gegen einander mit der größten Wuth; aber nie wird der Feind offen angegriffen, sondern immer hinterlistig überfallen. Ihre Waffen sind Flinten, große Messer und Dolche, welche sie nebst Pulver und Blei von den Europäern gegen Seeotterfelle eintauschen. Ein Mord kann bei ihnen nur durch einen andern gesühnt werden, wobei es ihnen gleich gilt, ob der Mörder oder seiner Verwandten Einer fällt. Gewiß thut ihnen von Kotzebue, welcher in den Jahren 1815 und 1825 einige Zeit bei ihnen zubrachte, nicht Unrecht, wenn er sie „das verworfenste Volk der Erde" nennt, was auch einige von ihm angeführte Beispiele bestätigen. Einst war unter vier Anbetern einer Schönen ein heftiger Streit ausgebrochen. Nachdem sie sich lange herumgeprügelt hatten und Keiner abstehen wollte, beschlossen sie, die Geliebte zu ermorden; und sogleich gab sie unter ihren Lanzenstößen den Geist auf. Um den Scheiterhaufen, auf welchem die Leiche verbrannt wurde, versammelte sich die ganze Horde und sang ein Lied. Ein andermal war er Zeuge, wie ein Vater sein in der Wiege schreiendes Kind in kochenden Fischthran warf.

Die Reichern unter den Kaluschen haben eine Menge Weiber und kaufen sich noch dazu Sklaven und Sklavinnen, die für sie arbeiten müssen. Den Weibern werden nicht nur die häuslichen Arbeiten überlassen, sondern auch die nächtlichen Wachen vor den Hütten zur Zeit des Krieges, woran überhaupt die Weiber thätigen Antheil nehmen, indem sie die Männer nicht nur zur Tapferkeit anfeuern, sondern auch selbst im Gefechte unterstützen. Ueber die Sklaven, welche theils Kriegsgefangene, theils die Nachkommen derselben sind, üben die Herren eine unbeschränkte Herrschaft aus. Wenn der Herr stirbt, so werden zwei seiner Sklaven auf dem Grabe umgebracht, zu welchem Schicksale dieselben oft lange vor dem Tode des Herrn bestimmt werden.

Von Religion hat man wenig Spuren unter ihnen gefunden. Von Unsterblichkeit haben sie einige, doch sehr verworrene Begriffe. An Hexereien glauben sie, und die Zauberer, die zugleich Aerzte sind, stehen in großem Ansehen. — Die Todten werden theils begraben, theils verbrannt und ihre Asche in kleinen hölzernen Schachteln aufbewahrt.

Die Ugataschmiuten

wohnen nördlich von den Kaluschen, welchen sie im Aeußeren ähnlich, in Ansehung des Charakters aber weit vorzuziehen sind. Ein aus den Fellen der Pelzthiere und Vögel gefertigtes, bis auf die Knie herabhangendes Hemd ist ihre gewöhnliche Kleidung. In den Kähnen bedienen sie sich einer andern, aus Wallfischhaut verfertigten, womit zugleich der Kopf verhüllt wird. Ihre Hauptnahrung sind Fische, welche sie theils roh, theils gebraten, theils gedörrt genießen. Im Sommer, wo sie ein nomadisirendes Leben führen, haben sie keine festen Wohnungen. Im Winter bauen sie aus Stangen, Bretern und Baumrinden schlechte, unbequeme Wohnungen, deren Fugen mit Moos ausgestopft sind. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, lange Spieße mit eisernen Spitzen und lange Messer. Sie sind gutmüthig, gegen ihre Weiber und Kinder zärtlich, gegen Fremde gefällig. Doch das Stehlen, wozu sie einen großen Hang haben, scheinen sie für etwas Rühmliches zu halten.

Ceremonie bei einer Hochzeit der Indier in Canada.

Ceremonie bei einer Ehescheidung der Indier in Canada.





Canadisches Fuhrwerk.

Ceremonien bei Verstorbenen der Indier in Canada.

Quebeck.

Irokesen.

Oberhaupt der Irokesen.





Physiognomie der Bewohner von Nordwest-Amerika.

Mann und Frau von der Insel Nootka.

Nipissongs.

Ottomaer.

Die an der Mündung des Kupferflusses wohnenden Ugalakmuten gehören wahrscheinlich zu diesem Volke, und die am Fuße der Gebirge wohnenden Atrakmiuten scheinen ebenfalls ein ihnen verwandtes Volk zu sein.

Die Aglegmuten,

um die Bristolbai herumwohnend, sind in Folge ihrer frühern Kriege mit den Nachbarn sehr zusammengeschmolzen und haben sich im Gefühl ihrer Ohnmacht unter den Schutz der Russen begeben. Sie sind von mittlerem Wuchse, haben einen stolzen Gang und straffes, schwarzes Haupt- und Barthaar. Sie durchstechen sich die Unterlippe und den Nasenknorpel und hängen in die Oeffnungen allerlei Zierrathen. Ihre Kleidung besteht aus Rennthierpelzen und ihre Nahrung größtentheils aus Fischen und Rennthieren. Sie sind unter allen Bewohnern der Nordwestküste Amerika's die besten Jäger und Fischer. Lanzen, Bogen und Pfeile sind ihre Waffen. Ihre Kähne (Baidaren) unterscheiden sich von den Fahrzeugen ihnen benachbarter Völker nur dadurch, daß in dem Verdecke, welches aus Robben- und Wallroßhaut besteht, runde Löcher sind, in denen die Ruderer sitzen, nur mit dem Oberleibe hervorragend. Ihre Wohnungen haben mit den der Aleuten (s. Asien S. 274.) große Aehnlichkeit und erscheinen in der Ferne wie Hügel. Mit besonderer Geschicklichkeit verfertigen sie ihr Hausgeräthe, Körbe, Eimer, Tröge von Holz und Töpfe von Thon.

Ueber den Charakter der Aglegmuten läßt sich kein sicheres Urtheil fällen. Von Reisenden werden sie als ein (vielleicht in Folge ihrer gegenwärtigen unterdrückten Lage) friedliches von benachbarten Völkern aber als ein zwar tapferes, doch barbarisches und grausames Volk geschildert. — Ihre Religion ist schamanisches Heidenthum. Man findet bei ihnen keinen Begriff eines einzigen höchsten Wesens, wohl aber Furcht vor bösen Geistern, Zauberer, Götzenbilder, Opfer.

Die Tschugatschen (s. Taf. X.

oder Tschugatzen, welche von den Tschuktschen (s. Asien S. 263.) wohl zu unterscheiden sind, ob sie gleich zu diesem weit verbreiteten Stamme gehören, bewohnen die nach ihnen benannte Halbinsel zwischen der Prinzwilliamsbai und Cooks Einfahrt. Sie haben einen dicken Kopf, ein rundes und plattes Gesicht, hervorstehende Backenknochen, kleine schwarze Augen und kurze schwarze Haare. Die Männer haben in der Unterlippe einen Querschnitt, welcher so groß ist, daß sie die Zunge durchstecken können und daß die dieses Schönheitsgebrauches unkundigen Europäer glauben könnten, sie seien mit einem doppelten Munde begabt. Die Knaben und die Frauenspersonen haben statt dieses Einschnittes mehrere Löcher in der Unterlippe, in welche die letztern kleine Muscheln stecken. Auch durchbohren sie den Nasenknorpel und tragen darin Stückchen von Baumrinde und Federkiele. Sie bemahlen sich den ganzen Körper mit rothem Ocker und während der Trauerzeit mit schwarzen Färbestoffen. Uebrigens sind sie den bisher beschriebenen Bewohnern der Nordwestküste sehr ähnlich und unterscheiden sich von ihnen nur durch die Reinlichkeit, welche sie beim Essen beobachten. Noch erwähnen wir

Die Bewohner von Nortonsund.
(s. Taf. X.)

Sie sind kleiner Statur und haben einen dicken Kopf. Ihre Kleidung, den Fuhrmannshemden ähnlich, besteht aus Fellen, deren Haarseite nach innen gekehrt ist. Kümmerlich nähren sie sich von Jagd und Fischfang. Sie sind den nahewohnenden Asiaten in Vielem sehr ähnlich. Den Todten schneiden sie die Köpfe ab und legen dieselben, in Pelzwerk gewickelt, in ein kleines Kästchen, den Körper aber in eine größere längliche Kiste. Beide Kisten werden bemalt und dann an Pfähle gehängt.

11. Bewohner der vereinigten Staaten.

Das Gebiet der vereinigten Staaten von Nordamerika, von 24 — 52° nördl. Breite und von 253 — 311° östl. Länge sich erstreckend, faßt einen Flächenraum von ungefähr 112,000 geo-

graphischen □ Meilen in sich, und grenzt in Norden und Nordosten an das brittische Nordamerika, im Osten an das atlantische Meer, im Süden an den mexikanischen Meerbusen, in Südwesten an das Gebiet des mexikanischen Staatenbundes, im Westen an das große Weltmeer; doch sind die Grenzen noch nicht überall fest gezogen. Die Länder dieses jetzt so blühenden Freistaates waren zur Zeit der ersten Ansiedelung ein ungeheuerer, durch große Seen und Moräste unterbrochener Wald. Man konnte von dem nördlichen Canada bis nach Florida herab, 300 deutsche Meilen, reisen, ohne aus der Waldung zu kommen und ein Dorf anzutreffen. Niemand hätte damals geglaubt, daß diese Wildniß so viele Bewohner des cultivirten Europa anlocken werde. Doch hat ausdauernder Fleiß sie in fruchtbare Landstriche umgeschaffen und das Klima verbessert.

Seit der Entdeckung von Amerika waren von Europa aus mehrere kostbare Unternehmungen dahin gemacht worden, um dauerhafte Niederlassungen daselbst zu gründen. Im Jahre 1583 führte der Engländer Walte Raleigh die ersten Colonisten dahin und nannte das Land, seiner jungfräulichen Königin Elisabeth zu Ehren, Virginien; doch kehrten sie, durch Mangel genöthigt, bald wieder heim. Erst vom Jahre 1607 an datirt sich ein festes Etablissement an der Küste von Virginien. Der Verfolgungsgeist der Katholiken in England trieb immer mehrere Auswanderer nach dem neuen England, und hatten sie auch mit Elend aller Art zu kämpfen, so war es für sie doch das Land der Freiheit. Durch den berühmten Wilhelm Penn, welcher von der Secte der Quäker war, wurde der wichtigste der nördlichen Staaten, Pennsylvanien, bevölkert. Er brachte, von einer großen Anzahl seiner Glaubensgenossen begleitet, die dieser Secte eigenen Tugenden der Duldsamkeit, der Rechtschaffenheit und des stillen Fleißes mit in diese neue Colonie. Auch in mehreren andern Gegenden ließen sich Europäer nieder, welche meist durch traurigen Religionshaß aus ihrem Vaterlande, namentlich aus der Pfalz, aus Salzburg und aus Frankreich, vertrieben worden waren. Das uncultivirte Amerika wurde der allgemeine Zufluchtsort für alle im cultivirten Europa Gedrückten, so daß man sagen kann, die Unduldsamkeit der Christen in der alten Welt habe diese neue gegründet. Mit Riesenschritten ging der Anwachs, die Cultur und der Anbau dieser neuen Staaten fort und binnen anderthalbhundert Jahren waren sie dem Zustande der Rohheit, Wildniß und Barbarei entrissen. Um den Ansiedlern ihr neues Vaterland angenehm zu machen, ertheilte England ihm große Privilegien und Freiheiten, und ließ sie frei sich eine Verfassung wählen, welche sie wollten; die meisten gaben sich indeß eine Constitution, die der des Mutterlandes ähnlich war, und durch fleißigen Anbau ihrer Felder, wie durch die Fischerei, wurden sie bald wohlhabend. Sie fingen an, ihre Stärke zu fühlen, und einige glückliche Kriege gegen die Indianer und selbst gegen die Franzosen in Amerika gaben ihnen eine Ahnung von dem, was einst aus ihnen werden könnte. Diese Ahnung regte sich stärker in ihnen und veranlaßte sie zu einer engeren Vereinigung unter einander, als die englische Regierung es angemessen fand, von denselben einen Beitrag zu den Staatslasten zu fordern, ihnen die Anlegung von Manufacturen zu untersagen und auf die Einfuhr verschiedener Waaren hohe Zölle zu legen. Die hierdurch allgemein erregte Unzufriedenheit wurde noch durch die Einführung des Stempelpapieres vermehrt, und an mehrern Orten brachen Unruhen aus. Einmüthig beschloß man, allen englischen Manufacturwaaren zu entsagen und nöthigte wirklich dadurch England zur Nachgiebigkeit; es hob die Zölle auf und ließ nur noch einen Zoll auf Thee bestehen. Aber auch diesen weigerten sich die Amerikaner zu entrichten. In der ersten Wuth fielen sie in Boston (1773) über ein mit Thee beladenes Schiff her und warfen 342 Kisten Thee, die der ostindischen Compagnie gehörten, in die See, welcher Auftritt auch in andern Städten wiederholt wurde. Jetzt wollte England Gewalt gebrauchen, und die blutigen Feindseligkeiten brachen aus. Die 13 vereinigten Provinzen, fest unter einander verbunden und von Frankreich, Spanien und Holland un-

terstützt, erklärten sich 1776 für frei, und nach einem siebenjährigen Kriege sah sich England genöthiget, die Unabhängigkeit derselben anzuerkennen. In diesem Freiheitskriege war der Bürger und Buchdrucker Franklin mit der Feder, wie der General Washington mit dem Schwerte unermüdet thätig. Jetzt trat Nordamerika in die Reihe der unabhängigen Staaten ein, und wie sich sein Gebiet vergrößerte, so mehrte sich auch sein Wohlstand.

Durch fleißigen Anbau hat sich das Klima dieses Landes sehr verbessert. Der Lorenzstrom fror sonst einen Monat früher zu; der Winter ging plötzlich in einen glühend heißen Sommer über, der nur 6 Wochen dauerte, und im September waren alle Aernten beendiget. Jetzt ist der Winter von vielem Thauwetter unterbrochen, der Sommer dauert, weniger heiß, länger; die Aernte wird erst zu Ende des Octobers beendiget. Es gilt auch hier, was schon von den nördlicher gelegenen Ländern gesagt worden ist, daß in den westlich gelegenen Gegenden das Klima unter gleichem Breitengrade ungleich milder ist, und was demselben einen großen Vorzug selbst vor europäischen Ländern giebt, ist die verhältnißmäßige Mehrzahl heiterer, sonnenheller Tage. Die Vorurtheile früherer Zeiten in Beziehung auf die angebliche Ungesundheit des Klimas der vereinigten Staaten sind durch zahllose Erfahrungen, namentlich durch die starke Zunahme der Volksmenge und durch die vielen Beispiele von hohem Alter*), längst widerlegt worden. Die herschenden Krankheiten, Gallen-, Wechsel-, Katarrhalfieber, sind nicht verderblicher als in Europa. Die Blattern richten zuweilen, nicht bloß unter den Kindern, sondern auch unter Erwachsenen, große Verheerungen an, da das Einimpfen der Kuhpocken bei weitem noch nicht allgemein gebräuchlich ist. Das gelbe Fieber ist nur an den Küsten des mexikanischen Meerbusens einheimisch, wo es fast jeden Sommer ausbricht.

Der Boden ist in dem vereinigten Staatengebiete meist von einer uns Europäern unglaublich dünkenden Fruchtbarkeit. Wälder wechseln mit natürlichen Wiesen (gewöhnlich Savannen oder Prairies genannt) ab. Die Waldungen bedecken nicht bloß die Gebirge, sondern auch das niedrige Land, welches noch keine Ansiedler in Besitz genommen haben. Sie sind vor den europäischen Wäldern unter andern auch dadurch beträchtlich verschieden, daß in denselben nicht, wie bei uns, eine bestimmte Baumgattung vorherrscht, sondern wohl 20—30 verschiedene Baumgattungen nebst eben so viel Sträuchen bunt durch einander gemischt sind. Die Savannen haben an der Oberfläche eine Schicht schwarzer Dammerde von 2—5 Fuß Tiefe und unter derselben eine Mischung von Kalk, Thon und Sand. Sie sind nicht nur mit kräftigen und gesunden Futterkräutern und vielen andern wilden Gewächsen, sondern auch mit Färbe- und Arzneipflanzen bewachsen. Oft werden sie dergestalt von Wäldern unterbrochen oder eingefaßt, daß sie dem reisenden Europäer als anmuthige Schöpfungen des Landbaues erscheinen. — Die europäischen Ansiedler theilen das Land rücksichtlich seiner Fruchtbarkeit in verschiedene Classen. Das Sandland, welches nur Nadelholz trägt, ist das schlechteste und wird sehr wohlfeil verkauft. Mutter- oder Grundland hingegen, Land von gutem, tiefem, schwarzem Boden ist beträchtlich theuerer, da es zum Getreidebaue das beste ist. Das Wallnußbaumland wird ebenfalls sehr geschätzt, da es nicht nur alle Arten Forstbäume, sondern auch Tabak, Weizen, Mais und selbst Baumwolle hervorbringt. Auch die Sumpfgegenden werden zum Anbau verschiedener Arten Bäume und Rohr, besonders aber in den südlichen Gegenden, für den Reißbau benutzt. — Doch nicht bloß das Pflanzenreich, auch die beiden andern Reiche der Natur bieten die mannigfaltigsten Erzeugnisse dar, namentlich solche, die nur der Mensch zu seinem Nutzen verwenden kann.

Zu den Naturmerkwürdigkeiten

*) Im Staate Tenessee starb am 10. Januar 1834 eine Frau von 154 Jahren. Als sie 120 Jahr alt war, verlor sie ihr Gesicht fast gänzlich; später aber kam es wieder, und in den letzten 20 Jahren sah sie vollkommen so scharf, wie in der Jugend.

dieses Landes gehören die schönen Wasserfälle des Delaware. (s. Taf. XI.) Der Delaware, einer der größten Flüsse dieses Landes, welcher die Staaten Pennsylvanien und Neu-Jersey von einander scheidet, ist nicht nur wegen seiner hohen und steilen Ufer und seiner reißenden Schnelligkeit, sondern auch wegen der schönen Wasserfälle, die er bei Trenton bildet, merkwürdig. — In Virginien, etwa 3 Meilen südwestlich von der Stadt Lexington, bewundert man die weltberühmte Felsenbrücke (Rockbridge, s. Taf. XI.) an der Stelle, wo der North-Riere in den Jamesfluß fällt. Eine Felsenmasse ist hier, wahrscheinlich durch eine gewaltige Erschütterung, von Grund aus gespalten. Die schroffen Wände, welche unten 45, oben 90 Fuß aus einander stehen, werden oben durch die prachtvolle Naturbrücke verbunden, welche, wie der Berg selbst, aus feinkörnigem, blaugrauem Kalkstein besteht und unter welcher, etwa 150 Fuß tief, der Cedar-Creek durchfließt. Die Brücke wird sehr häufig besucht und die Ansicht ist besonders von unten wundervoll. — Noch gedenken wir der natürlichen Höhlen, die sich hier finden, unter denen die größte das sogenannte Mammuthsnest im Staate Kentucky ist, welche ihren Namen von den Mammuthsknochen *) erhalten hat, die man darin gefunden. Das Innere derselben besteht aus mehrern großen Abtheilungen und vielen Gängen, die mehrere Meilen lang sind. Die sogenannte Hauptstadt, 6 Meilen vom Eingange, nimmt einen Flächenraum von mehr als 8 engl. Acres ein, ohne daß das, wenigstens 100 Fuß hohe, Deckengewölbe von einem einzigen Pfeiler unterstützt wäre. In einer andern Abtheilung befindet sich eine ungeheure Masse von natürlichem Salpeter, welcher ausgebeutet wird, und von welchem täglich an 500 Pfund zu Tage gefördert werden können. Auch noch andere Salpeterhöhlen befinden sich im Staate Kentucky, deren eine jährlich 50 — 60,000 Pfund liefert. Im Staate Indiana ist eine Höhle anzutreffen, deren Boden mit einem mächtigen Lager von Bittersalz bedeckt ist, welches in Stücken von 1 bis 10 Pfund ausgebrochen wird.

Merkwürdiger noch, als diese Naturwunder, sind die vielen Alterthümer, die man im Gebiete der vereinigten Staaten findet, weil dieselben auf ein untergegangenes Menschengeschlecht hinweisen und reichen Stoff zu historischen Vermuthungen darbieten. Sie bestehen vorzüglich aus Festungswerken und kegelförmigen Erdhügeln, die am häufigsten in fruchtbaren Gegenden und an fischreichen Flüssen gefunden werden, in der Nähe des Missisippi am größten sind und sich bis ins Mexikanische erstrecken. Mündlichen Ueberlieferungen der Eingebornen zufolge sollen sie von den Talligewis, einem mächtigen Volke, welches in Städten gewohnt und alle andern Amerikaner an Gesittung übertroffen habe, herrühren. Die Festungswerke sollen sie gegen die von Westen gekommenen Delawaren angelegt haben, aber trotz derselben überwunden worden sein und die im Kampfe Gefallenen in jene kegelförmigen Erdhügel begraben haben. Dafür sprechen auch allerdings die darin gefundenen Menschengerippe, Urnen, Bruchstücke von Waffen, steinernen Beile u. s. w. Diese Erdhügel, von denen einige auch halbkugelig, andere eckig, wie Pyramiden sind, und jene Festungswerke sind fast ganz aus Erde, nur zum geringsten Theil aus Mauer-

*) Reich an fossilen Mammuthsüberresten sind besonders die Gegenden am Ohio und die Ufer des Big-Bone-Creek (d. h. Großknochenbach). Im Jahre 1830 will man an diesem Bache ein Thiergerippe von ungeheurer Art endeckt haben, dessen Schädel 10 — 12 Reihen Zähne haben soll und einem Thiere von 25 Fuß Höhe und 60 Fuß Länge angehört haben muß. Ueber die hiesigen Mammuthsknochen haben die Indianer folgende merkwürdige Ueberlieferung: Eine große Heerde dieser schrecklichen Thiere kam vor uralter Zeit hierher und begann ein Schlachten der Hirsche, Büffel, Elenn- und anderer Thiere, die für die Indianer geschaffen waren. Der große Geist sah von oben herab auf die Verwüstung und gerieth darüber so in Wuth, daß er einen seiner Blitze nahm, auf die Erde niederstieg, sich auf den Felsen eines nahen Berges setzte, wo seine Fußtapfen noch zu sehen sind, und seine Donnerkeile auf die Zerstörer schleuderte, bis die ganze Heerde vernichtet war, den großen Stier ausgenommen, welcher sein Vorderhaupt den Pfeilen darbietend, diese auffing, aber durch einen derselben in die Seite verwundet, zuerst rund herum und dann mit einem ungeheuren Satze über den Ohio, Wabasch, Illinois und die großen Seen sprang, wo er noch bis auf den heutigen Tag lebt.

werk aufgeführt Der Stadt St. Louis gegenüber zählt man mehr als 150 solche Hügel, welche zwei Gruppen bilden. Dort steht auch die größte Pyramide, deren Erbauung gewiß Tausende von Menschen mehrere Jahre lang beschäftigt hat; ihre Grundfläche ist ein Rechteck von 2400 engl. Fuß im Umfange, und die Höhe beträgt 90 Fuß. In dieser Gegend soll man beim Umwühlen der Oberfläche überall auf menschliche Gebeine stoßen, daher man dieselbe für den Mittelpunkt der verschwundenen großen Bevölkerung hält. Alle diese Denkmäler scheinen auf ein Geschlecht hinzuweisen, das den jetzigen Indianern an Gesittung weit überlegen gewesen sein mag. Auf ein in Ansehung des Körperbaues von ihnen verschiedenes Geschlecht aber scheinen die menschlichen Leichname hinzudeuten, die man in einigen Höhlen des Staates Kentucky entdeckt hat. Sie waren völlig ausgetrocknet und nach Art der ägyptischen Mumien in verschiedene Hüllen eingewickelt. Zunächst um den Körper lag eine grobe Leinwand, darauf folgte eine Art Netzwerk aus groben Fäden und mit Vogelfedern durchflochten; über dieser Hülle befand sich die dritte, welche bei einigen Leichnamen aus zusammengenähtem Leder, bei einigen aus grober Leinwand, bestand. Die meisten hatten nicht volle 5 Fuß Länge, sehr wenige 6 Fuß; der Vorderkopf war sehr niedrig, das Gesicht kurz und breit, die Backenknochen vorstehend, die Augenhöhlen weit und das Kinn kurz.

Die Zunahme der Bevölkerung in diesem Lande ist ungeheuer, und doch ist es bei weitem noch nicht so bevölkert, als es seiner Dimension nach sein könnte. Im Jahre 1770 schätzte man sie auf 1½ Millionen, und jetzt schon 13 Millionen; in den letzten 10 Jahren hat sie sich um das Neunfache vermehrt. Dieser Zuwachs ist keineswegs bloß Folge der Einwanderung aus fremden Ländern, sondern größtentheils der natürlichen Vermehrung der bestehenden Einwohnerzahl selbst zuzuschreiben. In Hinsicht der Abstammung bestehen die Einwohner theils aus **ursprünglichen** (Indianern), theils aus **eingewanderten**.

Die Urbewohner oder **Indianer** (s. Taf. XII., welche Indianer im Staate Virginien darstellt) kennen wir ihren physischen Verhältnissen, ihrer Lebensart, ihren Sitten und Gebräuchen nach größtentheils schon aus der Beschreibung der Bewohner des westlichen Binnenlandes; daher wir hier nur noch Weniges von ihnen zu erinnern haben. Die Untersuchungen über die Abstammung der nordamerikanischen Indier sind noch nicht beendigt. Sie sollen aus Mexiko eingewandert sein. Unter einigen Stämmen herrschen auch Sagen, daß sie von Westen gekommen seien, und die Aehnlichkeit vieler derselben mit den Asiaten scheint ihre Abstammung aus Asien zu bestätigen. Vergleicht man die frühern Angaben über die indische Bevölkerung mit den neuern — nach einer Angabe des Kriegsdepartements im Jahre 1829 betrug die Zahl derselben 313,130 — so sieht man, daß sich dieselbe beträchtlich vermindert hat. Man weiß sogar, daß ganze Stämme ausgestorben sind. Die Volksmenge der Indier hat fast überall in dem Verhältnisse abgenommen, als die der Weißen sich vermehrt hat. Durch die Fortschritte des Ackerbaues und die dadurch herbeigeführte Ausrottung der Wälder und des Wildprets wurden sie, die vornehmlich von der Jagd sich nährten, gezwungen, ihre Ländereien zu verkaufen und sich in dichte Wälder zurückzuziehen. Doch geschah dieses oft erst nach harten, blutigen Kämpfen mit den Europäern, woran der Fluß Kentucky, d. h. „blutiger Strom," erinnert, der seinen Namen von den Kriegen erhalten hat, die an seinen Ufern, schon in älteren Zeiten zwischen den Indianerstämmen unter einander, und später zwischen den Indiern und Europäern statt gefunden haben. Das Bild dieses armen Volkes, das mit hoher Begeisterung zur Vertheidigung seines Vaterlandes gegen die Angriffe der Europäer die Waffen ergriff (s. Taf. XIII. Versammlung der Indianer zum Kriege), seine muthigen Streiter im Kampfe fallen sah (s. Taf. XIII. floridische Weiber klagen bei dem Caziken um die gefallenen Gatten) und doch endlich den vaterländischen Boden verlassen (s. Taf. XIV. Indianer auf der Reise) und sich ein neues Vaterland suchen mußte, können wir

nicht ohne theilnehmende Wehmuth betrachten. Einige Indianer faßten jedoch in der Verzweiflung den Entschluß, zu bleiben, und gleich den Fremden die Erde zu bebauen. Daher kommt es, daß man vom Missouristrome bis zur fernen atlantischen Küste, gleich geretteten Trümmern aus dem Schiffbruche des Lebens, überall Indianer antrifft; denn in den meisten Staaten haben sie Reservatgebiete. Indessen hat es die Bundesregierung in den neusten Zeiten dahin gebracht, daß mehrere Stämme ihre Ansprüche auf die bisher von ihnen besessenen Reservatgebiete, gegen Entschädigungen, aufgegeben und sich in die westlichen Gegenden zurückgezogen haben.

Unter den vielen Stämmen der Indier sind die Tschirokesen, die Krihks oder Muskogulgen, die Tschaktas und die Chickasaws die mächtigsten und merkwürdigsten. Sie leben in Dörfern und Städten, deren Häuser aus Baumstämmen erbaut sind, welche durch Einkerbungen an den Enden in einander gefügt und dann inwendig wie auswendig mit Thon beworfen werden, der mit trockenem Grase vermengt ist. Die Pfeiler und Wände sind mit grotesker Mahlerei und Schnitzwerk verziert und die vorderen Pfeiler stellen gefleckte, sich in die Höhe richtende Schlangen oder andere Thiere vor. Kastanienborke und breite Schindeln geben die Bedachung. Eine der schönsten indianischen Städte soll Uche sein, deren Häuser nett und geräumig, von hölzernen, mit rothem Mörtel an beiden Seiten überzogenen Wänden gebaut und mit einem Dache von Cypressenborke oder Schindeln bedeckt sind. — Die Tracht dieser Nationen ist sehr mannigfaltig. Viele tragen ein in Falten gelegtes Hemd von Leinwand, Andere ein Stück blaues Tuch um die Hüften, auf dem Kopfe einen Schopf von Haaren, um die Stirn eine mit Korallen besetzte Binde. Einige Indianerstämme haben bereits einen gewissen Grad von Gesittung erlangt, namentlich die Tschirokesen in dem nordwestlichen Theile von Georgien, welche bei den raschen Fortschritten ihrer Cultur als ein civilisirtes Volk betrachtet werden können und sich jetzt zum Christenthume bekennen. Von einem gebornen Tschirokesen, Namens Gueß, wird sogar eine eigene Zeitschrift in der Tschirokesensprache unter dem Titel: „Der tschirokesische Phönix" herausgegeben. An den meisten übrigen indischen Völkerstämmen sind jedoch die Bemühungen, sie aufzuklären, ohne Erfolg gewesen, woran theils der Haß, den viele Indianer seit den ersten Zeiten der europäischen Niederlassungen gegen die Weißen hegen, theils die dem Indianer eingenthümliche Freiheitsliebe, theils der zu große Unterschied, welcher in religiöser Hinsicht zwischen ihnen und den Weißen statt findet, Schuld ist. Die Meisten unter ihnen haben eine Art von Religion und ihre Priester (s. Taf. XII.), die in Verbindung mit den Geistern stehen. Sie beten den großen Geist an, haben heilige Häuser (Tempel), worin die heiligen Gefäße aufbewahrt werden, verehren das Feuer (s. Taf. XII.) und glauben an ein Leben nach dem Tode, wo der brave Krieger und Jäger in ein schönes, warmes, an Holz, Wiesen, Gewässern und Wildpret reiches Land kommt. — Die Regierungsform der angesehensten dieser Völker ist einfach. Die bejahrten Oberhäupter, Krieger und andere angesehene Männer bilden eine Versammlung, an deren Spitze ein von ihnen selbst gewählter Mico oder König steht, der alle Zeichen der tiefsten Ehrfurcht empfängt, ohne eine äußere Auszeichnung zu haben. Der Nächste nach dem Mico ist der Oberkriegsanführer oder Tastanegy, dessen Stimme in Kriegsangelegenheiten mehr gilt, als die des Mico.

Die eingewanderten Bewohner der vereinigten Staaten sind theils Europäer, theils Neger und Halbneger. Was so viele Einwanderer aus den verschiedensten Ländern hierher gezogen hat, ist die unbeschränkte Glaubensfreiheit. Daher finden wir hier nicht nur fast alle vorhandene Secten der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, sondern auch Juden und Heiden friedlich neben und durch einander. Daher täuschen den Fremden oft angenehm die vielen Städtenamen, welche an europäische erinnern. „Nichts ist gewöhnlicher," sagt Gall in seinen Auswanderungen nach den vereinigten Staaten ꝛc., „als von einem Verwandten in Wien, Heidelberg, Lüneburg oder Potsdam, von einer Reise nach

Bern, Manheim, Berlin oder Dresden, von einem schlechten Schuldner in Hanover, Cleve, Frankfurt zu hören. So lebt auch das alte Hellas im jugendlichen Amerika, wenigstens dem Namen nach, wieder auf; schon erheben sich Troja, Athen und Korinth wieder; nicht minder Karthago, Herculanum und Pompeji." —

Neue Städte schießen in Nordamerika oft wie die Pilze empor. Basil Hall beschreibt in seinen Travels in North America Th. 3. S. 283. die erste Anlage und Entstehung einer solchen jungen Stadt auf folgende Weise: „Das Erste, worauf unser Begleiter uns aufmerksam machte, war eine lange Linie, welche durch die Eichenbüsche gehauen war und die Hauptstraße werden sollte. Das Buschholz war weggehauen, so daß ein 4 Fuß breiter Weg entstand, auf welchem in Zwischenräumen kleine Pfähle eingeschlagen waren. Diese künftige Hauptstraße sollte eine Stunde lang und 180 engl. Fuß breit werden. Als wir auf dem ausgehauenen Pfade fortschritten, konnten wir noch andere ähnliche Durchhiebe im Walde entdecken, welche die Hauptstraßen rechtwinkelig durchschnitten. Bei weiterem Fortgehen erblickten wir endlich hier und da Hütten, theils aus Bretern, theils aus Baumrinde aufgeführt, und erreichten endlich die Hauptmasse von Häusern, von denen nur wenige über zwei oder drei Wochen alt waren. Man fand hier Gebäude von jeder Größe, Würfel von 6 Fuß lang, breit, hoch, und Häuser von 6 Fenster in der Fronte. Es waren auch schon drei Gasthöfe hier und das Schild des einen war an einen Baum genagelt, der noch unversehrt mitten in der Straße wuchs. Ein anderes Haus hatte Glasfenster, aber die Scheiben waren einstweilen nur mit ein wenig Kitt in jeder Ecke befestigt. Wenigstens 60 Häuser und mehr waren schon völlig zugehauen und das Holz lag hoch aufgeschichtet. Zimmerleute hatten sie aus Speculation vollendet, um künftigen Käufern schnell entsprechen zu können. Da man noch keine Zeit gehabt hatte, die Wurzelstöcke der geschlagenen Bäume auszuroden, und selbst viele der ungeheuren Bäume noch nicht weggeräumt waren, so war ein Spaziergang in dieser Stadt nicht eben ein bequemes und leichtes Unternehmen. Ueberall hörte man Amboße ertönen, und Sägen, Aexte, Hämmer blitzten ringsum im Holze. Man fand hier Postkutschen, Reisewagen, Karren u. s. w. Krämerbuden und Bäckereien waren auch schon in Menge vorhanden. Man versicherte mich, daß bereits an 900 Einwohner versammelt seien. Viele waren noch ohne Haus und ohne Schoppen, und hatten sich einstweilen im Walde gelagert. Manche bedienten sich ihrer Wagen zur Wohnung und viele streichen umher, Arbeit oder Obdach zu finden. Wegen des Mangels an Handwerkern aller Art hatten Zimmerleute und Schmiede eine gute Aernte. Man sagte mir, daß nach einem mäßigen Ueberschlag am Tage des Verkaufs der Ländereien wahrscheinlich 3 bis 4000 Personen versammelt und bereit sein würden, sich in der neuen Stadt sogleich ansässig zu machen. Es muß nach der Versteigerung ein ganz eigner Anblick gewesen sein, wenn alle diese Leute sich zerstreuten, um ihr Eigenthum in Besitz zu nehmen, die einstweilen errichteten Wohnungen abzubrechen, fortzuschaffen und die neuen aufzuführen."

Wie gemischt auch die Bevölkerung sein möge, in den meisten Staaten ist doch die englische Sprache die herrschende; denn Engländer waren es, die sich zuerst in größeren Massen auf dem Boden dieser Länder ansässig machten, und auch in späteren Zeiten bestanden die Einwanderer mehr aus Britten, als aus andern Europäern. Dadurch ist auch englisches Leben überhaupt in die ganze Masse der Bevölkerung gekommen. — Es findet hier zwischen Städtern und Landvolk eben so wenig, wie zwischen Städten, Marktflecken, Dörfern u. s. w. ein Unterschied statt. Wer sich die amerikanischen Pflanzer etwa wie deutsche Bauern dächte, würde sehr irren; sie sind in Ansehung der Kleidung sowohl als des Benehmens den Städtern völlig gleich. Diesen wie Jenen, giebt das Gefühl der Unabhängigkeit eine gewisse Würde und zugleich auch Ungezwungenheit des Betragens. „Kein Fremder," sagt Dudor, „hat in Nordamerika über Rohheiten zu klagen, die in Europa, und namentlich auch in Deutschland,

alltäglich sind. Nirgends eine Spur des ungezogenen Muthwillens und der Ruhestörungen, die in Deutschland so Mancher verübt, der doch vom Pöbel unterschieden werden muß. Weil in den vereinigten Staaten auch der Handwerker zur guten Gesellschaft zugelassen wird, so hat er seinerseits sich bemüht, sich dessen würdig zu zeigen, und überall waltet ein gehöriger Anstand, so daß es dem reisenden Deutschen gar nicht auffallen kann, sich in einzelnen Wirthshäusern mitten unter Schreinern, Zimmerleuten, Sattlern und Schneidern zu befinden. Musterhaft ist das Benehmen gegen das weibliche Geschlecht. In keinem Wirthshause wird man in Gegenwart der Frauen unreine Scherze hören. Diese Strenge ist aus den englischen Sitten wohl bewahrt worden und auf die Abkömmlinge der Deutschen nicht ohne Wirkung geblieben." Der Anstand, der im öffentlichen Leben der Einwohner herrscht, ist eine Folge der Strenge, mit welcher auch im häuslichen Leben auf die Beobachtung desselben gesehen wird. Der Amerikaner beobachtet selbst im Benehmen gegen seine Frau und seine Kinder eine gewisse Förmlichkeit, die der Europäer für Kälte zu halten pflegt. Auch in den Häusern der minder Wohlhabenden wird die Frau von ihrem Manne stets „Mistreß" und dieser von ihr „Maste" geheißen. Läßt eine Mutter ihre Tochter rufen, so heißt es: „Call Miss Jenny oder Tony" u. s. w. Es ist aber nicht Kälte, die den Amerikaner gegen seine Gattin so förmlich macht, sondern Achtung ihrer weiblichen Rechte. Zärtliche Empfindungen äußern sich mehr im ganzen Wesen, im Leben des Amerikaners, als durch bloße Worte. Dies kommt auch daher, daß das Leben des Bürgers der vereinigten Staaten mehr, als in irgend einem andern Lande, öffentlich ist und jeder seiner Schritte beobachtet wird. Uebrigens läßt sich bei der Mischung der verschiedenartigsten Colonisten erwarten, daß auch der Charakter der Amerikaner in den Freistaaten eine gar mannigfaltige Abwechselung leiden müsse.

So macht Michaux in seinen Reisen in Nordamerika von der ausschweifenden Lebensart mancher Landleute bei ihren Festen folgende Schilderung: „Alle Schenken waren von Menschen vollgestopft, welche soffen, tobten und sich allen Lüderlichkeiten überließen. Zimmer, Treppen und Hof lagen voll Betrunkener, und wer noch die Zunge erheben konnte, stieß die erschrecklichsten Flüche aus. Ueberhaupt zeichnen sich die Landleute der innern Gegenden der Freistaaten durch ihren Hang zum Trunke aus, und laufen bei jeder Gelegenheit in die Schenken, um sich zu betrinken." Wie auch der Charakter einiger Amerikaner an der Grenze sei, kann folgender Zug beweisen: Bei Fort Blount hatte sich des Einen Pferd weit in das Gebiet der Indianer verlaufen; er hielt es daher für verloren; allein 14 Tage darauf brachten es zwei Tschirokesen zu ihm geführt. Kaum aber erblickte sie dieser Mensch etwa 50 Schritte von seiner Wohnung, so ergriff er den Carabiner und schoß den Einen todt. Ueberhaupt findet man, daß die Bewohner der westlichen Staaten durch die häufige Berührung, in welche sie mit den Wilden kommen, viel roher sind und von denselben nicht selten üble Sitten und Gewohnheiten annehmen. Eine solche schändliche Gewohnheit ist das Boxen, the Gonging, wie es in der Kunstsprache heißt, von welchem vorzüglich die Kentuckier große Freunde sind. Jeder wirft seinen Gegner auf die Erde, sucht ihm während des Ringens mit großer Gewandtheit den Zeigefinger in die Haare zu wickeln, setzt den Daumen in die Augenhöhlen und preßt ihm mit schauderhafter Grausamkeit die Augäpfel heraus. Man sieht viele solcher Unglücklichen, die ganze Familien ernährten, durch diese abscheuliche Gewohnheit als blinde Bettler herumziehen. Daß man, abgesehen von solchen Verunglückten, in den vereinigten Staaten auf keinen Bettler stößt, davon liegt der Grund in der Allgemeinheit, mit welcher die Trägheit und der Müßiggang verachtet wird. Jedem jungen Paare liegt es klar vor, daß es nur von ihm selbst, von einer mäßigen Anstrengung abhängt, sich einen eignen Herd zu gründen und eine sorglose, glückliche Lage zu erwerben. Und dort, wo es so leicht ist, den Unterhalt zu erwerben, muß auch die Bettelei von der öffentlichen Meinung strenger beurtheilt werden. Dasselbe gilt auch

vom Diebstahl, wovon man in Nordamerika äußerst selten hört. Deshalb giebts auch hier viele Wohnungen ohne Thürschlösser. Der Dieb findet keinen Hehler, und Jedermann hilft, ihm auf die Spur zu kommen. Selbst die Neger und Mulatten sind nichts weniger, als diebisch, wiewohl man ihnen nicht so unbedingt traut, wie den Weißen.

Es giebt in den vereinigten Staaten, wo Alle vor den Gesetzen ganz gleich sind, doch zwei Menschenclassen, welche an den Rechten und Freiheiten der Uebrigen keinen Theil haben, nämlich die Neger oder schwarzen Sklaven und die sogenannten Redemptioners, d. h. Loskäuflinge, weiße Sklaven, wie man sie auch nennen könnte.

Die Negersklaven, deren Zahl man, mit Einschluß der Mulatten, auf 2 Millionen schätzt, werden am häufigsten in den südlichen Staaten angetroffen, wo sie zum Plantagenbau gebraucht werden. Hier ist die Sklaverei und der Sklavenhandel gesetzlich erlaubt. Es werden ordentliche Sklavenmärkte gehalten, wo man die Neger auf langen Tafeln familienweise aufgestellt und die Versteigerer daneben sitzend und die gebotenen Preise laut ausrufend findet. Das Loos der Negersklaven ist in den vereinigten Staaten weit milder, als das der Sklaven in Westindien, und von den Angloamerikanern erfahren sie in der Regel eine noch bessere Behandlung, als von den Franzosen. Alle Sklaven müssen, wenn sie den Loskaufungspreis bezahlen können, freigelassen werden, und sie haben an den Sonntagen, wo sie für sich arbeiten können, was ihnen beliebt, Gelegenheit, sich selbst etwas zu verdienen. Man schildert ihren Charakter als bösartig; und allerdings sind Rachsucht, Heimtücke und kalte Grausamkeit unläugbare Züge ihres Charakters, was eine Folge der langen Sklaverei und tyrannischen Behandlung ist. Es fehlt in den südlichen Staaten auch nicht an Beispielen von Zusammenrottungen entlaufener Sklaven und offener Empörung gegen die Weißen.

Die Redemptioners sind arme Einwanderer aus Europa, die sich so lange als Sklaven verkaufen lassen, bis sie den Ueberfahrtspreis, den der Schiffer ausgezahlt bekommen hat, abgedient haben. Für eine Summe, die jeder rüstige Tagelöhner in einem halben Jahre verdient, werden sie auf 6, 7 und mehrere Jahre in die Fesseln der Sklaverei geschlagen. Ihr Loos ist in der That härter, als das der Negersklaven, von denen die meisten niemals gewußt haben, was Freiheit ist.

Eine seltsame Classe von Menschen, die gleichsam zwischen den Indianern und den gesitteten Bewohnern des Landes mitten inne stehen, sind die sogenannten Hinterwaldsleute. Aus einem Hange zu gesetzloser Ungebundenheit haben sie, auf alle Vortheile des geselligen Lebens Verzicht leistend, sich in die einsamen Wälder der westlichen Staaten zurückgezogen, in welchen sie, gleich dem von ihnen verfolgten Wilde, umherschweifen. Diese „nordamerikanischen Freischätzen" bewohnen kleine, armselige Hütten, die aus runden Baumstämmen erbaut sind. Zwei Bettstellen von unbehauenen Stämmen mit quer darüber gelegten Bretern, zwei Stühle und ein Schemmel machen die gesammten Möbeln einer zahlreichen Familie aus. Leidenschaftliche Liebhaber der Jagd und besonders der Bärenjagd, suchen sie diejenigen Gegenden auf, wo es viele Bären und wilden Honig gibt. Sie sind ehrlich, gefällig, gastfreundlich. Es gesellen sich zu ihnen bisweilen auch Menschen aus den gebildeten Ständen, die auf irgend eine Art mit der Welt zerfallen sind. Die Zahl dieser Jägerfamilien, die nicht mit Gewißheit erforscht werden kann, mag sich leicht in die Tausende belaufen.

Ein wesentliches Gebrechen in den amerikanischen Freistaaten ist der Mangel an geschickten Handwerkern. Der Grund davon ist darin zu suchen, daß der Handwerker, sobald er einiges Vermögen erworben, sich eine Landstelle kauft und die Landwirthschaft betreibt. Daher sind auch tüchtige Handwerker, welche aus Europa einwandern, vor allen andern sicher, ein gutes Auskommen daselbst zu finden. Manufacturen und Fabriken sind erst in den neueren Zeiten zu einiger Vollkommenheit gediehen und die Woll- und Baumwollmanufacturen wetteifern sogar mit den brittischen. Vor-

züglich weit haben es die Nordamerikaner in der Anwendung der Maschinen, namentlich der Dampfmaschinen, gebracht, welche bei allen Gewerben die wichtigsten Dienste leisten. Wir wollen hier nur der Dampfmaschine in einer der ungeheuern Porterbrauereien zu Philadelphia gedenken, von welcher Gall folgende Beschreibung liefert: „Eine Dampfmaschine von der Kraft von 18 Pferden, deren Thätigkeit durch ein 4 Stock hohes Gebäude reicht, verrichtet fast ohne menschliche Hilfe alle Arbeiten, um aus Gerste, Hopfen und Wasser täglich 200 Barrels (523 niederöstr. Eimer) Porter zu bereiten. Die Früchte werden durch die Maschine von den Wagen auf den Speicher des Brauhauses gehoben; von da vertheilen sie sich, um zu weichen, in große Kufen, worin sie alle 6 Stunden mit frischem Wasser übergossen werden. Ist die Gerste gehörig erweicht, so schafft die Maschine sie in den Malzkeller und bildet sie in einen kreisrunden, 16 Zoll hohen Haufen, welchen sie, sobald der Aufseher eine dazu bestimmte Vorrichtung mit ihr in Verbindung bringt, dergestalt umwendet, daß das Unterste an die Luft kommt. Nachdem die Wurzelkeime 6 bis 7 Linien lang ausgewachsen sind, hebt die Maschine die Gerste auf den Trockenspeicher und breitet sie dort so gleichmäßig aus, als es nur mit der größten Aufmerksamkeit von Menschenhänden geschehen könnte. Hier wird die Gerste zweimal umgekehrt, dann zusammengescharrt und durch eine Rinne auf die Malzdarre geleitet, wo die Maschine ebenfalls das Umwenden besorgt. Nachdem das Malz getrocknet ist, kommt es auf den Speicher, von wo es in eine Mühle fällt, welche ebenfalls von der Dampfmaschine getrieben wird. Eben diese Maschine bringt das Schrot in einen ungeheuern Würzbottich, rührt es darin um, pumpt das erforderliche Wasser, hebt die Würze in die Braukessel, aus welchen sie, abgekühlt, in den Keller fließt. Die Maschine pumpt das Bier zum Verkauf wieder aus den Lagerfässern in die im Hofe liegenden Barrelfässer, deren täglich über hundert in die Stadt geführt werden. Sie zersägt und spaltet das Brennholz; sie leert den Würzbottich und schafft die Malztreber bis in die Viehställe." Man denke sich den Eindruck, welchen der Anblick einer solchen, von unsichtbaren Zauberhänden belebt scheinenden Anstalt hervorbringt!

Von großer Wichtigkeit für die Civilisation von Amerika und für den innern Verkehr der vereinigten Staaten ist die Erfindung der Dampfschiffahrt *) gewesen. Vor kurzem noch mußte sich der Bewohner des Westen auf seinem elenden Fahrzeuge gleich einem Pferde plagen, um des Tages 15 Meilen stromaufwärts zu kommen; jetzt vollendet man eine Reise von 700 geographischen Meilen in 15 Tagen. Der Bau und die innere Einrichtung der amerikanischen Dampfschiffe ist weit besser, als bei den europäischen. Das Innere eines Dampfschiffes beschreibt Sindons folgendermaßen: „Vorn befindet sich stets die Maschine, im Hintertheile aber die Staatszimmer für die Herren und Damen. Gewöhnlich ist das für die Herren 25 bis 45 Fuß lang und 20 Fuß breit. Zu beiden Seiten der Wände laufen in zwei Reihen die Betten mit rothseidenen Vorhängen hin, die von der Decke des Schiffes bis zur Erde gelassen werden und den Tag hindurch in vergoldeten Ringen befestigt sind. Der Fußboden ist mit feinen, mit Blumen durchwirkten Teppichen belegt. Im Vordergrunde des Saales befindet sich ein zierlicher Ofen oder

*) Den ersten Versuch mit einem Dampfboote machte ein Einwohner der vereinigten Staaten, Robert Fulton in New-York, welcher von da bis Albany, stromaufwärts am Hudson, und wieder zurück fuhr. Die Entfernung beider Städte von einander beträgt 150 engl. Meilen, und Fulton brauchte zur Hinreise 32, zur Rückreise 30 Stunden. Der glückliche Erfolg reizte zur Nachahmung, und seit den letzten 10 Jahren sind alle Flüsse mit Dampfschiffen bedeckt. — Es gereicht übrigens den Bewohnern der V. St. nicht zur Ehre, daß sie dem Erfinder der Dampfschifffahrt vor ein paar Jahren, so zu sagen, haben Hungers sterben lassen. Nicht einmal ein Denkmal ist dem verdienten Manne errichtet worden. Erst seiner hinterlassenen armen Familie hat man sich vor kurzem anzunehmen begonnen, indem man in jedem Dampfschiffe Büchsen zur Aufnahme freiwilliger Gaben für die verarmte Fulton'sche Familie angebracht hat.

Kamin mit metallenem Geräthe. Die Einrichtung, Tafeln, Stühle, Sopha's sind durchgängig von Mahagoniholz, Alles vergoldet und in der besten Ordnung erhalten. Auf den neuern Dampfschiffen, z. B. Georg Washington u. a., sind statt der Vorhänge Thüren vor den Betten, und immer zwei Passagiere haben ein kleines Zimmer, worin sie sich ankleiden, rasiren, kurz alles mit Bequemlichkeit thun können. Als Warnungstafel hängt oberhalb des Schenktisches in einem goldenen Rahmen die auf dem Schiffe zu beobachtende Ordnung. Karten- oder sonstige Spiele bis über 10 Uhr hinaus, das Liegen im Bett mit Stiefeln, das Anreden des Steuermanns, das Besuchen der Damen in ihrem Staatszimmer ohne ihre Einwilligung, das Cigarrenrauchen, sind die gewöhnlichen Verbote, gegen die auch in der Regel nicht gesündiget wird. Das Staatszimmer der Damen befindet sich unter dem der Herren, und ist ganz auf dieselbe Weise eingerichtet, nur daß darin nicht gespeist wird."

Das Postwesen (s. Taf. XIV., welche einen amerikanischen Postwagen darstellt) hat sich erst in den letzten Jahrzehenden gehörig ausgebildet. Die längste und schönste Poststraße ist die, welche von Washington nach New-Orleans führt.

Der wichtigste Industriezweig in den vereinigten Staaten ist, nächst dem Ackerbau, welcher wegen der Fruchtbarkeit des amerikanischen Bodens sich leicht zu einer vorzüglichen Blüte erheben konnte, der Handel. Dieser wird durch die zahlreichen Flüsse, Seen, Canäle und Eisenbahnen sowohl, als durch manche besondere Umstände, namentlich dadurch, daß man den Handel als ein sehr ehrenvolles Geschäft ansieht, begünstiget und befördert. Der Bewohner der vereinigten Staaten ist durchgängig mehr oder weniger Kaufmann; kaufmännisch ist der Charakter der Nation, wie der Regierung. Die V. St. haben ihre eigenen Münzen. Die allgemeine Rechnungsmünze ist der Dollar, welcher nach unserem Gelde ungefähr den Werth von 2 Gulden hat. Die Gold- und Silbermünzen zeigen auf der einen Seite den Genius der Freiheit mit dem Worte Liberty (Freiheit) und die Jahreszahl des Prägungsjahres, auf der andern Seite einen Adler mit der Umschrift: „Vereinigte Staaten von Amerika." Außer dem Metallgelde sind auch eine Menge von Banknoten im Umlauf, worunter sich viele falsche befinden.

Die wissenschaftliche Bildung in den vereinigten Staaten weicht von der englischen merklich ab und steht weit unter der systematischen und speculativen Gelehrsamkeit des Deutschen, für welche der Nordamerikaner wenig Achtung hat. Die Hauptrichtung geht überall auf das Praktische, auf das, was Brod bringt. Für den Bürger der vereinigten Staaten haben bloß Staatswissenschaft, Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik und Physik eigentliches Interesse, für welche er außerordentliche Anlagen hat. Die vorzüglichsten Universitäten sind die zu Cambridge (die älteste, 1638 gegründet), New-York und Philadelphia. Die Geistlichen der anglikanischen und presbyterianischen Kirche haben besondere theologische Lehranstalten; um jedoch Prediger einer protestantischen Kirche zu werden, ist es nicht immer nöthig, Theologie studirt zu haben. Bei der Zerstreuung der Kirchen und Gemeinden ist das Amt eines Predigers höchst beschwerlich. Manche derselben haben jährlich 5 bis 600 engl. Meilen herumzureiten. Auch die Rechtsgelehrten oder Lawyers haben nicht alle studirt. Viele studiren 2 bis 3 Jahr bei einem Advokaten und erhalten dann, nach vorhergegangener Prüfung, die Erlaubniß zu prakticiren. Diesem Stande bieten sich die glänzendsten Aussichten dar, indem nur Rechtsgelehrten zu Präsidenten, Staatssecretären und Senatoren gewählt werden. Um die Gelehrsamkeit der Aerzte und um die Pharmazie steht es am schlechtesten. Es fehlt nicht an Pfuschern und Marktschreiern, die ihre Geheimmittel in öffentlichen Blättern anpreisen und deren einige sich sogar indische Aerzte nennen, indem sie vorgeben, ihre Weisheit von den Indiern gelernt zu haben. — Besser, als um die höhere Gelehrsamkeit, steht es um die Bildungsanstalten für das Volk, für welche die einzelnen Staaten unglaublich viel thun. An allen nur einigermaßen beträchtlichen Or-

ten findet man Freischulen. Wo noch keine Freischulen eingeführt sind, bestehen einstweilen Privatschulen, die freilich von verschiedenem Werthe sind. In den Städten sind auch unentgeltliche Sonntagsschulen eingeführt, welche in der Kirche gehalten werden.

Wie die Wissenschaften, so müssen auch die schönen Künste, als Dichtkunst, Baukunst, Malerei und Bildhauerei, dem Nutzen dienen. Zu den vorzüglichsten Bauwerken, welche die V. St. aufzuweisen haben, gehören die Brücke, von Trenton, die Wasserwerke zu Philadelphia und das Capitol zu Washington. Die Brücke, welche in Trenton die an 1000 Fuß voneinander entfernten Ufer des Delaware verbindet, ist ein bewundernswerthes Denkmal kühnen Unternehmungsgeistes. Sie hängt in acht ungeheuern Bogen, welche das Dach derselben tragen und mit ihren Enden auf starken Pfeilern ruhen, die sich über 40 Fuß hoch aus dem Flusse erheben. Die Brücke selbst liegt auf Querbalken, welche starke eiserne Stangen mit den hohen Bogen verbinden. — Nicht minder bewundernswürdig sind die Wasserwerke zu Philadelphia, durch welche alle Straßen dieser Stadt und jedes Haus mit fließendem Wasser versehen werden. Im Bette des Flusses Schuylkill ist, mittelst einer Mauer von Granitquadern, ein Wasserbecken gebildet, welches sich auch beim niedrigsten Stande des Flusses mit Wasser füllt. Hell wie Krystall strömt es durch einen Canal von Granit in einen großen unterirdischen Behälter, aus welchem eine Dampfmaschine alle 24 Stunden über 4½ Millionen Gallonen (300,000 nied.=östr. Eimer) Wasser in eine 6 Fuß weite, zirkelrunde, aus Ziegeln gemauerte Wasserleitung hebt, welche dasselbe unter der Erde eine engl. Meile weit in ein schönes viereckiges Gebäude leitet, aus dessen Mitte ein Dom von 40 Fuß Durchmesser bis zu einer Höhe von 62 Fuß emporsteigt. In diesem Dome befindet sich eine zweite Dampfmaschine und ein Wasserbecken, aus welchem sich das Wasser 40 Fuß hoch herab in fast unzählige Röhren ergießt, durch welche es in alle Straßen der Stadt verbreitet wird. — Unter die größten und prachtvollsten Gebäude der vereinigten Staaten gehört das berühmte Capitol zu Washington, welches von graugelblichen Marmorblöcken aufgeführt ist, die man aus Italien hat kommen lassen. Das Gebäude hat jedoch wesentl. Fehler, so daß es ein schönes nicht genannt werden kann. Von dem 78 Fuß hohen Standpunkte des Capitols kann man die ganze Stadt übersehen und genießt auch über dieselbe hinaus von allen Seiten eine reizende Aussicht. In diesem Prachtgebäude, welches erst im Jahre 1827 ganz vollendet worden ist und über 1½ Million Dollars gekostet hat, hält der Congreß seine Sitzungen.

Die Staatsverfassung anlangend, so bilden die vereinigten Staaten einen Bund, welcher aus mehrern Demokratien besteht, die durch das Band eines allgemeinen Congresses zusammengehalten werden, der sich alle Jahre im Capitol der Bundesstadt Washington versammelt. Der Generalcongreß besteht aus zwei Kammern, der Repräsentantenkammer und dem Senate. Nur der Generalcongreß hat legislative Gewalt; die exekutive Gewalt liegt in den Händen des Präsidenten, der aber nur auf vier Jahre gewählt wird und welchem ein Vicepräsident und vier Ministerstaatssecretaire zur Seite stehen. Die gesammte Union besteht jetzt aus 25 wirklichen Staaten, 6 Gebieten (Territorien) und 1 Distrikte. Ein Staat muß nämlich eine Bevölkerung von wenigstens 60,000 Seelen besitzen. Gebiete oder Territorien sind diejenigen Bezirke, welche jene Seelenzahl noch nicht erreichen. Jeder einzelne Staat hat seine besondere Verfassung, Regierung und Verwaltung. Als besonderer Theil der Union, und keinem einzelnen Staate oder Gebiete angehörig wird der Distrikt Columbia betrachtet, welcher Washington, die Hauptstadt der Union, enthält.

Den Grund des blühenden Wohlstandes der Republik von Nordamerika hat man nicht nur in der Fruchbarkeit des Bodens, in der verhältnißmäßig geringen Bevölkerung und der Verfassung des Landes, sondern namentlich auch in der geringen Zahl des stehenden Heeres zu suchen. Dieses besteht theils aus Freiwilligen, theils wird es angeworben und ist nur 10,000 Mann stark, welche gewissermaßen als

Stamm- und Musterregimenter zu betrachten sind. Weit ansehnlicher ist die Stärke der Volksbewaffnung oder der **Milizen**, welche ebenso, wie das stehende Heer, uniformirt und jetzt wohl zwei Millionen stark sind, indem jeder waffenfähige Bürger vom 16 bis zum 45 Jahre für diesen Zweck eingeschrieben wird und zu dienen verpflichtet ist. Doch ist in Friedenszeiten nur ein Theil derselben im Dienst.

Zum Schlusse steht hier, was **Bromme** in seinen Reisen durch die vereinigten Staaten und Obercanada S. 5 und 6. im Allgemeinen über dieses Land und seine Bewohner sagt. „Amerika, glücklich in den Elementen, aus welchen seine Freiheit hervorsproßte, entging allen jenen Leiden, die aus dem entgegengesetzten Systeme folgen. Dort verzehrt keine leere Kraft das Mark der Nation; dort lähmen keine feiernde Kräfte den Arm der Industrie; dort verpflichtet kein Herkommen das Volk, Tage lang Hasen und Füchse aufzutreiben, um einigen Müßiggängern Vergnügen zu machen; dort bläht sich nicht empörender Kastenhochmuth über grinsender Volksarmuth; dort pressen nicht mannigfaltige Finanzschrauben auf hundert Wegen dem Bürger den Erwerb ab; dort unterliegt nicht der Boden einer zweifachen Herrschaft, der des Ober- und des Untereigenthümers; dort entziehen nicht unerschwingliche Auflagen dem Anbau des Bodens und der Industrie die erforderlichen Capitale; dort erliegt der Handel nicht unter den Fesseln ewiger Mauthschranken; dort brandschatzt nicht ein hohes Zollsystem, unter dem Vorwande, die Industrie zu beleben, die Börse der Nation, sondern ohne Regie und Monopole, ohne herrschende Kirche und stehende Armeen, ohne drückende Auflagen und Zölle erhebt sich der Staat lediglich auf den Grundlagen der allgemeinen Menschenrechte und des Bürgerthums, einzig von der Kraft des Volks getragen, in dessen Reichthume die Regierung allein die unerschöpflichen Mittel ihres Bestehens findet. Man beruft sich dort nicht auf verwelkte Ahnen, um sich geltend zu machen; man zieht nicht entlaubte und verdorrte Stammbäume aus der Tasche, um Aufmerksamkeit zu erregen.“

12. Bewohner von Mexiko.

Unter **Mexiko** oder **Mejico**, mit welchem Namen im Allgemeinen alle spanische Länder Amerika's bezeichnet werden, verstehen wir hier den freien Bundesstaat, der sich vom 15—42° nördl. Br. und von 253—289° östl. L. erstreckt, und im Norden und Osten an die vereinigten Staaten, im Westen an das stille Meer, im Süden an die Republik Mittelamerika grenzt. Dieses Land, dessen Benennung indischen Ursprungs sein und „Wohnung des Kriegsgottes“ bezeichnen soll, gehört zu den schönsten und fruchtbarsten Ländern der Erde. Die Bildungsgestalt dieses Landes zeigt einen gewaltigen Bergrücken, der einem gewölbten Dome gleicht und die ganze Republik Mexiko umfaßt. Die Thäler dieses schönen Hochlandes werden als reizende Mulden geschildert, unter welchen vorzüglich das liebliche Thal von **Tenochtitlan** bei Mexiko berühmt ist. Die Pflanzendecken sind eben so verschieden, wie die Erzeugnisse des Ackerbaues; Zuckerrohr, Baumwolle, Getreide und die schöne Agave*) sind die verschiedenen Culturzweige, die hier hauptsächlich die verschiedenen Klimate charakterisiren. Aus der Gestaltung des Bodens entspringen für Mexiko nicht geringe Vortheile, namentlich die durchgängige Gesundheit des Klima's; denn nur die Küstensäume gestatten, jedoch selten, dem gelben Fieber und dem schwarzen Erbrechen den Zugang. Die hohen Flachthäler und die sanft gewölbten Berge gestatten

*) Die **Agave** oder **mexikanische Aloe** treibt einige Fuß lange und einen halben Fuß dicke, stachlige Blätter, die in einem großen Busche an der Erde zusammensitzen. Aus ihnen wächst ein 20 bis 30 Fuß langer Stengel hervor, dessen Zweige eine ordentliche Pyramide bilden und mit Büscheln grüngelber Blumen besetzt sind, welche herrlich duften und einen Honigsaft enthalten. Die Amerikaner gebrauchen die Blätter der Agave zu Schindeldächern und die Stacheln als Nägel. Aus dem Stuhle der Wurzel machen sie Zucker, Honig, Wein und Essig. Die gerösteten Blätter geben ihnen Garn zu Strümpfen, Handschuhen und andern Kleidungsstücken. Man behauptet, daß die Agave erst nach 100 Jahren zum ersten Male blühe, daher eine blühende in Europa eine große Seltenheit sey.

die Anlage von bequemen Straßen und Eisenbahnen und befördern den innern Verkehr. Durch die hohen Gestade endlich wird die Eroberung des Landes durch einen auswärtigen Feind erschwert, ja unmöglich gemacht; nur durch innern Verrath kann Mexiko erobert werden.

Es ist keine Nachricht vorhanden, daß dieses schöne Land früher, als durch Fernandez Cordova (1517) den Europäern bekannt geworden sei. Aus der früheren Geschichte desselben sind uns nur Bruchstücke geblieben. Ursprünglich sollen wilde Männer von Norden her in das Land Anahuac, wie der uralte Name dieses Landes lautet, gekommen seyn und dasselbe nomadisch durchirrt haben. Auf sie folgten die Azteken, die früher im Lande Aztean, nordöstlich vom Meerbusen Californien, gewohnt haben. Einer ihrer Fürsten, Namens Huizitón, soll um das Jahr 1325 das Land erobert und Mexiko gegründet haben. Doch alle diese Angaben ermangeln ebenso jedes historischen Grundes, wie die, daß die Tolteken, denen man die vielen noch vorhandenen Monumente zuschreibt, von einem amerikanischen Stamme überwältigt worden wären. Weit wahrscheinlicher ist es, daß Flotten, die vom persischen Meerbusen ausliefen, das Land bevölkert und den Staat des Montezuma gegründet haben. Die auf die Mauern von Persepolis deutlich hinweisende Bilderschrift, die Pyramiden Mexiko's, welche in dem Style, wie die Tempel des Belus, gebaut sind, und andere Monumente einer fernen Vorzeit sowohl, als die Kenntnisse und Wissenschaften, die man hier vorfand, deuten auf eine Cultur hin, die über Christi Geburt hinaufsteigen muß. Denn zur Zeit der europäischen Entdeckung war Mexiko ein großes, mächtiges Reich unter der Regierung von Kaisern. Die Größe und Herrlichkeit der kaiserlichen Paläste, Landhäuser und Gärten zeugten von dem Glanze und Reichthume des Reichs und setzten die Spanier, welche auf den Inseln Westindiens nur rohe, uncultivirte Wilde vorzufinden gewohnt waren, in nicht geringes Erstaunen. Die Mexikaner hatten Schulen und Bildungsanstalten, welche vorzüglich auf kriegerische Tapferkeit berechnet waren. Künste und Handwerke waren bei ihnen blühend; von ihren Fortschritten in der Baukunst gaben ihre Prachtpaläste Zeugniß; in der Mahlerei und Wundarzneikunst, in der Verfertigung künstlicher Goldarbeiten und baumwollener Zeuche zeichneten sie sich aus. Das irdene Geschirr ihrer Töpfer hatte gefällige Formen und war mit der glänzendsten Glasur überzogen; ihre aus Federn zusammengesetzten Gemählde, Tapeten, Kopfschmuck u. s. w. konnten als wahre Meisterwerke gelten.

In diesem großen Reiche landete 1519 Ferdinand Cortez, ein junger Mann von Muth, Talent, Geist und wirklicher Seelengröße, welcher von dem Gouverneur von Cuba abgeschickt worden war, um Mexiko für den König von Spanien in Besitz zu nehmen. Seine Flotte bestand aus 11 Schiffen und die Mannschaft zählte 508 Mann Soldaten, von denen jedoch nur 13 mit Feuergewehren, die übrigen aber mit Armbrüsten, Spießen und Schwertern bewaffnet waren, und 109 Matrosen. Wer hätte es für möglich gehalten, daß solchen Streitkräften die Eroberung eines so mächtigen Staates gelingen werde? Gleichwohl geschah dieses durch die Muthlosigkeit des Kaisers Montezuma und durch Verrätherei. Cortez wurde gleich nach seiner Landung von den Eingebornen angegriffen; aber das Feuergewehr der Spanier richtete unter ihnen eine große Niederlage an und verbreitete allgemeines Schrecken. Man gab den Plan auf, Cortez mit Gewalt aus dem Lande zu vertreiben, und suchte ihn nur gütlich zur Abreise zu bewegen. Während der Unterhandlung mit dem Kaiser über die verweigerte Erlaubniß, nach Mexiko zu kommen, brachte Cortez mehrere unzufriedene Cazïken *) durch

*) Cortez erhielt von den Cazïken von Tabasko 20 Indianerinnen zum Geschenk, unter denen eine, Namens Marina, durch Schönheit und Geisteskräfte ausgezeichnet, ihm wichtige Dienste leistete. Außer ihrer Muttersprache verstand sie das Malaiische und besaß ein so gutes Gedächtniß, daß sie in kurzer Zeit das Castilianische lernte. Cortez versprach ihr nicht nur die Freiheit, sondern auch noch reiche Belohnung, wenn sie ihm als treuer Dolmetsch dienen wollte. Sie ward mit den übrigen Sklavinnen getauft und

List auf seine Seite, durch deren Beistand es ihm gelang, seinen Zweck zu erreichen. Er wurde von dem Kaiser mit kriechender Höflichkeit empfangen und verwandelte den ihm zur Wohnung eingeräumten Pallast in eine kleine Festung, welche er jedoch aus Mangel an Lebensmitteln mit seiner Mannschaft verlassen mußte. Doch durch eine kleine Anzahl neuangekommener Europäer verstärkt und mit Hilfe von 60,000 mexikanischen Bundesgenossen machte er einen Angriff auf die Hauptstadt, welche er nach drei Monaten und nach 60 Schlachten, in denen 100,000 Mexikaner ihr Leben verloren, eroberte. Auf den Trümmer der zerstörten Hauptstadt erbaute Cortez ein neues Mexiko und herrschte in dem eroberten Lande als grausamer Despot. Der Haß der Nation gegen ihre Unterdrücker erbte von einer Generation zur andern fort, und dieser war es auch, der in den neuern Zeiten den Insurrectionskrieg herbeiführte, durch welchen Mexiko von der spanischen Herrschaft frei und eine Republik wurde.

Wie viel hat Spanien dadurch verloren! Mit der Herrschaft über Mexiko verlor es zugleich die Reichthümer, mit welchen jedes der drei Reiche der Natur dieses schöne Land gesegnet hat, Der größte Theil der Silbermasse, die nach Europa kam, war in mexikanischen Bergwerken ausgebeutet. Schon vor der Ankunft der Spanier kannten die Eingebornen mehrere Metalle und die Elemente des Grubenbaues. Cortez sah auf dem Markte zu Tenochtitlan Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zinn verkaufen. Wie weit es die Mexikaner in der Bearbeitung der Metalle gebracht hatten, sieht man aus einer Stelle seines Berichts an Karl V., wo es heißt: „Außer der großen Masse Goldes und Silbers brachte man mir auch Goldschmied- und Bijouteriearbeiten, welche so kostbar waren, daß ich sie nicht einschmelzen, sondern für mehr, als hunderttausend Dukaten Werth aus denselben wählen ließ, um sie Ew. königl. Hoheit zu Füßen zu legen. Diese Dinge waren von der größten Schönheit, und ich zweifele, ob je ein Fürst der Erde andere besessen hat." Nach der Eroberung von Mexiko gab der Durst der Spanier nach edlen Metallen dem Bergbau einen erstaunlichen Aufschwung. Auf allen Punkten wurden Silberminen eröffnet und von einem Reichthume wie nirgends auf Erden befunden. Zu der Zeit, da Herr v. Humboldt Mexiko besuchte, waren 3000 Bergwerke im Gange, deren Ausbeute auf 21 Millionen Piaster Silber und 1 Million Gold angegeben ward.

Doch nicht in der Tiefe allein sind Mexiko's Reichthümer zu suchen, auch die Oberfläche bietet deren eine große Menge dar. Mexiko ist eins der fruchtbarsten Länder der Erde; Dürre und Mangel an Bewässerung thun der Fruchtbarkeit des Bodens wenig Eintrag. Man kennt daselbst nur zwei Jahreszeiten, nämlich die Regenzeit, welche im Juni oder Juli anfängt und bis in den October dauert, auf welche dann eine Zeit der Dürre folgt. Von der Dauer dieser beiden Jahreszeiten hängt die größere oder geringere Fruchtbarkeit ab. Ueberhandnehmende Dürre weiß man in flußreichen Gegenden durch Bewässerungscanäle unschädlich zu machen. Als Nahrungsstoffe werden die Banane, die Maniocwurzel, der Mais und die europäischen Getreidearten benutzt. — Die Banane, welche von den Spaniern eingeführt wurde, ist für die Bewohner der heißen Zone die eigentliche Brodfrucht und von ihr hängen in Mexiko beinahe anderthalb Millionen Menschen mit ihrem täglichen Brode ab. Man versteht sie auf die mannigfaltigste Weise, vor und nach der Reife, zu angenehmer Speise zuzubereiten. Doch giebt man der Banane die Faulheit der Eingebornen Schuld, daher unter der spanischen Regierung die Ausrottung der Ba-

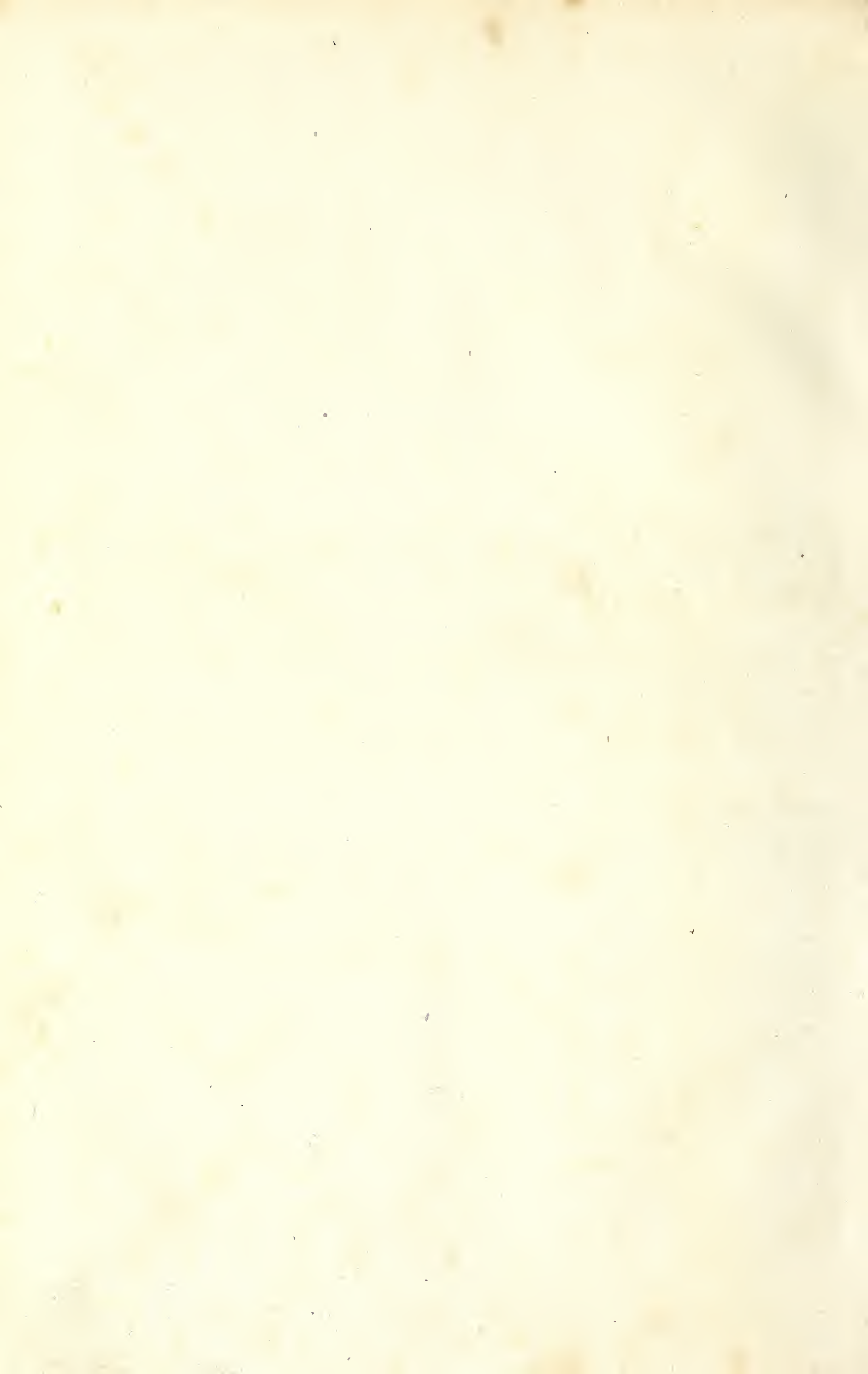
ihre Anhänglichkeit und Treue für Cortez, über den sie sowohl durch ihren Geist, als durch ihre Schönheit ein sich immer gleiches Uebergewicht erhielt, kannte keine Grenzen. Sie begleitete ihn, als Dolmetsch und Rathgeberin, auf allen seinen Zügen. Sie war es, die durch Ueberredungskunst die heftigsten Feinde der Spanier, die Tlascalaner, in Cortez treuste und beste Verbündete verwandelte. Sie war es, die des kleinen Heeres Schutzgeist wurde, als Montezuma, falsch und hinterlistig, die Ermordung desselben in dem Dunkel der Nacht beschlossen hatte. Nach vollendeter Eroberung Mexiko's heirathete sie einen spanischen Edelmann, Juan de Xamarillo.

nanen vorgeschlagen wurde. Eine zweite köstliche Pflanze, die in diesem Lande, wie die Banane gedeiht, deren Anbau aber mehr Mühe und Sorgfalt erfordert, ist die Maniocwurzel (Jotropha Manihot), deren Mehl Brod und Kuchen liefert, welche von den Spaniern „das Brod der heißen Länder" genannt werden und wegen des vielen darin enthaltenen Zuckerstoffes sehr nahrhaft sind. Man unterscheidet die süße und bittere Maniocwurzel; bei der letzteren muß der Giftsaft sorgfältig vom Mehlstoffe abgesondert werden, ehe man Brod daraus bereitet. Die mäßigen Indianer haben mit einem Pfunde Manioc auf einen ganzen Tag genug. Ein drittes Product, auf welches die Nahrung der Menschen in jenen Gegenden gegründet ist und das man zum Gegenstande des Ackerbaues gemacht hat, ist der Mais. Mißlingt die Maisärnte, so entsteht großer Mangel unter den Menschen und Thieren. Der Mais giebt nicht nur Mehl, welches als Brod und als Breigenossen wird, sondern die Eingebornen verstehen auch eine Menge Getränke daraus zu bereiten, wovon das gewöhnliche, eine Art Bier, Chica genannt wird. Auch die europäischen Getreidearten haben hier gedeihlichen Boden gefunden. Der Weizenbau verdankt sein Dasein drei oder vier Weizenkörnern, welche ein Negersklave aus Cortez Armee unter dem Reise fand, die alsdann gesäet und vermehrt wurden. Es gereicht dem Eroberer von Mexiko zur Ehre, daß er sogleich nach Eroberung des Landes seine Sorgfalt auf die Uebersiedelung nützlicher Pflanzen nach dem fruchtbaren Lande richtete. Ihm ahmten auch andere Spanier darin nach; als stumme Gegenstände ihrer Erinnerung und Sehnsucht bauten sie europäische Gewächse. Doch diese sowohl, als die einheimischen alle namentlich aufzuführen, ist hier nicht der Ort. Genug, daß wir wissen, Mexiko ist ein Pflanzenteppich, wie ihn an Pracht und Manigfaltigkeit kein zweites Land der Erde zeigt.

Um die Producte des Thierreiches nicht ganz zu übergehen, wollen wir nur der kleinen Cochenille gedenken, welche hier heimisch ist und schon vor der Eroberung des Landes durch die Spanier von den Mexikanern gepflegt wurde. Die Cochenille ist eine Schildlaus, welche auf dem Nopalstrauche (Cactus opuntia coccinellifer) lebt, der in Amerika wild wächst. Die Cochenille ist zweierlei, die feine und die wollige. Die feine Cochenille wird nicht auf einerlei Art gezogen. In dem Thale von Oaxaca, dem Majorat der Familie Cortez, werden Nopalerien angelegt, was durch Einstecken eines Dreiblattes in die Erde geschieht. Schon im dritten Jahre sind die Pflanzen geeignet, die Cochenille zu ernähren. Zur Befruchtung kauft der Pflanzer im Monate April oder Mai Zweige der Nopalsträucher, die mit neugebornen Cochenillen bedeckt sind. Diese von den Stämmen abgeschnittenen Zweige behalten mehrere Monate hindurch ihren Saft und werden das Hundert zu einem Gulden auf dem Markte verkauft. Die Indianer verwahren diese Zweige mit der jungen Brut 20 Tage lang in den Höhlen oder in ihren Hütten und setzen sie dann in die freie Luft unter einem Schoppen, wo sie aufgehängt werden. Die Thierchen wachsen nun so schnell, daß man schon im August und September trächtige Weibchen findet. Die Legezeit der Weibchen dauert 13 bis 15 Tage, und auf warmen Nopalerien, die nicht zu hoch liegen, kann man schon nach 4 Monaten auf die erste Einsammlung rechnen. In kälteren Lagen wird die Cochenille gleich schön, aber die Zeit des Einsammelns tritt später ein; die warmen Nopalerien dagegen haben den Nachtheil, daß die Feinde der Cochenille häufiger sind. Insecten, Eidechsen, Ratten, Vögel fallen begierig über die Nopalsträucher her und verzehren die kostbare Bürde derselben. Die Reinigung der Nopalsträuche bedarf daher vieler Sorgfalt, was meist durch die indianischen Weiber geschieht, die oft stundenlang über einem Nopalstrauche sitzen, um ihn von allen seinen Feinden zu befreien. In höhern Regionen müssen in der Regenzeit die Pflanzen wohl auch mit Matten gegen kalten Regen und Hagel geschützt werden. In manchen Bezirken wird dreimal des Jahres Cochenille gesammelt. Die erste Sammlung ist nicht sehr ergiebig, weil das Weibchen nicht viel Farbestoff behält, wenn es nach dem Herabschütteln von selbst gestorben ist. Um sie zu

Indisches Dorf auf der Quadra_Voncouvers Insel.

Das Innere einer Hütte der Wakosch.



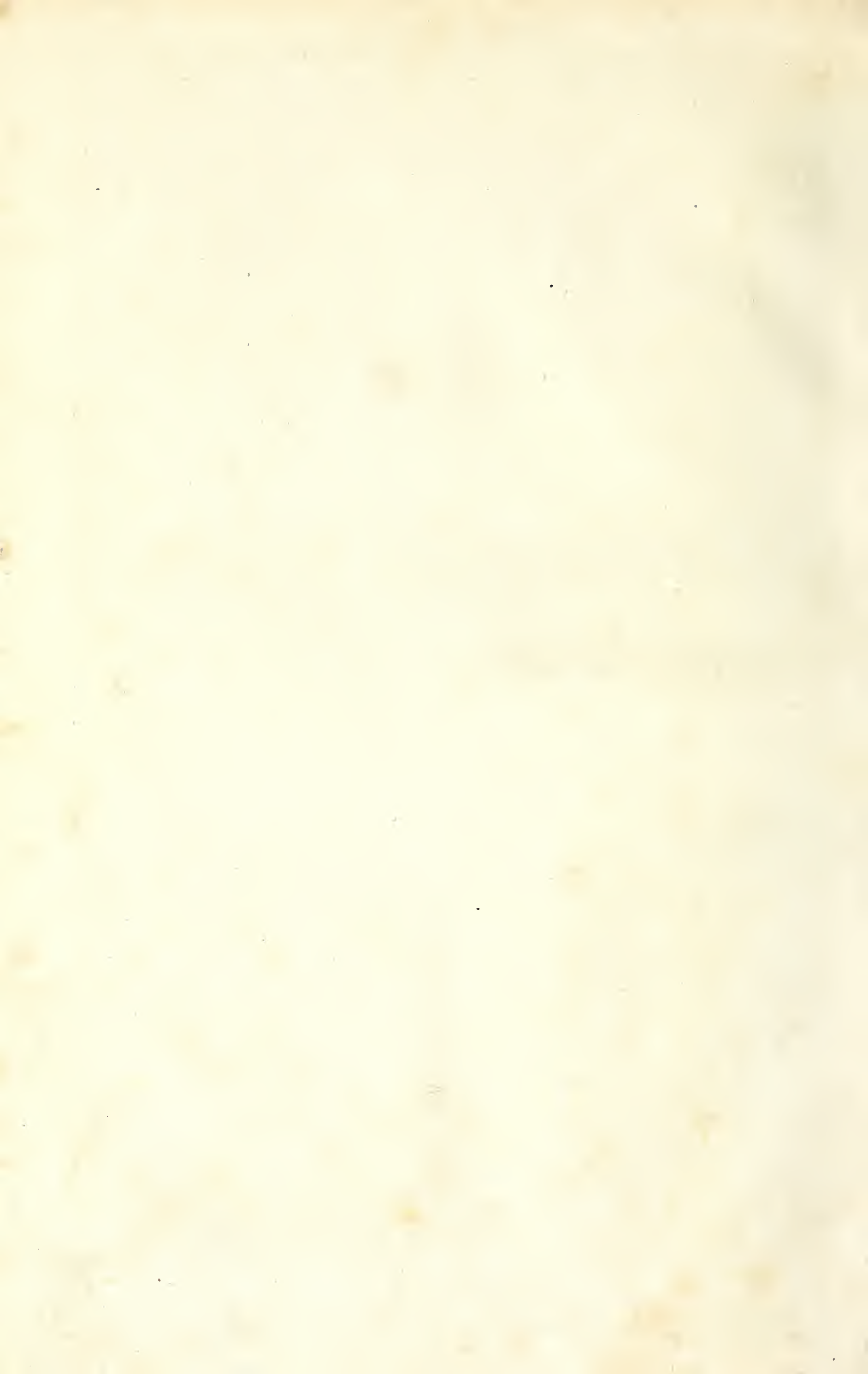


Trenton Fall.

Felsenbrücke in Virginien

Grabmahl der Wakosch

Tschugatschen





Virginier.

Virginischer Prister.

Die Indianer in Virginien verehren das Feuer.

tödten, besprengt man sie mit Essig und läßt sie an der Sonne trocknen, oder begießt sie mit heißem Wasser, oder setzt sie in einen heißen Ofen. Die folgenden Aernten sind desto ergiebiger. Man rechnet darauf, daß ein Pfund Cochenillensaamen 48 Pfund Weibchen gibt. Um sie zum Färben zu gebrauchen, werden sie wie Kaffeebohnen gemahlen und mit aufgelöstem englischem Zinn vermischt. Durch andere Zusätze erhält man aus der Cochenille die kostbare Farbe, den Carmin.

So reich auch Mexiko an Erzeugnissen der Natur ist, so ist doch das Fabrik- und Manufacturwesen desselben in einem sehr schlechten Zustande. Indessen können auch Fabriken für Mexiko nicht vortheilhaft sein, da in diesem überreichen Lande für den Berg- und Landbau, für die Viehzucht und Cultur der Natur die Menschenhände bei weitem nöthiger sind, da es fremde Erzeugnisse bezahlen kann und nicht nöthig hat, seine Roherzeugnisse zu verarbeiten. Uebrigens ist es natürlich, daß der Mexicaner nach dem, was unter seinen Augen vorgeht, das Manufacturwesen hassen muß. Denn die Baumwollen-, Schafwollen-, Cigarren-, Seife-, Schießpulver- und andere Fabriken, die das Land hat, sind mehr eine Art Strafanstalten, als Industriezweige. „Diese Manufacturen sind," wie Bullok sie schildert, „der scheußliche Sitz der Sklaverei, der Armuth und des Elendes. Jede Fabrik ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Gefängniß, dessen unglückliche Bewohner mit der äußersten Strenge behandelt werden. Viele sind in der That, zur Strafe für begangene Verbrechen, auf gewisse Jahre dahin verbannt. Andere haben ihre Person und Arbeit an die Fabrikherren, von denen sie Geld borgten, verpfändet. Die hohen Mauern, die doppelten Thore, die mit eisernen Stangen verwahrten Fenster und die Anwendung körperlicher Strafen machen die Gebäude zu einem ebenso verhaßten Aufenthalte, als die allerscheußlichsten Gefängnisse in Europa." Ein viel freundlicheres Bild, als die Fabriken, gewährt in Mexiko der Ackerbau, welcher in einem blühenden Zustande ist, und auf welchem nicht der Fluch der Leibeigenschaft ruht. Man darf aber, wenn vom mexikanischen Ackerbau die Rede ist, nicht bloß an Produkte denken, die zur Nahrung des Menschen dienen, wie die oben angeführten Producte des Pflanzenreiches, sondern man hat darunter auch Pflanzungen zu verstehen, welche Tauschartikel für den Handel oder das rohe Material für Manufacturen und Gewerbe liefern. Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle, Cacao, das sind die Gegenstände, welche die reichsten und schönsten Felder einnehmen. Doch ist der Zucker freier Menschen Werk, und kein Negerblut und keine Negerseufzer verbittern ihn, so wie der mexikanische Landmann, obwohl arm, doch frei und von keinem Fröhndienst gedrückt ist. Alles erinnert den Reisenden, daß der Boden den nährt, der ihn baut, und daß der Wohlstand des mexikanischen Volkes nur von ihm selbst abhängt.

Nicht unbedeutend ist Mexiko's Handel. Ehemals waren es die Nordamerikaner allein, mit denen Mexiko in merkantilischer Verbindung stand; gegenwärtig behauptet England das Uebergewicht; doch sind die Engländer nicht beliebt. Die Franzosen hat man lieber; aber sie sind schlechte Kaufleute und wissen ihren Vortheil nicht wahrzunehmen. Den Deutschen hat man am liebsten, weil er im Rufe der Redlichkeit steht; doch er hat keine Capitalien. Und so bleibt der Handel in den Händen der Engländer. Die Hauptstapelplätze des Handels sind Acapulco und Veracruz. Auch ein lebhafter Binnenhandel wird getrieben, wenn der Bürgerkrieg ruht. Seltsam genug aber ist dieser Handel meist Tauschhandel, da es an baarem Gelde, besonders an Scheidemünze, zum innern Verkehr mangelt, statt welcher noch immer Cacaobohnen dienen. Noch blühender würde der Binnenhandel sein, wenn es nicht an guten Wegen und Canälen so sehr mangelte.

Ehe wir die gegenwärtige Bevölkerung Mexiko's näher ins Auge fassen, wollen wir der oben erwähnten Monumente einer fernen Vorzeit, die von der Cultur der alten Mexikaner zeugen, mit Mehrerem gedenken. Es gehören dahin die Trümmer des Palastes der ehemaligen Caziken von Tezcuco, welche Stadt ehemals der Mittelpunkt der

Künste und Wissenschaften Mexiko's war. Dieser Palast war ein Viereck von 12,000 Fuß, aus 5 Fuß langen und halb so dicken, trefflich behauenen und polirten Basaltstücken, auf Terrassen errichtet, die mit einem herrlichen Cement bekleidet waren und zu denen man auf Stufen hinaufstieg. Zwei engl. Meilen von Tezcuco liegt daß Bad des Montezuma, ein schönes Bassin von 12 Fuß Länge und 8 Fuß Breite, in dessen Mitte eine 4 Fuß tiefe Quelle das Bassin mit Wasser füllt. Auf dem Vorsprunge desselben erhebt sich ein 2½ Fuß hoher thronartiger Sitz, von wo aus man eine der prachtvollsten Aussichten in das Thal von Mexiko genießt, welches schon Cortez mit den glühendsten Farben beschrieb. Der ganze Berg ist übrigens mit gehauenen Grotten angefüllt, in welche man auf Stufen hinabsteigt. — Nicht minder verdienen bemerkt zu werden die Ruinen des Palastes von Mitla, eines, wie man glaubt, über den Gräbern der königlichen Familie erbauten Palastes. Die Gräber von Mitla sind drei symmetrisch gestellte Gebäude in einer äußerst romantischen Lage, nach Außen und Innen mit Mosaik aus Porphyrsteinchen verziert. Am merkwürdigsten sind 6 Porphyrsäulen, welche mitten in einem der großen, mit Figuren reichlich verzierten Säle, als Stützen der Decke, sich befinden. Die Gemälde stellen, wie auf den Monumenten Aegyptens und Persepolis, Opferscenen, Kriegsaufzüge und dergl. dar.

Vorzüglich merkwürdig sind die Stufenpyramiden oder Teocalis, welche nicht sowohl an Aegyptens Pyramiden, als vielmehr an die Tempel des Belus in Babylonien erinnern. Sie waren auch Mausoleen, wie die ägyptischen, aber gleich dem Tempel des Belus endigten sie mit einer Plattform, auf welcher Tempel und Altäre standen und wo die Opfer und heiligen Ceremonien verrichtet wurden; auch scheinen sie den Dienst der Sternwarten verrichtet zu haben. Die größte und berühmteste aller noch in Mexiko vorhandenen Pyramiden ist die Pyramide von Cholula (s. Taf. XV.), welche man, weil sie ganz mit Vegetation bedeckt ist und einem Berge gleicht, „den Berg von Menschenhänden gemacht" nennt. Dieser Teocali ist aus ungebrannten Ziegeln, deren Schichten mit Thonlagen abwechseln, erbaut und besteht aus 4 gleich hohen Absätzen. Auf die Plattform dieses Monuments, welche 24,200 □Meter enthält, führen 120 Stufen und die perpendiculäre Höhe desselben beträgt 45 franz. Meter, jede Seite der Basis aber 439 Meter. Die Indianer versichern, daß die Pyramide inwendig hohl sei, und daß ihre Vorfahren Krieger in sie versteckt hätten, um den Cortez unversehens zu überfallen. Gewiß ist es, daß sie zum Begräbnisse der Eingebornen gedient hat; denn als man die unterste der 4 Stufen behufs einer durchzuführenden Straße durchbrach, entdeckte man Leichname in eigens dazu gemauerten Gewölben. Auf ihrem Gipfel hatte sie einen, dem Gott der Luft, Quetzalcoatl, gewidmeten Altar. Dieser Quetzalcoatl (Schlange mit grünen Federn), welcher als ein weißer, bärtiger Mann geschildert wird, und mit dem Wischnu der Indier viel Aehnlichkeit hat, weilte (so sagen die Indianer) 20 Jahre in Cholula, wo er Metalle schmelzen lehrte, Gottesdienst und Gebräuche ordnete und zum Frieden ermahnte, und verschwand zuletzt an der Mündung des Huascualco. Nach einer andern Sage war die Pyramide nicht ursprünglich dem Quetzalcoatl gewidmet, sondern das Land Anahuac war vor der großen Ueberschwemmung von Riesen bewohnt, welche im Jahre 4008 der Welt durch eine große Fluth alle umkamen, mit Ausnahme von sieben, die in eine Höhle flüchteten. Als sich das Wasser verlaufen hatte, baute Xelhuaz, einer der Riesen, die Pyramide, welche bis an den Himmel reichen sollte, was aber die Götter verhinderten, indem sie Blitze auf die Pyramide schleuderten, um des Baumeisters Kühnheit zu strafen. Der Bau blieb unvollendet und war nun dem Quetzalcoatl geweiht. Bei den Festen, die auf dieser Pyramide gefeiert wurden, sang das Volk Hymnen in einer Sprache, die ihm durchaus unbekannt war, Lieder, die eine Erbschaft aus der Vorwelt waren. Auf der Pyramide steht eine der heiligen Jungfrau de los Remedios geweihte Capelle,

in der ein Priester indischen Stammes täglich Messe liest, ein Umstand, der das Monument vor Zerstörung schützt. Auch wallfahrten große Schaaren von Eingebornen nach der Capelle, und eine heilige Anhänglichkeit knüpft ihre Herzen noch immer an das Werk ihrer Vorfahren, die einst die heilige Stadt Cholula bewohnten. — Außer dieser großen Pyramide findet man hin und wieder Reste von Teocalis, wie die Pyramide von Papantla im Walde Toxie, welche 7 Stockwerke über einander hatte und schneller aufschießend ist, als die übrigen Teocalis. Die außerordentlich großen Porphyrquader sind äußerst rein und sorgfältig gearbeitet; drei Treppen führen auf die Spitze, und die Bekleidung der Absätze ist mit sehr sorgfältig gearbeiteten Hieroglyphen bedeckt, welche Aehnlichkeit mit denen haben, die man auf den Trümmern von Persepolis wahrnimmt. Die Indianer betrachten dieses Gebäude noch immer mit Ehrfurcht und feiern daselbst noch Mysterien nach altem Gebrauch.

Noch verdient das berühmte militärische Denkmal von Xochicalco (Haus der Blumen) der Erwähnung, welches an der Heerstraße von Acapulco liegt. Dieser Hügel hat 170 Meter Höhe und besteht aus einer Felsenmasse, der man eine regelmäßige konische Form gegeben hat. Der Hügel hat 5 mit Mauerwerk besetzte Terrassen, jede von ungefähr 20 Meter Höhe. In der Mitte finden sich die Reste eines Teocali. Die Verschanzungen, die Brustwehr, die große Anzahl von Gemächern, welche auf der Nordseite eingehauen sind, lassen eine militärische Bestimmung dieses Monuments vermuthen. —

Die Bevölkerung Mexiko's hat seit der Unabhängigkeit des Staats, obgleich durch die Kriege und Revolutionen gegen 300,000 Menschen ums Leben gekommen sein sollen, beträchtlich zugenommen und wird jetzt auf 8 Millionen geschätzt. Sie besteht theils aus Einheimischen oder Indiern, theils aus Negern, theils aus Creolen, theils aus Mischlingen dieser drei Classen, theils aus Fremden von verschiedenen Nationen.

Die Indier (s. Taf. XV. und XVII.), gegen 5 Millionen an der Zahl, machen die bei weitem größere Hälfte der Gesammtbevölkerung aus. Alten Traditionen zufolge kamen sie von Norden her und brachten den blutigen Götzen- und Opferdienst mit. Die Priester der abscheulichen Götzen (s. Taf. XVII.) waren blutdürstige, gefühllose Menschenmörder, die die heilige Scheu, welche das Volk vor ihnen hatte, zum Mittel der Befriedigung ihrer wollüstigen Begierden, ihres Eigennutzes und ihres Blutdurstes machten. Der Priester (s. Taf. XV.) durfte nur sagen, daß der Gott hungere, so mußten Söhne und Töchter zum Opferherde gebracht werden oder der Fürst mußte in den Krieg ziehen und Gefangene machen, denen der Priester auf einem schwarzen Steine, mit einem scharfen Kiesel das zuckende Herz aus dem lebendigen Leibe schnitt, um es der Sonne dampfend entgegen zu halten. Ihr höchster Götze war der Vitzliputzli, der in einem prächtigen Tempel verehrt wurde; er war es, dem jene blutigen Opfer dargebracht wurden. Ein anderer Götze, dem sie huldigten, war der oben schon erwähnte Gott der Luft oder Quetzalcoatl, welchem zu Ehren merkwürdige Tänze und Spiele üblich waren, an denen selbst die Könige in ihrem prächtigsten Staate Theil nahmen und wobei die gemeinen Leute sich in Thiere zu verkleiden pflegten, wozu sie eigene Kleidungen aus Häuten oder Federn hatten. Wiewohl die meisten dieser Tänze unter Spaniens despotischer Herrschaft abgekommen sind, so sind doch noch an einigen Orten artige, künstlich verschlungene Tänze üblich, wie der Tanz der Indianer der Mission Jose auf der Halbinsel Californien (s. Taf. XVIII.). Eins der größten religiösen Feste der alten Mexikaner war das Fest des scheidenden und des beginnenden Jahrhunderts (s. Taf. XVI.). Ersteres wurde durch Pantomimen, Attitüden und Handlungen, die Ernst und Traurigkeit bezeichnen, letzteres durch fröhliche Tänze gefeiert.

Die mexikanischen Indier gleichen im Aeußeren denen der übrigen Theile Amerika's; ihre Hautfarbe ist braun und kupferfarbig, das Haar schlicht und glatt, die Backenknochen stark hervortretend, die Lippen aufgeworfen, der Bart

dünn. Daß sie nicht eines Stammes sind, zeigt die Verschiedenheit ihrer Sprachen deutlich. Am weitesten verbreitet ist die aztekische Sprache, welche zur Zeit der Eroberung Mexiko's die Landessprache war. Sie ist eine der abenteuerlichsten und, nächst der Hottentottensprache, die am schwersten auszusprechende aller Sprachen, indem die Wörter derselben, die sich meist auf tl, zl, tli, zli endigen, sehr lang sind. Nächst dieser ist die otomitische Sprache am weitesten verbreitet, welche, aus lauter einsylbigen Wörtern bestehend, das entgegengesetzte Extrem ist und in Mechoacan am häufigsten gesprochen wird. Südlich von (der Stadt) Mexiko findet man eine Menge anderer Sprachen, und in Yukatan ist eine asisch klingende Sprache am beliebtesten. — Die Indianer in Mexiko erreichen ein ziemlich hohes Alter und würden noch länger leben, wenn nicht die Trunksucht, welche sie leider! den Europäern zu verdanken haben, die Keime ihres Lebens früher zerstörte. Dieses Laster ist unheilbar. Muß auch der Trunkene mit einem eisernen Ringe am Fuße belastet, drei Tage lang die Gassen kehren, so trinkt er sich doch am vierten schon wieder einen Rausch.

Seit der Eroberung Mexiko's durch die Europäer ist das mexikanische Volk, welches einst auf einer so hohen Stufe der Cultur stand, in die Barbarei zurückgesunken, und zwar durch die Schuld der Europäer, welche nichts für die Bildung desselben thaten oder doch oft, wie die spanischen Missionäre, verkehrte Wege einschlugen, um dasselbe zu cultiviren. Der Indianer verehrt daher, obgleich zum Christenthum bekehrt, noch seine Götzen, wie vor 300 Jahren, und hat sie nur mit einigen Bildern, die christliche Schildereien enthalten, vermehrt. Wie das Christenthum mit der mexikanischen Mythologie vermischt wurde, beweist unter andern auch der Umstand, daß sie den heiligen Geist mit dem Adler der Azteken identificiren. Die Indianer zeigen, auf eine gewisse Stufe der Cultur erhoben, viel Anlagen zum Lernen und entwickeln viel Verstand und Scharfsinn; ihre Einbildungskraft ist jedoch arm. Für Bildnerei und Malerei ist ihnen ein besonderer Geschmack geblieben. Sie schnitzen in Stein und Holz, und ein Messer ist hinreichend, um im härtesten Holze wahre Wunder hervorzubringen. Besonders gern mahlen und schnitzen sie Heiligenbilder, wobei sie sich aber zu sklavisch an die hergebrachten Formen binden. Ueberhaupt ist ihre mechanische Fertigkeit außerordentlich. — Eine sehr schöne Eigenschaft ist ihre Vorliebe für Blumen, welche schon Cortez von den damaligen Mexikanern rühmte. Selbst auf dem Markte offenbart sich dieselbe. Die Pfirsich-, Ananas- und Gemüsekörbe des indianischen Krämers sind mit einer Fülle von frischen Blumen geschmückt und seine Bude ist herrlich mit Blumen bekränzt. Jeder Indianer hat neben seiner Wohnung ein Gärtchen, in welchem neben tropischen Früchten die Fülle der Blumen prangt. Vorzüglich schön nehmen sich die Chinampas oder schwimmenden Gärten aus. Es sind Flöße mit Erde belegt, theils auf dem See herumtreibend, theils fest am Ufer hangend. Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Artischocken und andere Gemüse werden darin gezogen, und der Rand ist mit Blumen eingefaßt. Auf größeren Chinampas hat man auch einen schattenreichen Baum oder eine Hütte zum Schutz gegen Regen und Sturm.

Interessant ist die Art, wie die Indianer im Staate Texas die wilden Pferde, die in Heerden von mehrern tausend Stück umherirren, einfangen. Kein Araber versteht sich besser auf dieses Geschäft, als sie. Die Jäger suchen die besten und flinksten zahmen Pferde aus und bauen auf dieselben von Pallisaden und Gesträuch feste Hürden, an deren Oeffnung sich eine größere anschließt, von der wieder zwei lange Flügel auslaufen. Diese zwei Flügel erstrecken sich weit in die Savanen hinein und werden mit Buschwerk sorgfältig bekleidet, damit sie keinen Verdacht erregen. Ist es gelungen, eine kleine Heerde von 3 bis 400 Stück in die Umzäunung zu treiben, so werden im größeren Ringe derselben die jüngsten und schönsten ausgesucht, mit dem Laso, einem Fangriemen mit einer Schlinge, die dem Thiere um den Hals geworfen wird, in die kleinere Umzäunung gezogen, die alten Pferde aber werden

wieder frei gelassen. Nun werden die eingefangenen durch Hunger gezähmt.

Die Tracht der mexikanischen Indier (s. Taf. XV., vergl. mit Taf. XVII.) ist in den verschiedenen Provinzen verschieden. Die Kleidung der Männer besteht meist in einem Strohhute, einem Leibrock aus grobem Tuch mit kurzen Aermeln und bis ans Knie reichenden Beinkleidern. In den Städten tragen sie auch einen der Toga der Römer ähnlichen Ueberwurf. Die Weiber tragen theils Jacke und Rock und darüber noch einen, dem Poncho der Südamerikaner ähnlichen Ueberwurf, der über den Kopf gezogen werden kann, theils lange Kleider mit kurzen Aermeln und einen Strohhut. Ihr schönes schwarzes Haar lassen sie entweder, in zwei Zöpfe geflochten, zu beiden Seiten herabhangen, oder sie verschneiden es. Das Hemd ist von Baumwolle und die Füße sind mit ledernen Sandalen bekleidet. Sehr nett ist besonders die Kleidung der Indianer im Staate Mechoacan, welche überhaupt durch ihre Kunstfertigkeiten berühmt sind.

Die Wohnungen der Indier sind einfach und reinlich, aber ihrer Gestalt nach verschieden. In den heißen Gegenden sind es eine Art Käfige, aus Bambus oder Baumstämmen und Bretern, hier und da auch aus gedorrten Ziegeln errichtet, welche platte Dächer haben. Wo sie mit Spaniern in Verbindung leben, besonders in der Gegend von Mexiko, bauen sie Häuser von Stein, die denen der Spanier sehr ähnlich sind. Einige irdene Krüge und Flaschen, ein Stein zum Bereiten des Maisbrodes und eine Menge Heiligenbilder machen die Verzierungen dieser Wohnungen aus. Statt des Bettes dient ihnen eine auf der Erde liegende Matratze oder ein hangendes, an der Decke befestigtes Netz. Ihre Dörfer liegen meist in den Büschen so versteckt, daß man, ohne sie zu bemerken, nahe an denselben vorüberreisen kann. Jedes Dorf hat seine Alcaden oder indianische Vorsteher, welche auf zwei Jahre gewählt werden, und den ersten Rang im Orte behaupten. Da, wo sich noch Abkömmlinge der alten Caziken vorfanden, fiel die Wahl meist auf diese.

Man rühmt an den Indianern Sanftmuth, Fleiß, Ehrlichkeit und Dankbarkeit, die Achtung und Freundlichkeit, mit welcher sie Fremden begegnen und sie aufnehmen, wie auch, besonders an den Weibern, ihren Anstand und ihre Reinlichkeit. Die in der Nähe der großen Städte Wohnenden machen jedoch, durch das Beispiel der Creolen verdorben, hinsichtlich dieser guten Eigenschaften eine Ausnahme. Immer stärker erwacht unter den Indianern das Gefühl, daß sie eigentlich die Herrn des Landes sind. Sie waren es, die wesentlich zum Umsturz der spanischen Regierung beitrugen. Sie, die unter der spanischen Herrschaft den größten Einschränkungen unterworfen waren und oft mit der grausamsten Härte behandelt wurden, sind durch die Constitution der vereinigten Staaten von Mexiko Staatsbürger geworden. — Die Mestizen vereinigen in sich die guten Eigenschaften ihrer Aeltern; sie haben schöne Gesichtszüge, sind thätig, betriebsam, anständig, und ihre Weiber häufig besser, als die Creolinnen.

Von den jetzt beschriebenen Indiern, welche die Hochebenen von Mexiko, den Ost- und Südabfall und den Isthmus bewohnen, ist noch eine andere Classe dieses Volks zu unterscheiden, welche wegen ihres kräftigen Widerstandes gegen jede Unterjochung den Namen „brave Indier" (los Indios bravos) erhalten hat. Sie sind heidnische Jagdvölker, welche das große, vom Rio grande bis zu den Grenzen der vereinigten Staaten sich erstreckende Land bewohnen. Alles, was sie zu gesitteten Menschen und ansässigen Ackerbauern machen könnte, weisen sie hartnäckig und stolz zurück. Sie führen mit den Weißen einen beständigen grausamen Krieg und beunruhigen oft nächtlicher Weile die angrenzenden Provinzen als gefährliche Räuber. Ob ihre Sprache so schön und wohlklingend sei, wie man sagt, ist sehr zu bezweifeln.

Noch verdienen die Missionen in Californien, 25 an der Zahl, erwähnt zu werden. Jede Missionen besteht aus zwei Geistlichen, die ein eigenes Haus bewohnen, in dessen Nähe die Magazine für Nahrungsmittel, Kleidungen u. s. w., die Arbeitshäuser zur Verfertigung der Decken und Tücher, worin die be-

kehrten Indier gekleidet werden, nebst der Kirche sich befinden. Alles ist aus Backsteinen gebaut und mit Stroh gedeckt. Dicht daneben liegt dann das Dorf der Indier, bestehend aus elenden Hütten, welche aus mit Weiden durchflochtenen Stangen gemacht sind, die mit Laub und dürrem Grase oder Binsen überlegt werden, in der Spitze eine Oeffnung und einen kaum zum Einkriechen hinreichenden Eingang haben. Bei jeder Hütte ist ein Platz für Küchengewächse, Hühnerzucht u. s. w. Die Männer pflügen, graben 2c., die Weiber besorgen den Haushalt, spinnen und weben Wolle, rösten Gerste und mahlen sie auf Handmühlen. Nach einem mit der Glocke gegebenen Zeichen müssen sie sich zur Kirche, zum Gebet, zur Arbeit und zum Essen einfinden. Zum Schutze der Missionen dienen die Presidios oder militärische Posten, welche aus länglichviereckigen Erdwällen bestehen und deren Gebäude keine Fenster haben.

Die Neger wurden als Sklaven in Mexiko eingeführt und für den Berg- und Plantagenbau verwendet. Jetzt aber sind sie in die Classe der freien Staatsbürger übergegangen, seitdem ein Decret des Congresses (vom J. 1826) den Sklavenhandel verboten hat. Ihre Zahl beläuft sich auf 18,000. Sie sind ein kräftiger, heiterer, bildungsfähiger Menschenstamm und stehen in moralischer Hinsicht wenigstens nicht tiefer, als die übrige Bevölkerung Mexiko's. Der Neger ist der beste, getreuste Diener und läßt bei einer guten Behandlung das Leben für seinen Herrn. Die Indianer lieben zwar die Neger nicht, doch finden Verbindungen unter ihnen statt. Die Abkömmlinge aus solchen Mischungen (Zambos) sind stark und geschickt, ertragen das ungesunde Klima in den Niederungen besser und sind mehr gegen das gelbe Fieber geschützt, als die Weißen, die Indianer und selbst die Neger.

Die Creolen, etwas über eine Million an der Zahl, also ungefähr 1/7 der Bevölkerung, sind diejenigen, welche das meiste Ansehen genießen, die Regierung in den Händen haben und im Besitz der besten Güter des Landes und reich besoldeter Stellen sind. Sie werden zwar oft als feurige, entschlossene, thätige, für große Ideen empfängliche Menschen geschildert; aber minder vortheilhaft sind die Schilderungen, welche neuere Reisende von ihnen entwerfen. Diesen gemäß fallen sie, mit Ausnahme einer geringen Anzahl, ihrem Vaterlande zur Last; denn ihnen fehlen die Kenntnisse, die zur Behauptung des ersten Ranges in einem Freistaate erfordert werden; sie sind stolz, sinnlich und heftig in ihren Leidenschaften. Daß sie Abkömmlinge von Spaniern sind, daran lassen sie sich nicht gern erinnern, sie wollen Amerikaner genannt sein. Die unterste Classe der Creolen, welche man in den Städten Leperos nennt, eine Art Lazzaroni, ist lasterhaft, träge und habsüchtig, zu stolz zu arbeiten oder zu betteln, auf Betrug und Plünderung leidenschaftlich bedacht, unwissend und aufrührisch. Der Einfluß der Creolen nimmt fast täglich ab und die Ureinwohner, wie überhaupt die farbigen Classen der Bevölkerung, gewinnen immer mehr Kraft.

Alle außer Landes Geborne heißen, wenn sie nicht Spanier sind, Esteros, welche von den Indianern, vorzüglich wenn sie ihre Sprache lernen und ihre Sitten und Gebräuche annehmen, sehr geliebt werden. Guachupins (Spitzköpfe) und Spanier sind in Mexiko gleichbedeutend. Sie, die einst im Besitze der Regierung, aller Ehrenstellen und Einkünfte waren, deren Verbindung sonst von den schönen Creolinnen gesucht wurde, sind jetzt allgemein, selbst von ihren Kindern, verabscheut. Man findet nur eine geringe Anzahl von Spaniern in Mexiko; denn im Jahre 1829 wurden alle Spanier definitiv und für immer von dem Boden des mexikanischen Gebietes verbannt. Damals verließen 22,000 Spanier das Land, und nur einige Militärpersonen von erprobter Treue und die Seeleute, welche das spanische Schiff Asia ausgeliefert hatten, durften bleiben.

Es ist nicht zu leugnen, daß Mexiko in wissenschaftlicher Hinsicht vorwärts schreitet, besonders seitdem die Bergwerkvereine*) eine Menge Menschen von gediegener Bildung

*) Diese Gesellschaften haben von den mexicanischen Eigenthümern eine Reihe von Minen übernommen, wofür sie theils einen gewissen Theil des Ertrages, theils einen jährlichen Pacht an dieselben zahlen,

aus England, Deutschland und den vereinigten Staaten hierher zogen, welche zwar langsam, aber desto sicherer auf die geistige Entwickelung des mexikanischen Volkes wirken. Schulen werden gegründet, wissenschaftliche Anstalten reich begabt und auch im gemeinen Leben fängt man an Geschmack an der Literatur zu finden. — Die Verfassung Mexiko's hat wesentliche Vortheile vor der der vereinigten Staaten Nordamerikas. Mexiko ist eine repräsentative Bundesrepublik, aus 18 Staaten und 4 Gebieten bestehend. Die gesetzgebende Gewalt übt der Generalcongreß durch seine beiden Kammern der Deputirten und Senatoren. Die vollziehende Gewalt ist in den Händen des Präsidenten, des Vicepräsidenten und der Staatssecretaire. Die Militärmacht wird auf 18,000 Mann reguläre Truppen und 12,000 Milizen berechnet, welche jedoch beide schlecht beschaffen sind.

13. Bewohner von Mittelamerika.

Mittelamerika, wie Mexiko, ein Gebirgsland, liegt auf der Landenge, die das nördliche und südliche Festland Amerika's mit einander verbindet. Es umfaßt die ganze Ländermasse, welche unter Spaniens Herrschaft den Namen des Generalcapitanats von Guatemala führte, und wird jetzt die Bundesrepublik von Guatemala genannt. Dieses Land ist von der Natur viel mehr begünstiget, als Mexiko; der größte Theil desselben gehört der heißen Zone und zwar jenen herrlichen Gegenden an, die sich eines ewigen Frühlings freuen. Besonders zeichnet sich die Küste von San Salvador durch die Güte, Feinheit und Kraft ihrer Produkte aus, daher sie mit Recht die Balsamküste heißt. Berühmt sind die Forste auf der Mosquitoküste, welche das beste Mahagoniholz *) liefert, das man kennt. Ein nicht geringer Schmuck dieses Landes sind die zahlreichen Geschlechter der Palmen von 110 — 160 Fuß Höhe, die ihre Kronen über den Urwäldern wiegen. Guatemala ist gewaltigen Erderschütterungen ausgesetzt; längs der ganzen Westküste schaut eine furchtbare Reihe von Vulkanen, deren Kegelspitzen isolirt stehen, in das stille Meer hinab. Aber eben das unter der Erde fortarbeitende Feuer in Verbindung mit der geographischen Lage und der guten Bewässerung macht dieses Land zu einem der fruchtbarsten und befördert das Gedeihen der tropischen Pflanzen.

Die Geschichte Guatemala's und seiner Bewohner ist bis zur Zeit der europäischen Entdeckungen in tiefes Dunkel gehüllt. Die Spanier fanden hier Völker vor, die auf einer hohen Stufe der Civilisation standen, doch schon unter Trümmern wandelten, die auf eine noch höhere Cultur hinwiesen. Diese Trümmer haben sich zum Theil noch bis jetzt erhalten. Die merkwürdigsten unter denselben sind die Ruinen der Stadt Tlapallan oder Huehuetlapallan, jetzt unter dem Namen der Trümmer von Palemque (einem Indianerdorfe) bekannt. Diese merkwürdigen Ruinen, welche sich auf einer Strecke von 5 deutschen Meilen längs eines Bergrückens hinziehen, scheinen eine ungeheure Stadt gewesen zu sein; jetzt sind sie mit Urwald bewachsen. Die vorzüglichsten Gebäude dieser Stadt befinden sich auf den hervorragend-

---

und nach einer Reihe von Jahren diese Bergwerke sammt allen Verbesserungen an sie zurückgeben. Durch diese Vereine hat sich der Ertrag der Bergwerke wieder gehoben und ist im Jahre 1830 auf 13 Millionen Piaster gestiegen.

*) Die Fällung dieses Holzes geschieht gewöhnlich kurz nach Weihnachten, am Schlusse der sogenannten nassen Jahreszeit, zu welchem Geschäfte man sich der Neger bedient, die in der nassen Hitze am besten ausdauern. Es ist merkwürdig zu wissen, wie dieses Holz in die Werkstätten europäischer Ebenisten eingeführt wurde. Um das Jahr 1724 lebte zu London ein Arzt, mit Namen Gibbons, dessen Bruder einen großen Planken dieses Holzes als Ballast aus Westindien mitbrachte und ihn damit beschenkte. Die Zimmerleute fanden dieses Holz für ihre Werkzeuge zu hart und warfen es bei Seite. Doctor Gibbons übergab es einem Tischler, um daraus einen Kasten zu fertigen. Diesem gelang es nur, nachdem er sich eigene Werkzeuge von besonderer Härte hatte verfertigen lassen, das aufgegebene Werk zu vollenden. Dieses Möbel war von solcher Schönheit und fand so viel Bewunderung, daß von nun an die Nachfrage nach diesem Holze allgemein wurde. Jener Schreiner, der den ersten Behälter aus Mahagoni in Europa verfertigte, hieß Wollaston.

sten Punkten, und alles, was noch vorhanden ist, besteht aus Stein und Gyps. In einem Hofraume sieht man die Trümmer eines viereckigen Thurmes (s. Taf. XVIII.), der noch jetzt, da seine Spitze eingefallen ist, 160 Fuß Höhe hat. Rechtwinkelige Treppen führen auf den Gipfel, und Thüren und Fenster sind regelrecht angebracht. In mehrern Gebäuden, deren Ruinen sich erhalten haben, findet man menschliche Figuren (s. Taf. XIX.) in erhabener Arbeit, deren einige sich durch ungemeine Form und Höhe ihres Hauptschmuckes auszeichnen, einige lange Stäbe in den Händen halten, welche mit seltsamen Gegenständen verziert sind. Ueberall sieht man Bildwerke und Hieroglyphen angebracht, unter denen der Widderkopf mehrmals vorkommt. Sehr bemerkenswerth sind die Physiognomien der Menschen, welche auf diesen Monumenten abgebildet sind; sie sind schlanke, zierliche Gestalten, haben aber lange Nasen und zurückgedrückte, hohe Stirnen, welche den jetzigen Stämmen ganz fremd sind. Diese sowohl, als der verwickelte Baustyl, verrathen einen ganz andern Fortschritt in der Civilisation, als derjenige war, den die Spanier vorfanden.

Cortez fand das Land unter mehrere Völkerschaften getheilt, die zum Theil auf einer höheren Stufe der Civilisation standen, als die Mexikaner, und theils von Königen, theils von Caziken beherrscht. Eine Regentenfolge von 17 Namen hat sich erhalten, welche nach einander den Thron von Utatlan eingenommen haben sollen. Die Guatemaler wurden am 24. Mai 1524 in einer großen Schlacht, in welcher sie mit außerordentlichem Muthe kämpften, von den Spaniern besiegt und blieben ihnen unterworfen, bis auf die Indier der Mosquitoküste, der Wälder von Honduras und des östlichen Abhanges der Cordilleren, welche sich nicht unter das Joch spanischer Herrschaft zwingen ließen und daher den Namen „brave Indier" (wie jene in Mexiko) erhalten haben. Erst im Jahre 1823 erklärten sich die Guatemaler, nachdem die Spanier schnell aus dem Lande geworfen worden waren, für unabhängig und frei, und wurden seitdem nicht wieder von außen beunruhiget. Mittelamerika bildet eine Föderativrepublik, aus 5 souverainen Staaten bestehend. Seine Verfassung ist der der vereinigten Staaten von Nordamerika sehr ähnlich, nur in manchen Punkten noch vollkommener.

Die Bevölkerung Mittelamerika's besteht gegenwärtig aus denselben Elementen, wie die mexikanische. Die Indianer, aus mehr als 20 Stämmen bestehend, machen den ehrenwerthesten und größten Theil, nämlich $\frac{3}{5}$ der Bevölkerung, aus. Die meisten unter ihnen sind angesiedelte oder sogenannte lateinische Indier (Indios ladinos), welche getauft sind, und alle äußeren Gebräuche des Christenthums mitmachen, ohne von dem Geiste desselben etwas zu ahnen. Den geringeren Theil machen die vorerwähnten braven Indier aus, welche, als Heiden, unabhängig in den Gebirgen hausen. — Die Indianer Mittelamerikas zeichnen sich vor den übrigen Indianern durch eine malerische Tracht aus. Die Wohlhabenderen — es gibt unter ihnen große Grundeigenthümer, welche unter der vorigen Regierung den Namen Caziken führten und alle Auszeichnung des castilianischen Adels genossen — tragen ein baumwollenes Hemd, weite Beinkleider, lederne Sandalen und einen Gürtel von farbigem Zeuche. Die gemeinen Indianer tragen keine Baumwollenstoffe, sondern Zeuche aus den Fasern des Maguey und andern Pflanzen gewebt. — Sanftmuth, Fleiß, Verschwiegenheit, Gastfreiheit und Wahrheitsliebe sind Tugenden, die man von diesem Volke rühmt; Trunkenheit dagegen ist ihr größter Fehler. Industrie, Ackerbau und Civilisation sind bei ihnen noch in der Kindheit; doch ist bei der ihnen eigenen Wißbegierde und bei der Sorgfalt, mit welcher sie ihre Kinder erziehen, zu erwarten, daß sie darin in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte machen werden.

Von der übrigen Bevölkerung Guatemala's, von den Creolen, Negern und Mischlingen aller Art, gilt ganz das, was oben bei Mexiko gesagt wurde. Die Einwohner von Neuguatemala, der Hauptstadt der Bundesrepublik, zeichnen sich durch eine leichte Fröhlichkeit aus, sind zutraulich, gesellig, gastfrei, mildthätig und arglos, dabei von lebendigem Geiste und geschickt. Man findet unter ihnen

Silberschmiede, Musiker und Bildhauer, die an Geschicklichkeit alle americanische Künstler übertreffen und Waaren liefern, die selbst das kunstreiche Europa hochschätzt. Auch die Frauen sind durch ihre Kunstfertigkeit in mannigfaltigen Stickereien, in Verfertigung weiblicher Kleider, künstlicher Blumen, Federgemählde u. dgl., wie durch ihre Schönheit, berühmt. Der Handel dieser Stadt ist außerordentlich lebhaft, der Markt stets mit einer Fülle von Lebensmitteln versehen, die von den umliegenden Dörfern und Landgütern kommen. Ueberhaupt zeigt alles an, daß der Staat im raschen Aufblühen begriffen ist.

Die Küsten von Mittelamerika sind von unzähligen Inseln umgeben, welche bergig, gut bewaldet und von westindischer Fruchtbarkeit sind. Nur einige derselben sind bewohnt, namentlich die Insel Isla de Pinos, welche von Columbus selbst entdeckt und wegen der vielen hier wachsenden Pinien so benannt wurde, und die Insel Roaten. Die Bewohner bestehen aus dem schönen Völkerstamme der Caraiben, welcher weiter unten näher beschrieben werden soll, und aus Negern. Auf der Insel Pinos hatten ehemals die berüchtigten Flibustier ihre Niederlagen, welche die meisten Bewohner als Sklaven hinwegführten.

II.

Die Völker Südamerika's.

Südamerika, welches durch die Landenge von Panama mit Nordamerika verbunden ist und einen Flächenraum von 400,000 geogr. □Meilen hat, ist seinem größeren Theile nach ein noch völlig unbekanntes Land, indem es Strekken von mehrern tausend □Meilen enthält, die noch kein europäischer Fuß betreten hat. Boden und Klima dieses mit hohen, zum Theil vulkanischen Gebirgen durchzogenen und von großen Flüssen und Seen bewässerten Continents, dessen Küsten Columbus zuerst im Jahre 1498 berührte, bringen die reichsten und herrlichsten Erzeugnisse hervor; Berge und Ebenen, Höhen und Tiefen, Wald und Flur strotzen von Schätzen, welche die Natur reichlich hier ausgeschüttet hat.

Südamerika wird von ungefähr 12 Millionen Menschen bewohnt, welche theils Ureinwohner oder Indianer, theils Eingewanderte, Europäer und Neger, theils Mischlinge aus den sich durchkreuzenden Ehen von Indianern, Europäern, Negern und deren Kindern sind. Daß auch die einheimischen Urvölker, die Indianer, Einwanderer waren, daran ist kein Zweifel; nur kann nicht bestimmt werden, wann und woher sie kamen. Mehrere Sagen, die sich unter den Völkern Südamerika's erhalten haben, machen es wahrscheinlich, daß Südamerika zu verschiedenen Zeiten durch Abenteurer verschiedener Nationen, und zwar von Osten sowohl als von Westen her, bevölkert wurde; daher die Bewohner des westlichen und des östlichen Südamerika sehr von einander verschieden sind. Wie bei den Nordamerikanern, so ist auch bei den Südamerikanern die Kupferfarbe die vorherrschende. Doch findet man auch gelbliche, röthliche, dunkelbraune und schwärzliche Indianer, häufig auch Albinos oder Kakerlaken (weiße Neger), deren Farbe milchfahl und leichenhaft ist. Es gibt unter ihnen noch viele Menschenfresser, und die Bemühungen, sie von dieser unmenschlichen Gewohnheit abzubringen, sind nur bei Wenigen gelungen. Spiel, Tanz und Krieg werden von ihnen sehr geliebt. Ihre Kriege, die sie mit außerordentlicher Erbitterung führen, bestehen nicht in offenen Kämpfen, sondern in listigen Ueberfällen; der Scalp ist bei ihnen ebenso, wie in Nordamerika, gebräuchlich. Sie sind nicht ohne Genie und Kunstanlagen; doch haben sie einen großen Hang zum Müßiggange und zur Faulheit, wie auch eine gewisse moralische Unbiegsamkeit und eine standhafte Beharrlichkeit bei ihren hergebrachten Sitten und Gewohnheiten, die allen rohen Völkerschaften eigen ist. Jagd und Fischerei sind ihre Hauptbeschäftigungen; einige indianische Stämme treiben auch Ackerbau. Letzteren besorgen häufig die Weiber, während die Männer in Wäldern und an Flüssen umherstreifen oder zu Hause faulenzen. Vielweiberei ist zwar ziemlich allgemein unter ihnen, doch herrscht in ihren Familien eine zärt=

liche Liebe *). Berauschende Getränke lieben sie bis zur größten Ausschweifung, und die Kinder werden schon in früher Jugend an das Laster des Trunkes gewöhnt. Die Sprachen der südamerikanischen Urnationen sind sehr verschieden. Eine der allgemeinsten ist die Quichuasprache, die zwar arm an Wörtern, aber reich an Bedeutungen und ungemein sanft und wohlklingend ist; sie wird in ganz Peru gesprochen und man findet in ganz Südamerika kaum eine Sprache, die nicht mehrere Wörter von derselben entlehnt hätte. Ihre Oberhäupter im Kriege und im Frieden, ihre Anführer gegen den Feind und ihre Vermittler in Streitsachen sind die Caziken. Nichts Besseres, als heidnische Abgötterei, Fetischdienst und schamanischer Aberglaube ist ihre Religion; der große Geist ist der Gegenstand allgemeiner Verehrung. Ein geheimnißvolles Instrument ist die heilige Trompete, Botudo genannt; sie wird nur bei sehr wichtigen Gelegenheiten und nur von den Eingeweihten geblasen, zuweilen bläst sie auch der große Geist selbst. Viele indianische Stämme sind zum Christenthume bekehrt; aber bei den meisten heißt dieß nur soviel als: sie halten an den äußeren Gebräuchen der Christen. Mit den neuen Verfassungen jedoch und mit der neuen Ordnung der Dinge hat sich ihnen die Pforte der Civilisation geöffnet. — Die vorzüglichsten dieser indianischen Völker, deren Stammunterschiede und Territorien nicht immer mit Bestimmtheit angegeben werden können, wie auch die übrige, theils aus civilisirten Europäern, als Deutschen, Franzosen, Spaniern, Portugiesen, Engländern und Holländern, theils aus Negern, welche besonders Brasilien zu seinem Nachtheile angehäuft hat, bestehende Bevölkerung, werden wir nach der Ordnung der einzelnen Staaten, in welche Südamerika getheilt ist, näher kennen lernen. Es ist nämlich dieses große Festland, außer den Colonien der Engländer, Holländer und Franzosen, in acht Republiken, ein Dictorat und ein Kaiserthum getheilt. Diese Eintheilung zu Grunde legend, beginnen wir nun die Beschreibung der einzelnen Völker Südamerika's.

1) Bewohner von Guyana.

Guyana faßt eigentlich alles Land zwischen den Mündungen des Orinoko und des Amazonenstromes in sich. Da jedoch der ehemals spanische Theil desselben in der Republik Venezuela, von welcher weiter unten die Rede sein wird, mit begriffen ist, so sprechen wir hier nur von dem Coloniallande, in welches die Britten, Holländer und Franzosen sich getheilt haben. Der fruchtbare Boden und das milde Klima machen dieses Land zu einem der schönsten Colonialländer der Erde. Nicht nur alle europäische Hausthiere, sondern auch alle Colonialprodukte wurden mit dem besten Erfolge hierher verpflanzt. Alle drei Colonien, die einen Flächeninhalt von 8000 □Meilen einnehmen, mögen ungefähr 180,000 Einwohner haben, worunter etwa 8000 Weiße, eben soviel Farbige und der Rest Negersclaven. Die Ureinwohner, aus verschiedenen Indianerstämmen bestehend, wohnen unter den europäischen Colonisten und haben einen gewissen Grad von Civilisation angenommen. Sie leben in kleinen, einfachen und reinlichen Hütten, ganz

---

*) Ein rührendes Beispiel solcher Familienliebe erzählt Herr v. Humboldt. Die Missionsindianer von Guiaviare trafen in einer Hütte eine Guahiba-Indianerin mit drei Kindern, von denen zwei noch unmündig waren. Sie wurden geknebelt und in eine entfernte Mission gebracht. Aber mehrmals entfloh sie mit ihren Kindern, um zu ihrem Manne und dem bei ihm befindlichen Sohne zurückzukehren. Jedesmal wurde die Unglückliche eingeholt, mit Peitschenhieben unbarmherzig gezüchtigt und endlich von ihren Kindern getrennt und in die Mission des Rio Negro abgeführt, welche 25 Meilen von ihrem bisherigen Aufenthaltsorte entfernt war. Sie löste mit den Zähnen ihre Bande, entfloh in finsterer Nacht, und war schon am vierten Morgen in der Nähe der Hütte, wo ihre Kinder waren. Was dieses Weib ausführte, grenzt ans Uebermenschliche. Sie mußte sich mitten durch einen Wald, den nie ein menschlicher Fuß betreten hatte und der von stachlichten Schlingpflanzen durchflochten war, mühsam hindurchwinden; sie hatte keine andere Nahrung, als große schwarze Ameisen, keinen Wegweiser, als ihre Mutterliebe. Von Wunden erschöpft suchte sie ihre Kinder zu retten. Doch sie wurde ergriffen, abermals von ihren Kindern getrennt und jeder Hoffnung, diese wiederzusehen, beraubt. Sie verweigerte alle Nahrung und starb vor Sehnsucht und Gram.

der Natur gemäß, treiben Jagd, Fischerei, Viehzucht und Ackerbau, und werden zum Theil auch durch einige allererste Anfänge von Manufacturen beschäftiget. Sie bauen Kähne, verfertigen Bogen und Pfeile, Harpunen und Fischangeln, flechten Körbe und Matten, welche letzteren man in Surinam den Betten vorzieht, weil sie kühler und bequemer sind, indem sie sich nach der Länge des Körpers ziehen. Man bemerkt unter ihnen eine große Liebe zu Hausthieren und Blumen, und nicht selten sieht man, daß eine Indianerin einem Lieblingskalbe die Brust reicht. Unter Anleitung einiger Brüdermissionaire schreiten sie in der Civilisation vorwärts. — Die Beschäftigung der Europäer besteht vornehmlich aus Plantagenbau und Handel. Der Kaufmann, Plantagen-Besitzer, Director und Administrator gilt hier alles, und jeder Weiße ist blos vom Kaufmannsgeiste beseelt. Cultur der Wissenschaften und Künste, Unterricht und Erziehung der Jugend werden als Nebensache betrachtet. Uebrigens hat jede der drei herrschenden Nationen ihre eigene Sitte hierher gebracht.

Die schlechtesten Colonisten sind die Franzosen, und darum hat ihre Colonie, welche im Jahre 1626 durch Kaufleute von Rouen gegründet wurde, nie recht geblüht, obgleich dieselbe mit dem übrigen Guyana gleiche Naturbeschaffenheit hat. Selbst das, was sie jetzt ist, verdankt sie größtentheils der Occupation der Engländer, welche Cayenne bis 1815 besessen haben. Als Frankreich eine Republik war, bediente sie sich dieser Colonie als Verbannungsortes; Pichegru, Barthelemy nebst vielen Andern wurden dahin deportirt.

Die Colonien des brittischen Guyana, Essequebo, Demerary und Berbice wurden von den Holländern gegründet und von den Engländern erobert. Demerary, meist von Holländern bewohnt, ist unter ihnen die schönste und blühendste. Die Britten siedeln sich nur selten bleibend hier an. Sie suchen ihr Glück zu machen und kehren dann in das Mutterland zurück, nachdem sie ihre Plantagen einem Andern übergeben haben. Wie in allen seinen Colonien, lebt der Engländer hier auf großem Fuße. Er steht um 6 Uhr auf, trinkt Kaffee oder Chocolade, frühstückt um 10 Uhr Fleisch, Obst, Wein, hält um 5 Uhr in großer Gesellschaft ein reiches Mittagsmahl und bringt den Abend auf der Börse, im Kaffeehause, bei Spiel, Ball und Abendschmaus zu.

Das holländische Guyana, welches der Fluß Surinam, nach welchem die ganze Colonie benennt wird, in zwei Hälften durchschneidet, ist eine der schönsten Colonien unter den Tropen. Nach manchen wechselvollen Schicksalen, besonders nach furchtbaren Negeraufständen und Occupationen der Engländer, ist sie in die Hände der Holländer zurückgekehrt. Hier führt der holländische Pflanzer (s. Taf. XIX.) eine Lebensweise, welche der des Chinesen gleicht. Früh um 6 Uhr erscheint er in Schlafrock und Pantoffeln unter dem Altane seines Hauses, wo er die Berichte des Aufsehers der Plantagen annimmt und Befehle ertheilt. Eine Negerin reicht ihm eine Tasse Kaffee, ein Negerknabe bringt Cigarren, Tabak und eine Flasche Wein. Um 9 Uhr kehrt er in sein Zimmer zurück, das indessen mit Limonien gescheuert wurde, um sich zu waschen und anzuziehen. Gegen 11 Uhr erscheint ein Frühstück von Fleisch, Gemüse und Obst, wozu er Wein oder Bier und Wasser trinkt. Um 12 Uhr reitet er zu den Plantagen, wohin ihn ein Negersklave mit Cigarren begleitet. Um 3 Uhr wird zu Mittag gespeist; mit Fleisch verschiedener Art und kostbaren Früchten ist die Tafel besetzt; rother Wein beschließt die Mahlzeit. Nach der Mittagsruhe (Sieste) wird Kaffee getrunken, geraucht, spatzieren gegangen. Die Abende werden mit Spielen, Wasserpartien, Assembleen und Concerten hingebracht. Bei dieser Lebensweise läßt der Holländer sich doch immer durch Vernunft und Vorsicht leiten und ist mildthätig, besonders wenn es gilt, öffentliche Anstalten zu unterstützen.

In dem niederländischen Guyana ist eine Negercolonie, die sich frei zu behaupten wußte und sich stark vermehrt. Sie wurde durch Neger gegründet, die durch die Barbarei ihrer Herren genöthigt waren, sich in die Wälder und Gebirge zu flüchten, wo sie Dörfer bauten,

Plantagen gründeten, und bald eine eigene Republik bildeten, die den Pflanzungen der Holländer höchst gefährlich wurde. Das gegen sie ausgesendete Militär konnte wegen der dicht verwachsenen Wildnisse, hinter welchen sich diese Neger (Buschneger) verschanzt haben, nichts ausrichten. Man mußte endlich Friede mit ihnen schließen und durch von Zeit zu Zeit gemachte Geschenke an Waffen, Geräthen und Kleidern, welche sie trotzig einfordern, wenn dieselben nicht zu rechter Zeit abgeliefert werden, sie immer bei gutem Willen zu erhalten suchen. Auch muß das Gebiet der Colonie durch einen Militärcordon gegen die Buschneger bewacht werden. Von Stunde zu Stunde ist ein Officierposten, dazwischen Feldwebel und Corporalposten, vor deren jedem ein Holzstoß mit einer Pechtonne zu Feuersignalen steht; Patrouillen ziehen immer hin und her. Dieser Cordon und die Besatzungen der Befestigungen am Surinam sind kostspielige Anlagen.

2) Bewohner von Venezuela.

Venezuela, welches ein Areal von 30,000 geogr. □Meilen begreift und doch nicht mehr, als 1 Million Einwohner zählt, ist ein Theil des ehemaligen Freistaates Columbia, welcher erst im Jahre 1819 seinen Namen zu Ehren des Entdeckers von Amerika erhielt und aus den beiden Republiken Venezuela und Neugranada und der Provinz Quito bestand. Dieses Land hatte das Schicksal der übrigen spanischen Colonien, indem die Einwohner ganz der Willkühr der spanischen Beamten preisgegeben waren. Es zeigte sich daher frühe schon eine große Unzufriedenheit, die mehrmals in offenen Aufstand auszubrechen drohte. Im Jahre 1810 brach in Venezuela der Aufstand wirklich aus. Doch dießmal gelang es den Spaniern, sich das Land wieder zu unterwerfen, bis Bolivar, (der berühmteste Mann, der die südamerikanische Revolution hervorgebracht hat und der mit Recht den Beinamen el **Libertador**, d. i. Befreier, führt) unter Mitwirkung anderer eingeborner Generale die Spanier gänzlich aus dem Lande vertrieb. Venezuela und Neugranada constituirten sich im J. 1819 zu einem neuen Staate, welchem sich im J. 1822 auch Quito anschloß. Doch es entstand aufs Neue große Zwietracht und die Republik löste sich wieder in ihre alten politischen Bestandtheile auf, wodurch Venezuela ein für sich bestehender Freistaat wurde. Zwar haben diese drei Staaten im Jahre 1832 wieder eine Union geschlossen, doch wir betrachten die Bewohner jeder dieser Republiken besonders.

Die Natur hat Alles gethan, um Venezuela zu einem der gesegnetsten Länder und dessen Bewohner zu einem der glücklichsten Völker der Erde zu machen. Ackerbau und Viehzucht, diese sichersten Quellen des Nationalglücks, werden durch Boden und Klima, Verkehr und Handel durch die Lage zwischen vier Welttheilen und durch eine hafenreiche Küste, die Binnenschifffahrt durch den Reichthum an schiffbaren Gewässern begünstiget. Allein die Bevölkerung ist noch zu gering und der Friede wird durch innere Zwiste zu oft unterbrochen, als daß man dieses Land und Volk unbedingt ein glückliches nennen könnte. Die Bevölkerung besteht aus Weißen, Farbigen und Indiern. Obgleich diese letzteren die zahlreichsten sind, so behauptet doch der weiße Stamm in Verbindung mit den Farbigen eine entschiedene Ueberlegenheit über sie, welche durch Einwanderungen aus Europa, wozu die Fruchtbarkeit des Landes so sehr einladet, noch mehr gesichert werden würde. Ueber das schöne Bergland, welches der Landmann und Kaufherr bewohnt, haben Ackerbau, Civilisation, Industrie und selbst wissenschaftliche Bildung ihre Reize ausgebreitet. Weit geringere Fortschritte in der Civilisation findet man bei den Bewohnern der Ebenen und Viehtriften (Llannos). Rohe Barbarei beherrscht die Bewohner der ungeheuern Wälder, die sich nach Brasilien hin ausdehnen. So stellt sich hier die Stufenfolge menschlicher Cultur in scharf getrennten, auf einander folgenden Gebieten dar.

Unter den Eingebornen oder Indianern, die theils in den Wildnissen einander grausam bekriegen und auffressen, theils in Mis-

sionsdörfern, theils mitten unter den civilisirten Weißen leben, zeichnen sich besonders

Die Caraiben (s. Taf. XX.)

oder Cariben (sie selbst nennen sich Carina) als der schönste, geistvollste und bildsamste aller Indianerstämme Südamerika's aus. Zur Zeit der Entdeckung Amerika's waren sie die herrschende Nation von den Mündungen des Orinoko bis nach Florida hinüber; sie besaßen bürgerliche Einrichtungen und Flotten, wodurch sie die Antillen beherrschten. Durch die Europäer von den Antillen und den Küsten von Darien vertrieben, zogen sie sich in die Ebenen des Orinoko zurück und haben sich endlich größtentheils den Missionairen unterworfen. In den Provinzen Neu-Barcellona und Guyana findet man verschiedene große caraibische Dörfer und in den Gebirgen leben noch mehrere Tausende unabhängig. Sie sind stark und kräftig gebaut, haben eine gelbbraune Hautfarbe, ein rundes Gesicht, funkelnde Augen und schwarzes, straffes Haupthaar. Früher wurden den Neugebornen die Köpfe zwischen zwei Hölzern platt gedrückt, welche Gewohnheit jedoch durch die Missionaire abgebracht worden ist; und es haben daher die Caraiben schöngebildete Schädel mit hoher Stirn. Dagegen unterwirft man jetzt noch die Kinder im frühesten Alter andern unvernünftigen Qualen. Man sucht die Fleischmassen an den Beinen auf alle mögliche Weise zu vergrößern und bindet zu diesem Behufe lederne oder baumwollene Bandstreifen in Entfernungen von 2 zu 2 Zoll um die Beine, welche täglich fester angezogen werden, um das Schwellen der Muskeln zu befördern. — Erst in den Jahren der Mannbarkeit bekleidet sich der Caraibe. Ein viereckiges Stück Zeug um die Hüften (Camisa) bekleidet Weiber und Mädchen, ein viel kleineres den Mann. Der ganze Körper wird mit Roucu, einer rothen Farbe, überzogen und auf diesen Grund werden Figuren von weißer, schwarzer und blauer Farbe gemahlt. — Ihre Nahrung besteht, außer dem Ertrage der Jagd und Fischerei, aus Manioc, Kohl, Erbsen, Bohnen, Zuckerrohr und Ananas, welche sie selbst bauen. Auch verfertigen sie künstliche Arbeiten, als Körbchen, Siebe, Töpfe, Waffen, Schilfdecken, Tische und Stühle. Ihre Hütten, in welchen Ordnung und Reinlichkeit herrscht, sind mit der Rinde von Palmen und Zuckerrohr überzogen, und ihre Betten sind Hangematten aus baumwollenen Zeuchen. — Mit Unrecht hat man in früheren Zeiten die Caraiben als Menschenfresser verschrien. Zwar fehlt es an solchen keineswegs in den Parienwäldern; man weiß, daß ein Indianer sein Weib mästete und alsdann verzehrte. Doch unter den Caraiben gibt es, nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Augenzeugen, keineswegs solche Cannibalen. Sie zeichnen sich durch Scharfsinn, Redlichkeit, Ordnungsliebe und Reinlichkeit aus. Mit einem gewissen Stolze sondern sie sich von allen andern Stämmen ab, und lassen sich auch in den Missionen nicht vermischen. — Eine Eigenheit dieses Volkes ist es, daß die beiden Geschlechter eine verschiedene Sprache reden, die zwar beide verstehen, deren sich aber nur derjenige Theil bedient, dem sie zukommt. Den Grund davon glaubt man darin zu finden, daß bei den Einfällen der Caraiben auf den Antillen die Sieger alle Männer getödtet und sich dann mit den Weibern verbunden, jeder Theil aber seine Sprache beibehalten hätte. — Wenn ein junger Caraibe heirathen will, muß er sich allerlei Vorbereitungen unterwerfen, er muß fasten, sich in einen Schwitzkasten einschließen lassen, purgiren und Arzneien nehmen, die ihm von den Piachis, welche Priester, Aerzte und Gaukler zugleich sind, bereitet und unter geheimnißvollen Ceremonien dargereicht werden. Solche geheimnißvolle Ceremonien werden auch bei andern Gelegenheiten von den Piachis, als Priestern, veranstaltet, namentlich wenn sie in den Krieg gehen wollen. Als Aerzte erscheinen sie, in eine Perücke von Bast gehüllt, über und über bemahlt und mit einer furchtbaren Teufelsmaske angethan, in der Hütte des Kranken, murmeln mystische Worte, treten, kneten, prügeln ihn tüchtig ab, bis er gesund wird oder unter ihren Händen stirbt. Den Caraiben verwandte Stämme sind die Galibis, Tuapocas, Gunaguares, Javi,

Palenques und Guarives, die theils in Venezuela, theils in den angrenzenden Ländern wohnen. — Ein anderer merkwürdiger Völkerstamm, den man als Hauptstamm der südlichen Gegenden wiederfindet, sind

Die Guaranier,

welche, fast alle frei und unabhängig, auf dem Delta des Orinoko leben. Sie sind von starkem, gedrungenem Körperbau und mit elastischen Muskeln versehen. Weil das Flachland, das sie bewohnen, sumpfig ist und von den Orinokomündungen häufig überschwemmt wird, so bauen sie ihre Hütten auf die abgehauenen Stämme des Mahagonibaumes oder der Mauritiapalme (Fächerpalme, auch Lebensbaum genannt), welche ihnen alle Nahrung, deren sie bedürfen, liefert. Ihre schuppigen, braunen, eiförmigen Früchte, jungen Tannenzapfen gleich, gewähren ihnen eine gesunde, kräftige Nahrung; ihr Mark gibt Mehl (Yuruma), aus welchem sie Brot backen. Schneidet man die Blumenrispe ab, bevor sie Blumen entwickelt, so quillt erquickender Wein hervor. Die Fasern endlich geben Hangematten, Körbe, Stricke, Netze, Kleider, und die fächerförmigen Blätter verleihen der Hütte des Guaraniers ein dauerhaftes Dach. Sie hängen große Matten zwischen die Bäume, füllen sie mit Erde und brennen darauf ihre Wachfeuer. Daher man beim Durchfahren durch die Canäle des Delta sehr überrascht wird, wenn man die Gipfel der Bäume durch Feuer erleuchtet sieht. Dieses Volk besitzt eine besondere Fertigkeit, auf dem schlammigen Erdreiche, auf welchem weder Weiße, noch andere Eingeborne fortkommen, hinzulaufen, welche weniger der Leichtigkeit ihres Körpers, als häufiger Uebung zuzuschreiben ist. Sie sind geschickte Fischer und halten zum Fischfang abgerichtete Hunde, haben treffliche Eigenschaften als Seeleute und besitzen überhaupt viel Verstand und Erfindungsgabe. Dabei sind sie gutmüthig und kindlich, ohne jedoch den Ernst abzulegen, den sie mit so vielen andern indianischen Stämmen gemein haben. — Mit den Guaraniern verwandt und in mancher Hinsicht ihnen ähnlich sind die in ihrer Nachbarschaft lebenden

Guayquerier,

die vorzüglich in der Provinz Cumana, auf der Insel Margareta und der Halbinsel Araya gefunden werden. Sie sind mit dem Küstenmeere innig vertraut und geübte Fischer. Merkwürdig ist die Art, wie sie den elektrischen Aal oder Gymnoten (von den Spaniern Temblador genannt) fangen. Man treibt eine Schaar Pferde oder Maulthiere in den Sumpf, wo sich die Gymnoten aufhalten. Sobald diese eintreten, entspinnt sich ein Kampf zwischen ihnen und den Gymnoten, welcher ein seltsames Schauspiel gewährt. Die großen, wie Wasserschlangen aussehenden grünen und gelben Aale schwimmen auf der Oberfläche des Wassers und dringen unter den Bauch der Pferde und Maulthiere, denen sie elektrische Schläge ertheilen. Diese schlagen aus, wihern und suchen sich durch die Flucht zu retten. Die Indianer treiben sie nun mit wildem Geschrei und Schlägen wieder in den Sumpf zurück. Der Kampf wird immer heftiger. Viele Pferde und Maulthiere erliegen von der Gewalt der unsichtbaren Schläge, die sie von allen Seiten empfangen. Nur einzelnen gelingt es, sich zu retten; sie straucheln bei jedem Schritte und sinken erschöpft auf die Savane hin. Durch die öftere Entladung ihrer elektrischen Batterien werden auch die Gymnoten matt; sie nähern sich dem Ufer und werden mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen gefangen.

Die Chaymas

bewohnen die Ufer der Flüsse in der Provinz Cumana längs der Berge Cocollar und Guacharo. Sie sind von kleiner Statur, untersetzt, breitschulterig, mit platter Stirn, schwarzen, tiefliegenden Augen, schwarzen Augenbraunen, welche sie gesenkt zu halten pflegen, was besonders den Weibern das Ansehen eines milden, bescheidenen Blickes gibt; das Kinn ist kurz und rund, die Kinnladen breit und stark, die Nase hat eine längliche Bildung. Ihr Apostel war zu Anfange des 17. Jahrhunderts der Pater Pampluna. Sie haben eine große Abneigung gegen die Kleider, welche so weit geht, daß sie,

sobald die Missionaire 'sie zum Kleidertragen zwingen wollten, in die Wälder zurückgingen. Im Innern ihrer Hütten sind daher auch die Missionsindianer nackt und nur wenn sie durch das Dorf gehen, mit einer Art Hemde bekleidet, das kaum an die Knie reicht. Schuhe, Hüte und dergleichen Luxusdinge sind bei ihnen unerhört und werden von ihnen für Auszeichnungen gehalten, die nur den Weißen gebühren; doch erscheint keiner dieser Indier ohne den Guayuco, einen 2 bis 3 Zoll breiten Gürtel. Die Mädchen unterscheiden sich von den Weibern durch die Farbe dieses Gürtels, wie auch dadurch, daß sie die Haare in zwei Zöpfe geflochten tragen und die Haut nicht färben. Die Chaymas sind gutmüthig, gastfrei, geduldig, anspruchslos, reinlich und nichts weniger als kriegerisch. Sie baden sich täglich mehrere Male und halten ihren Körper von aller Unsauberkeit frei. In ihren Hütten herrscht die größte Reinlichkeit und Ordnung. Die Weiber sind bei ihnen, wie bei allen rohen Völkern, unterjocht und müssen die schwersten Arbeiten übernehmen. Durch ordentliche Pfarrer, die man eingesetzt hat, schreiten sie, obgleich nur langsam, in der Civilisation vorwärts. Die Indianer in den Missionen (lateinische Indier) unterscheiden sich von den wilden Indianern nur dadurch, daß sie gewisse Gebete nachsprechen, beim Schalle der Glocke ein Kreuz machen, sich nicht mehr bemahlen, nicht durch Einschnitte in den Körper und Durchbohrung der Lippen, Ohren, Nasen u. s. w. entstellen, beim Ausgehen ein Hemde tragen und sich regelmäßiger mit Ackerbau beschäftigen. Sie haben einen so unwiderstehlichen Trieb zur Lebensart in der freien Natur, daß zuweilen ganze Dorfschaften nach mehrern Jahren ihre Wohnungen verlassen und in die Wälder zurückkehren. Daher gestatten ihnen die Missionaire, außer ihren Dorfhütten auch noch eine mit Palmen- und Pisangblättern gedeckte Hütte zu haben, worin sie einen Theil des Jahres zubringen.

Zu gewissen Zeiten des Jahres, besonders im März, wandern die Indianer der Missionen nach den Ufern des Orinoko, um Schildkröteneierärnte zu halten. Denn hier, wie an den Ufern des Amazonenstromes, ist die Arauschildkröte in großer Menge vorhanden. Sie legt zur Nachtzeit ihre Eier in ungeheurer Anzahl in eine 2 Fuß tiefe Grube, welche sie mit ihren langen, mit Nägeln versehenen, Hinterpfoten gräbt und alsdann wieder mit Erde bedeckt, damit sie der Tiger nicht wegnehmen möge (s. Taf. XX.). Die Indianer kennen die Bezirke genau, wo die Schildkröten ihre Eier hinlegen. Sie graben die Erde mit den Händen auf und legen die Eier in kleine Körbe (Mappiri). Diese Eier, viel größer, als Taubeneier, sind mit einer kalkigen Kruste überzogen, welche fest genug ist, um den Indianerkindern statt der Kugeln zu dienen, die sie in die Höhe und einander zuwerfen. Sie werden in lange, hölzerne Tröge voll Wasser geworfen, mit Schaufeln zerbrochen und durchrührt und so lange der Sonne ausgesetzt, bis das Gelbe, der dicke, ölige Theil sich auf der Oberfläche des Wassers sammelt und verdichtet. Man schöpft alsdann dieses Oel ab und kocht es über einem starken Feuer. Gut zubereitet ist dasselbe klar, geruchlos, und wird, gleich dem besten Olivenöl, vorzüglich zur Zubereitung der Speisen gebraucht, denen es auch nicht den mindesten widrigen Geruch ertheilt. Die Indianer verhandeln das Oel mit großem Gewinne an die Krämer. Auch nehmen sie eine große Menge an der Sonne getrockneter Eier mit nach Hause, deren Geschmack, wenn sie gut erhalten sind, nicht unangenehm ist. Außerdem stellen sie auch den wohlschmeckenden Schildkröten nach, wobei sie die List der Tiger benutzen, die auf die eierlegende Schildkröte Jagd machen und sie, um ihr besser beikommen zu können, umlegen, in welcher Lage sie sich nicht wieder auf die Beine aufrichten kann. Da der Tiger mehrere umwendet, als er in Einer Nacht verzehren kann, so bemächtigen sich die Indianer der umgewendeten Thiere, die er nicht verzehrt hat.

Eine Zeit der Freude für die Eingebornen ist auch die Zeit, wo der Kuhbaum oder Palo de Vacca (l'arbre de la vache) seine Brüste ihnen öffnet und sie mit seiner wohlschmeckenden und gesunden Milch tränkt. Sie

machen nämlich in den Stamm dieses Baumes, der dem Sternapfelbaume ähnlich ist und eine fleischige Frucht mit zwei Nüssen trägt, Einschnitte, aus welcher eine klebrige, ziemlich dicke, mit einem sehr angenehmen, balsamischen Geruche gewürzte, der besten Kuhmilch ähnliche Flüssigkeit herausquillt, nach welcher die Indianer sehr lüstern sind. Die Menschen werden davon fett, Kranke genesen und Schwindsüchtigen bringt sie zuverlässige Heilung. Dieser Baum, der an den Küsten von Venezuela einheimisch ist, wird auch in Brasilien gefunden.

3) Bewohner von Neugranada.

Neugranada, ehemals ein Vicekönigreich, jetzt ein selbstständiger Freistaat, ist ein gesegnetes, von zwei Längethälern durchschnittenes Hochland — sein Flächenraum beträgt 22,000 geogr. □Meilen — in welchem die Natur viele Wunder gehäuft hat, von denen einige hier erwähnt zu werden verdienen, weil sie zugleich den Charakter der Landschaft bezeichnen. Es gehören dahin zuvörderst die natürlichen Brücken von Icononzo. Das Thal von Icononzo ist eine Schlucht, welche unübersteigbar sein würde, wenn die Natur nicht selbst eine doppelte Felsenbrücke darüber gespannt hätte. Der natürliche Bogen, welcher über diese Schlucht gespannt ist, hat 44 pariser Fuß Länge und 38 Fuß Breite, im Mittelpunkte aber nur 7 Fuß Dicke. Die Höhe dieser Brücke, unter welcher ein Waldstrom dahinbraust und auf welcher, zur Sicherheit der Reisenden, ein Geländer angebracht ist, beträgt 300 Fuß. Unter dieser Brücke befindet sich eine zweite, zu welcher man auf einem engen Pfade hinabsteigt. Sie besteht aus drei ungeheuern Felsenmassen, von denen eine die andere stützt. Mitten auf derselben ist ein Loch von 24 Fuß Umfang, durch welches man in den Abgrund hinabsehen kann. Eine ähnliche Naturbrücke, die Felsenbrücke in Virginien, ist schon oben S. 36 beschrieben worden. — Bemerkenswerth sind auch die Engpässe, welche aus einem Thale in das andere führen, aber häufig nicht einmal für Maulthiere gangbar sind. Daher giebt es hier eine eigene Menschenklasse, die Cargueiros (Träger), welche auf dem Rücken Menschen und andere Lasten über die Gebirge transportiren. Auf ihren Schultern ist ein Sessel aus Bambus festgebunden, der durch ein Stirnband im Gleichgewichte erhalten wird. Berühmt durch das treffliche Gemälde des Herrn von Humboldt ist der Paß über das Quindiugebirge (s. Taf. XXI.). Diese Pässe steigen nicht selten auf 12 bis 14,000 Fuß hinauf. Es wiederholt sich überhaupt in Neugranada die Landesgestaltung von Mexico, nur in geringerer Ausdehnung.

Das Plateau von Neugranada ist der Sitz einer alten Cultur. Die Spanier fanden, als sie dasselbe eroberten, schon einen wohleingerichteten Staat und ein Volk, bei welchem Ackerbau, Künste und Gewerbe blühten. Während der dreihundertjährigen spanischen Regierung konnte sich das Land keineswegs auf die Stufe der Cultur erheben, deren es fähig ist. Zwar wurden große und reiche Städte erbaut; zwar öffneten sich die Häfen dem Handel; zwar wurden durch den Berg- und Ackerbau der Erde große Schätze abgewonnen — aber alles dieses nicht zum Vortheile des Volkes, sondern der spanischen Zwingherren, durch deren stiefmütterliche Regierung die Bildung und das Wohl des Volkes gänzlich vernachlässigt wurde. Das Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit erwachte auch in den Bewohnern dieses Landes, das republikanische Princip schlug allmälig Wurzel und Neugranada wurde von 1810 an, wo Santa Fe de Bogota ihre Unabhängigkeit erklärte, der Schauplatz eines schrecklichen Krieges, der erst im Jahre 1821 endete, nachdem Bolivar die Spanier geschlagen und das Land für immer von der spanischen Herrschaft befreit hatte. Jetzt wurde die Republik errichtet, die neue Verfassung bekannt gemacht und Bogota zur Hauptstadt und zum künftigen Sitze des Congresses bestimmt. Doch hielten Zerwürfnisse mit Venezuela und Quito den Geist des Friedens noch eine Zeit lang von Neugranada entfernt.

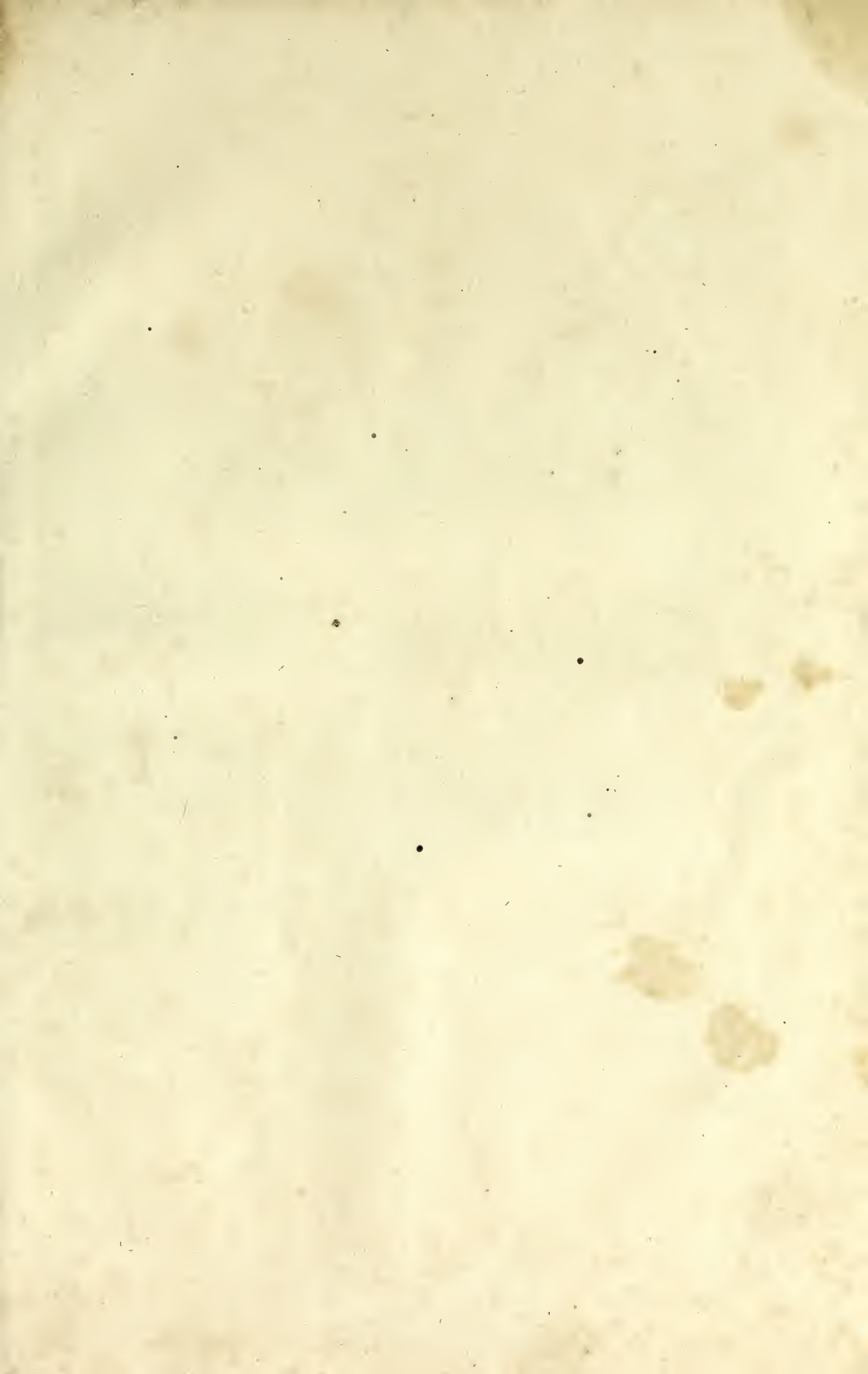
Die Bevölkerung der Republik Neugranada beträgt gegenwärtig ungefähr 1½ Million,

Indier auf der Reise.

Amerikanischer Postwagen.

R. Weibezahl lith.



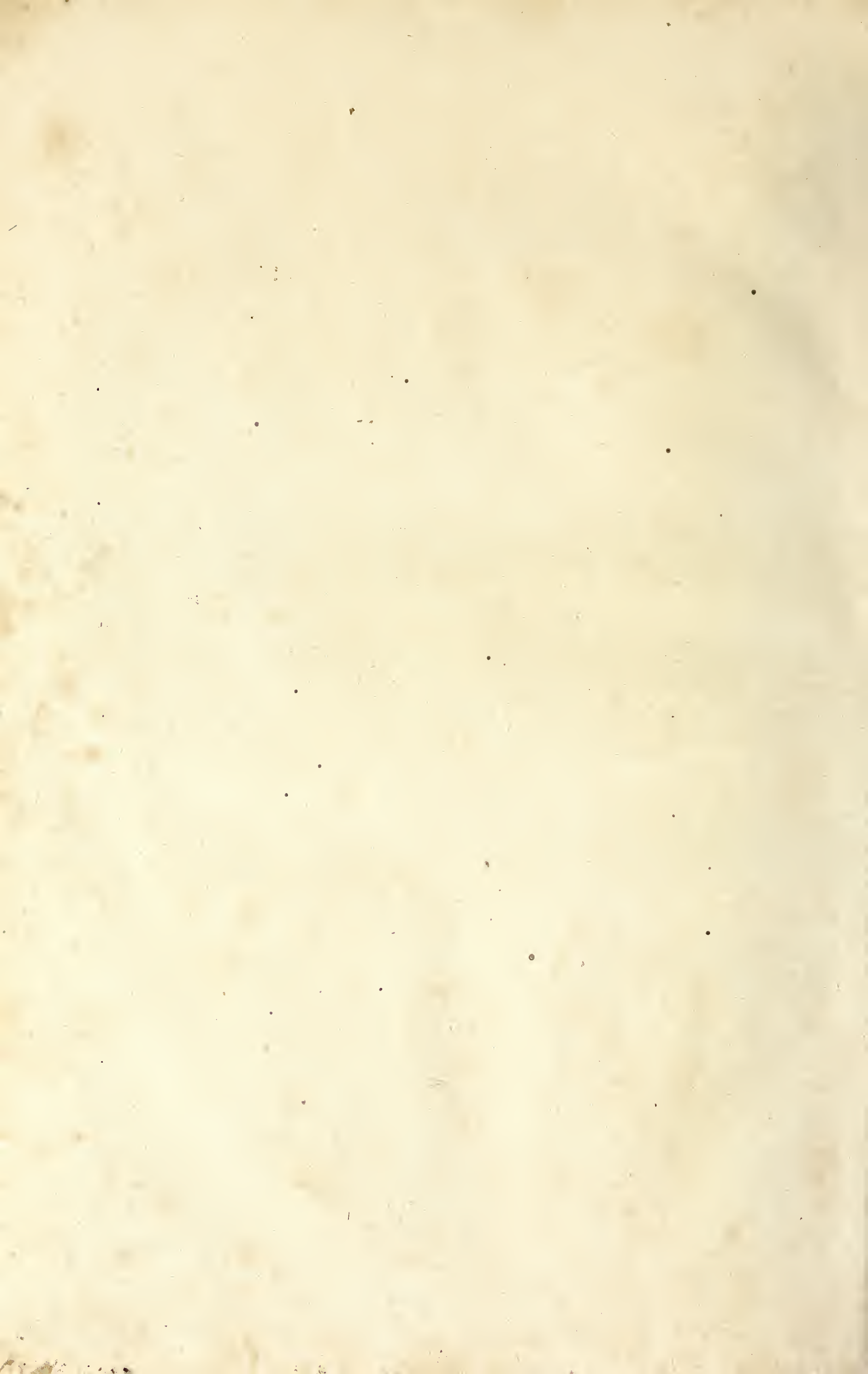


Versammlung der Indianer in Florida zum Kriege.

Floridische Weiberklagen beim Kazicken um die gefallenen Gatten.

Bewohner von Mexico. Mexicanischer Priester.

Pyramide von Cholula.





Mexicaner feiern den Anfang des Jahrhunderts.

Die mexicanischen Wilden feiern das Ende des Jahrhunderts.

aus Weißen, Indianern und Mischlingen oder Farbigen bestehend, worunter 30,000 Sklaven sich befinden, die nach einem Gesetze der Republik innerhalb 20 Jahren alle emancipirt sein müssen. Die republikanische Verfassung hat den Kastenunterschied vernichtet und Gleichheit der Rechte eingeführt. Die Spanier waren hier klüger, als in Mexiko, sie ließen es nicht bis zu ihrer Vertreibung kommen, sondern vereinigten sich mit den Creolen. Sie beschäftigen sich mit Goldwäscherei und Bergbau, welcher jetzt auch hier, wie in Mexiko, von englischen Gesellschaften betrieben wird, namentlich in dem Departement Cundinamarca, wo man auf Gold und Platina arbeitet. Der Landbau beschäftigt den größten Theil der Indianer, und die Viehzucht lohnt in den grasreichen Thälern vortrefflich. Die weißen Plantagenbesitzer arbeiten mit Vortheil für die Ausfuhr der Colonialprodukte und Droguerien. Europäische Kunstwaaren und Bequemlichkeiten werden gegen den Ueberfluß, welchen die Cultur des Landes abwirft, in reicher Fülle eingetauscht. Dem Handel sind vortreffliche Häfen geöffnet und die Landenge von Darien verheißt diesem Lande den Welthandel. — Gute Sitten, feines, anständiges Betragen werden von den meisten Städten, namentlich von den Einwohnern der schönen Hauptstadt Bogota, gerühmt. Natürliche Anmuth und feine Sitte, Häuslichkeit und Sittsamkeit ziert die Frauen von Popayan. Man liebt Musik, Concerte, Assembleen und Tänze; auch die Stiergefechte sind aus Spanien, und die Hahnenkämpfe aus England nach Neugranada übergegangen. Hazardspiele werden im Uebermaaße geliebt. Das Kirchenwesen und der Cultus tragen viel dazu bei, die Lust des Volks zu erhöhen; denn nicht feierlicher Ernst, sondern eine fröhliche, reiche Pracht ist es, welche die überaus zahlreichen Kirchenfeste charakterisirt. Die herrschende Religion ist die römischkatholische, doch ist allen christlichen Einwanderern freie Religionsübung gestattet. Die Geistlichkeit übt übrigens hier noch einen großen Einfluß.

Die Hauptmasse der Bevölkerung Neugranada's besteht aus Indianern, welche theils civilisirt, zum Christenthum bekehrt und in Missionen versammelt sind, theils in völliger Unabhängigkeit und Wildheit die Urwaldungen durchziehen, in welche nur mittelst der vielen Flüsse der Eintritt möglich ist. Die zahlreichen Stämme derselben, von welchen man nur wenige genauer kennt, haben ihre eigenen Oberhäupter und Caziken. Ihre Lebensweise ist einfach und die Sitten ihrer Väter haben sich unveränderter, als man glauben sollte, erhalten. Sie haben einen starken, muskulösen Gliederbau und langes, glänzendschwarzes Haupthaar. Die Männer gehen gewöhnlich nackt und tragen nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten ein Hemde; die Weiber tragen bis zum Knie herabhangende Schürzen. Sie halten viel auf Putz und Zierrath, bemahlen den Körper, tragen Ringe und Bleche im durchbohrten Nasenknorpel, Hals- und Armbänder von Muscheln, Corallen und Thierzähnen. Ihre leichten Wohnungen oder Kabanen, welche aus Pfahlwerk bestehen, schlagen sie am liebsten an den Ufern der Flüsse auf. Das Dach ist mit Baumblättern gedeckt und hat oben einen Ausgang für den Rauch. In einem der ganzen Ortschaft gehörigen Hause werden die geärnteten Früchte (Cassave, Yams, Bataten, Mais, Bohnen rc.) aufbewahrt. Dieses Haus dient ihnen zugleich statt einer Festung und hat eine Menge kleiner Oeffnungen in seinen 10 Fuß hohen Wänden, um daraus Pfeile auf den Feind zu schießen. Auf jeder Seite ist ein Eingang, welcher im Falle eines Angriffs verrammelt wird. Das weibliche Geschlecht lebt hier weniger unter dem Drucke, als bei andern Wilden. Zwar müssen die Weiber auch schwere Arbeiten verrichten, pflanzen, Getränke bereiten, Gepäck auf Reisen tragen; aber auch die Männer übernehmen schwere Arbeiten, fällen Bäume, legen Pflanzungen an, gehen auf die Jagd, flechten Körbe und Netze. Ehebruch kommt selten bei ihnen vor und wird meist mit dem Tode bestraft. Die Verlobungen und Hochzeiten werden feierlich begangen. Der Vater übergiebt seine Tochter mit feierlichen Reden dem Bräutigam und bläst dazu auf einer Flöte. Die Hochzeit dauert mehrere Tage. Man schmaußt, trinkt Chicacopah und Misla, starke Getränke, von denen das erstere aus Maismehl, das andere

aus dem Safte der Platanen bereitet wird. Die Gäste bringen Geschenke für das Brautpaar mit und errichten demselben in wenig Stunden eine Hütte, auch bereiten sie für dasselbe eine neue Pflanzung und bestellen sie mit Mais. Die Verstorbenen werden entweder in ihrer Hütte beerdigt, in welchem Falle man ihnen Lebensmittel mit ins Grab gibt, oder am Feuer getrocknet und dann in den Wohnungen aufgehängt. Der Todestag der Verstorbenen wird mit Essen, Trinken, Tanzen, Singen und schrecklichem Gebrüll alljährlich gefeiert. Man gräbt selbst die Leichname wieder aus, damit sie dem lärmenden Feste beiwohnen möchten.

Unter diesen Völkern zeichnen sich

Die Muyska-Indianer (s. Taf. XXI. Bewohner von Neugranada)

in den Ebenen von Cundinamarca am meisten durch Bildung aus, welche sie wohl zum Theil dem Verkehr mit Bogota, der Hauptstadt der Republik, deren Bewohner als sehr gesittet (und deren Frauen als besonders schön) geschildert werden, zu verdanken haben. Sie beschäftigen sich vornehmlich mit Ackerbau und Viehzucht. Merkwürdig ist eine Sage der Muyskas, welche in den ältesten Zeiten nackte Barbaren das Plateau von Bogota bewohnen läßt, die ohne Ackerbau, ohne Gesetze, ohne Religion waren. Unter ihnen erschien plötzlich ein weißer Mann mit einem Barte, den man für einen Sohn der Sonne hielt, Namens Bochica, welcher ihr Triptolemus war. Er lehrte sie pflügen, säen und ärnten, Hütten bauen, sich kleiden und gesellig leben, gab weise Gesetze, trennte die bürgerliche und geistliche Gewalt. Sein schönes Weib Chia war boshaft und handelte ihm in allem entgegen. Sie machte den Fluß Funzha anschwellen, und alle Einwohner kamen, bis auf wenige, in den Fluthen um. In seinem Zorne verjagte der Greis die schöne Sünderin; sie wurde zum Monde, der zur Nachtzeit die Erde beleuchtet. Bochica riß mit gewaltigem Arme einen Canal in den Fels, ließ die Wasser ablaufen und zog sich, nachdem er alles wieder hergestellt hatte, in das heilige Thal von Iraka zurück. Seine Nachkommen herrschten, unter dem Namen der Tuncas, 2000 Jahre über die Muyskas. Diese Sage scheint, so wie andere von andern südamerikanischen Völkern aufbewahrte Mythen, die Einwirkung weißer Menschen auf die Sitten der Eingebornen zu bestätigen. — Wie die Muyska-Jadianer durch Sittigung, so zeichnen sich

die Otomaken

oder Otomachen, welche am obern Theile des Orinoko wohnen, durch Rohheit aus, und werden sogar von den übrigen Indianern als Wilde betrachtet und gemieden. Sie sind Erdfresser; ohne einen Nachtheil für ihre Gesundheit zu verspüren, verschlucken sie mehrere Monate hindurch große Portionen von Erde, um ihren Hunger zu stillen. Häßlich, aber von robustem Körperbau, wild, rachsüchtig und leidenschaftliche Liebhaber berauschender Getränke zeigen sie keinen Sinn für Ackerbau und Sittigung. Sie verstehen sich sehr gut auf den Fang der Fische, welche sie geschickt mit ihren Pfeilen zu durchbohren wissen, sobald sie sich auf der Oberfläche des Wassers sehen lassen. Sorgfältig wählen sie einen graugelben, sehr feinen, fetten Thon aus, kneten ihn zu Klößen von 5 — 6 Zoll Durchmesser, die sie am Feuer rösten und zur Zeit der drei Monate dauernden Ueberschwemmung essen. Auch in der trocknen Jahreszeit mischen sie ihren Mahlzeiten Erde bei *). Ein

*) Die Neigung zum Erdessen wird auch in der heißen Zone häufig gefunden. Humboldt sah am Amazonenstrome Indianerinnen, welche Thongefäße verfertigten, große Stücke Thon verschlucken, mit der Behauptung, die Erde sei eine Speise, die gar keinen Nachtheil bringe. Auch in Afrika, an den Küsten von Guinea, speisen die Neger eine gelbe Erde, die sie Caouac nennen. Die Sklaven, die nach Amerika gebracht werden, suchen sich denselben Genuß zu verschaffen und lassen sich selbst durch Peitschenhiebe nicht davon abhalten. Auf den asiatischen Inseln und besonders in Java werden von den Eingebornen kleine viereckige geröstete Thonbrödchen gegessen. Selbst in Deutschland pflegen die Arbeiter in den Sandsteingruben des Kiffhäuser-Berges einen feinen Thon, welchen sir Steinbutter nennen und für sehr nahrhaft halten, auf das Brod zu streichen.

seltsamer Gebrauch bei dieser Nation ist es, daß ein junger Mann eine alte Frau und ein alter Mann ein junges Mädchen heirathen muß, damit, wie sie sagen, nicht zwei Thoren zusammen kommen. Die Frauen haben bei ihren Männern nicht das beste Loos; daher beklagen bei Hochzeiten alte Weiber die Braut und singen derselben ihr künftiges trauriges Schicksal vor. Bei dieser Nation findet sich auch die Sitte, alles zu zerstören, was den Verstorbenen gehört hat.

4) Bewohner von Quito.

Quito, ein wunderschönes Land, in welchem, ob es gleich mitten unter dem Aequator liegt, doch wegen seiner hohen Lage ein ewiger Frühling ist, war ehemals ein Königreich und später ein Theil der Republik Colombia (s. S. 60); jetzt ist es ein für sich bestehender Freistaat. Seine Bewohner, 600,000 an der Zahl, aus Weißen, Farbigen und Indianern bestehend, zeichnen sich durch Industrie und Biederkeit aus. Die Indianer von Quito standen in früherer Zeit unter der Regierung der Inkas von Peru und nahmen sowohl an der Sprache, als an den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen dieses Staates Theil. Auch war ihnen dieselbe Beharrlichkeit in der Aufführung großer Gebäude, wie den Peruanern, eigen, wovon die prachtvollen Ruinen von Cayambe und die Trümmer von Callo noch zeugen. Erstere, welche auf dem erhöhten Theile der Ebene Cayambe liegen, hält man für die Ueberbleibsel eines großen, dem Pachakamac oder großen Weltschöpfer geweihten Tempels. Sie bestehen aus 15 Fuß hohen und 5 Fuß dicken, von rohen Backsteinen erbauten und mit Lehm verkitteten Mauern, die einen Kreis von 48 Fuß Umfang bilden. Die Trümmer von Callo sollen ein Palast der Inkas gewesen sein. Dieser war von Porphyr erbaut. Die Steine sind in Würfel geschnitten und mit der größten Genauigkeit vermittelst eines Kittes von Asphalt gefügt. Dem Haupteingange zu dieser Ruine gegenüber liegt ein kleiner, 150 Fuß hoher Kegelberg, welcher als ein Wachthurm gedient haben oder wahrscheinlicher, einer Sage der Indianer zufolge, ein Grabmal der Vornehmen gewesen sein soll. Aehnliche Monumente, feste, mit Wassergräben umgebene Plätze findet man allenthalben in diesem Lande.

Die Indianer der Hochebene sind keineswegs roh, indolent, dummhinbrütend, wie sie gewöhnlich geschildert werden, sondern zeichnen sich durch Kunstfleiß aus. Sie sind namentlich vortreffliche Schreiner und Ebenisten, deren Arbeiten mit den englischen wetteifern; auch zeichnen sie sich als Baukünstler und Bildhauer aus. Das zur Kathedrale in Quito gehörige Sagrario, ein schönes Gebäude aus Stein, mit trefflichen Gemälden und Statuen, ist durchaus das Werk der Indianer; eine in der Kathedrale befindliche schöne Statue des Apostels Petrus ist ebenfalls ganz das Werk eines quito'schen Indianers; auch ist in der zum Franziskanerkloster am Fuße des Pinchincha gehörigen Kirche eine Orgel, die ein Indianer verfertigt hat. Und so könnten noch mehrere Beispiele der indianischen Industrie angeführt werden. Die Indianer sind gewöhnlich kleiner Statur und bronzefarbig, aber gut proportionirt, muskulös und kräftig. Sie stehen meist als Dienstboten in den Haushaltungen und zeichnen sich durch Gehorsam und Treue aus, welche bei nur einigermaßen menschlicher Behandlung in rührende Anhänglichkeit übergeht. Ihre Kraft ist außerordentlich, besonders sind sie gute Lastträger. Sie wissen ungeheure Lasten so auf sich zu laden, daß die ganze Schwere auf der rechten Ferse ruht, daher auch ihr rechter Fuß stärker, als der linke zu sein scheint. Sie haben meist eine armselige, grobe Tracht, kurze, baumwollene Pantalons, eine Art Tunica aus Kattun oder Wolle, einen Strohhut. Die Weiber tragen eine ähnliche Tunica, nur etwas länger, welche Anaco heißt, und über die Schultern einen kleinen Shawl. Die wohlhabenderen Indianer dagegen kleiden sich sehr elegant und ganz in die Tracht der Spanier des Mittelalters. Ihre neugebornen Kinder wickeln sie fest ein und hängen sie an einen Nagel oder Baumast und auf Reisen an den Sattelknopf.

Viele Indianer, deren Stämme in den

südöstlichen Theilen der Republik besonders zahlreich sind, leben noch unabhängig, und auch von denen, welche durch die Jesuiten gebändigt worden waren, kehrten viele in die Wildniß zurück, nachdem sie die Missionen zerstört hatten. Aber obgleich auf einer niedern Stufe der Cultur stehend, sind sie doch nicht ohne Religion, und die meisten ihrer Feste, ihrer Trinkgelage, Tänze, Jagdfeste und dergl. haben eine religiöse Beziehung. Einen Uebergang zu ihren religiösen Festen dürften diejenigen machen, die an gewisse Jahreszeiten und die Reife gewisser Früchte gebunden sind. Ein solches Fest ist das Juviafest, dessen Feier zu der Zeit, wo die wegen ihres köstlichen Oels sehr geschätzte Juviamandel *) reift, statt findet. Eine Beschreibung desselben giebt uns Humboldt. Er und seine Begleiter kamen in die Hütte, wo die Indianer zur Feier der Juviareife versammelt waren. Dieses Fest wurde durch Tänze gefeiert, wobei man sich der rohesten Völlerei überließ. In der Hütte waren weder Tisch noch Bank, aber in systematischer Reihe standen große geschwärzte und gebratene Affen an der Mauer umher. Dieser Anblick hat für den civilisirten Menschen etwas Schauerliches. Jeder Affe ist nämlich in der Stellung eines sitzenden Kindes gebraten, und sieht man die Wilden diese Affen nach einander hernehmen und verspeisen, so wird der geringe Abscheu, den die Indianer vor dem Menschenfleische haben, sehr erklärlich. Der Tanz, welcher bei diesem Feste aufgeführt wurde, ist kein fröhlicher, lebhafter Negertanz, sondern ein ernstes, monotones und einförmiges Getrappe nach dem melancholischen Geklapper der Calebassen. Weiber sind davon ausgeschlossen. Die Männer, alt und jung, geben sich die Hände und kreisen stundenlang still und ernst von der Rechten zur Linken. Sie bedienen sich auch dabei der dumpfen Töne, welche sie aus einer Reihe Schilfrohr von ungleicher Länge hervorlocken. Das Geschäft der Weiber ist, die Männer mit gebratenen Affen, Palmenwein und Palmkohl zu bedienen, wenn diese genug getanzt haben. — Ein ehemals sehr zahlreicher Indianerstamm,

die Maynas,

sind durch spanische Waffen und Krankheiten sehr zusammengeschmolzen, und leben nur noch in kleinen, vereinzelten Stämmen in den Waldungen. Sie sind wohlgewachsen und haben eine helle Hautfarbe. Die Männer tragen einen sackähnlichen, aus dem Baste der Palme künstlich zusammengeflochtenen und verschieden gefärbten Rock ohne Aermel, in welchem nur für Kopf und Arme Oeffnungen sind, Poncho genannt, ein dem Klima sehr angemessenes Kleidungsstück, das von benachbarten Nationen sehr geschätzt und selbst von den Europäern nicht verschmäht wird. Die Frauen, welche in drückender Sklaverei leben, tragen bloß ein kleines Tuch um die Hüften. Außer dem Ertrage der Jagd und Fischerei dienen ihnen Maniocwurzeln und Platanen zur Nahrung. Sie erlegen das Wild mit Pfeilen, welche mit einem Gifte bestrichen sind, das in wenigen Minuten tödtet; doch können die mit solchem Gifte getödteten Thiere ohne Nachtheil für die Gesundheit genossen werden. Die Ausdünstungen der Crocodile und Schildkröten sollen diesem Gifte seine Kraft benehmen, daher sich die Indianer hüten, mit ihren vergifteten Pfeilen diesen Thieren nahe zu kommen. Sie flechten sehr nette, wasserdichte Körbe aus Lianen, die von den Spaniern als Reisekoffer sehr geschätzt werden. Auch verfertigen sie leichte und dauerhafte Hamaks (Hangematten) und Bettumhänge, zum Schutze der Schlafenden gegen Muskiten und Vampyren. Ihre Todten, welche sie ehemals brateten und verzehrten, begraben sie jetzt mit vielem Heulen und Klagen. — Ein anderer Indianerstamm sind

*) Einer der prachtvollsten Bäume der neuen Welt ist die Bertholetia excelsa, unter dem Namen Juvia bekannt, welcher eine Höhe von 100 bis 120 Fuß erreicht, im März blüht und schon zu Ende des Mai reife Früchte bringt, welche mit entsetzlichem Getöse herabfallen und von den Thieren und Menschen der Wälder eifrig gesucht werden. Diese Früchte haben die Größe eines Menschenkopfes und ihre überaus harte Schale enthält jene köstlichen, dreieckigen Juviamandeln, die man in Europa unter dem Namen Kastanien aus Brasilien kennt.

die Omaguas,

welche längs dem nördlichen Ufer des Amazonenstromes, bis tief in das Brasilische hinein, wohnen. Sie drücken ihren neugebornen Kindern, ohne Nachtheil für die Sinne und den Verstand derselben, den Kopf zwischen zwei Bretern so zusammen, daß derselbe platt und oben zugespitzt wird, bei welcher Verunstaltung sie sich für schön halten, indem sie dem Monde zu gleichen glauben. Sie bauen aus Cedern treffliche Canots mit Schutzdächern von zusammengeflochtenen Blättern. Diese großen Kähne, auf welchen 13 Personen Raum haben, bewegen sie durch Hebel und Lianenstricke. Die Omaguas sind es, denen wir vorzüglich den Gebrauch des Gummi elasticum verdanken. Sie verfertigen daraus kleine Spritzen, mit welchen sie beim Ende eines Schmauses jedem Gaste das Gesicht bespritzen, desgleichen auch kleine, wie ein Y gestaltete Röhre, die sie mit Schnupftabak füllen, welchen sie durch einen Druck in die Nase treiben, um tüchtig zu niesen und dadurch, wie sie sagen, den Geist aufzuheitern.

Außer diesem giebt es im Innern, besonauf der Südseite des Amazonenstromes, noch eine Menge wilder Horden, die wir theils deswegen, weil man sie zu wenig kennt, um von ihnen Nachricht geben zu können, theils deswegen übergehen, weil sie mit den schon beschriebenen Völkerstämmen viel Aehnlichkeit haben.

Die weißen Bewohner Quito's sind von mittelmäßiger Statur, ausdrucksvollen Gesichtszügen, schönem Taint, schmächtiger Taille und ihre funkelnden Augen verrathen die Lebendigkeit ihres Geistes. Im geselligen Leben sind sie äußerst human, offen, redselig, gastfrei und zuvorkommend gegen Fremde. Die Frauen, an denen eine große Beweglichkeit des Charakters wahrzunehmen ist, genießen einer hohen Achtung. Als sehr schön, mit feinen Gesichtszügen, schlanken Taillen, zierlichem Gange und vieler Grazie, werden die Damen von Guayaquil gerühmt; sie sollen besonders gute Tänzerinnen, geistreich und witzig sein. Die gewöhnliche Tracht der Spanier und Creolen ist der englischen und französischen ähnlich, über welche man noch einen rothen, weißen oder blauen Mantel trägt. Reifröcke werden nur von den älteren Damen, in der Kirche jedoch auch von den jüngeren getragen. Juwelenschmuck, besonders Diamanten und Topase, werden von den Frauen außerordentlich geliebt; es ist nichts Ungewöhnliches, bei besondern Festlichkeiten Damen zu sehen, deren Schmuck 60,000 Gulden werth ist. — Die Mestizen sind sehr wohl gebildet, groß, schlank, kräftig, von röthlichem Teint und einnehmenden Gesichtszügen. Sie sollen mit den Weißen viel Tugenden gemein haben, sie aber auch in ihren Lastern übertreffen, was wohl von ihrer, den weißen untergeordneten, Stellung herrührt. Ihre Kleidung ist geringer als die der Creolen; sie gehen gern baarfuß. Kniehosen, ein enges Wams, ein spanischer blauer Mantel und ein schwarzer Strohhut machen die Kleidung der Männer aus. Die Weiber tragen steife Reifröcke, enge Mieder und über den Schultern hängt ein kleiner Shawl von Flanell; das Haar hängt in langen Locken den Rücken herab und den Kopf bedeckt ein Netz; eine Menge Bänder, Fransen, Spitzen und Spangen vollenden ihren Putz. Ein kleiner, weißer Fuß und rothe Fersen werden von den Mestizen für eine vorzügliche Schönheit gehalten.

Nationalvergnügungen der Quitoer sind Stiergefechte, Maskeraden, Tanz und Musik. Ihre Liebe zur Musik findet auch in religiösen Ceremonien, Processionen und Aufzügen Vorschub. Jährlich zweimal findet in Quito eine feierliche Procession der heiligen Jungfrau von Guapulo statt. In dem kleinen, eine halbe Stunde von der Stadt Quito gelegenen Dorfe Guapulo befindet sich nämlich eine Statue der heiligen Jungfrau, welcher es zugeschrieben wird, daß Quito von der verderblichen Wuth der Erdbeben, welche Rio Bamba und Tacunga zerstörten, verschont blieb. Man beschloß daher, ihr zu Ehren jährlich zwei Feste zu geben. In der Staatsuniform des Generalcapitains, mit den gestickten Abzeichen ihres Ranges auf den Aermeln, mit einem großen, mit goldenen Tressen und rothem Federbusche verziertem Hute auf dem Kopfe und dem Commandostabe in der Hand, erscheint die Statue in der Stadt, von den vornehmsten Einwohnern

getragen; auch das Jesuskind hat einen goldenen Tressenhut, einen rothen Mantel und ein goldenes Schwert. Das Domcapitel und der Stadtrath geht voraus, das ganze Militair steht in Parade und präsentirt unter Trommelschlag das Gewehr. In der Kathedrale angelangt wird die Statue in ihr kirchliches Gewand umgekleidet; aber der Commandostab bleibt in der Hand der Jungfrau, so lange sie in der Stadt ist. Diese religiöse Feierlichkeit sowohl, als das über alles prachtvolle Frohnleichnamsfest gibt zu einer allgemeinen Volksbelustigung Anlaß, bei welcher niemals Diebstähle oder sonstige Excesse vorfallen.

5. Bewohner von Peru (s. Taf. XXI.).

Die Republik Peru oder Niederperu, ihrer physischen Beschaffenheit nach durchaus eins mit Oberperu oder der Republik Bolivia, politisch jedoch ganz von derselben getrennt, umfaßt einen Flächeninhalt von 28,000 □Meilen mit 1,600,000 Einwohnern, Spaniern, Creolen, Indiern, Negern und farbigen Menschen. Die Geschichte des peruanischen Volks ist in noch größere Dunkelheit gehüllt, als die des mexikanischen. Vierhundert Jahre lang vor Pizarro soll das Reich unter 12 Monarchen geblüht haben. Früher soll das Land wild und unbebaut, das Volk in tiefe Barbarei versenkt gewesen sein; Aberglaube schändete seine Gottesverehrung und das Blut der Stammgenossen sowohl, als der Feinde befleckte seine Altäre. Da erschien plötzlich — so lautet eine alte Sage der Peruaner — ein weißer Mann *) an den Ufern des Sees Titicaca. Der Cazike Cocapac nahm ihn in sein Haus und gab ihm seine Tochter zum Weibe, welche ihm einen Sohn und eine Tochter gebar. Der Knabe wurde Manco-Capac, und die Tochter Mama-Oilke genannt. Sie hatten eine schöne weiße Gesichtsfarbe und blondes Haar. Der Vater kleidete sie auf eine eigenthümliche Weise, gab ihnen eine der Landessitte fremde Erziehung und starb später. Cocapac dachte auf die Erhebung seiner Enkel, führte sie in das Thal Cuzco und that den daselbst wohnenden Indianern kund, die Sonne hätte ihnen zwei Kinder gesendet, um sie glücklich zu machen und zu regieren, ihr Haar gleiche den Strahlen der Sonne, und ihre Augen hätten die Farbe des Himmels. Doch von diesen Indianern für Zauberer gehalten, machten sie bei ihnen kein Glück. Cocapac brachte nun seine Enkel nach Altoperu, an den Titicacasee, wo er sein Mährchen von den Sonnenkindern mit besserem Erfolge wiederholte. Die Peruaner erkannten die Kinder der Sonne als ihre Regenten an, welche sich nun auch die Indianer von Cuzco mit Gewalt unterwarfen. Die Bilder der Götzen wurden umgestürzt und der Dienst der Sonne, dieses wohlthätigen Gestirns, dieser Quelle des Lichts und des Lebens, wurde mit sanften, der dankbaren Liebe entsprechenden Gebräuchen eingeführt. Die Kinder der Sonne lehrten die Eingebornen, Manco die Männer, Mama die Weiber, friedliche Kunst und menschliche Sitte. In der Residenz Cuzco wurde ein prächtiger Sonnentempel erbaut, in welchem alljährlich die Feste der Sonne mit großer Pracht und Andacht gefeiert wurden. Und so wurde mit dem Reiche der Inkas (der von den Sonnenkindern abstammenden Regenten Peru's) die peruanische Cultur gegründet. Die Inkas regierten Anfangs mit Weisheit und Güte; bei dem Glauben an ihre höhere Abkunft, bei der Ehrfurcht, die das Volk für sie fühlte, wurde es ihnen leicht, die Sitten der Peruaner zu veredeln. Doch die ursprünglich vielleicht väterliche Gewalt der Sonnenkinder äußerte sich bald als unbedingte Despotie. — Manche Handwerke und Künste waren bei den alten Peruanern in Flor, wie die noch vorhandenen Ueberreste von Denkmälern, Alterthümern und Seltenheiten bezeugen, deren noch mehrere übrig sein würden,

*) Die Vermuthung, daß diese weiße Mann ein chinesischer Prinz gewesen sei, der sich über das stille Meer an die amerikanische Küste rettete, verdient Aufmerksamkeit und gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man die Regierungszeit der 12 Inkas, jede zu 20 Jahren angenommen, von 400 auf 240 Jahre herabsetzt. Dann fällt das Erscheinen jenes weißen Mannes in die Zeit, wo der chinesische Thron durch den Mongolen Cublai-Chan eingenommen wurde.

wenn Habsucht und Golddurst sich damit begnügt hätte, blos die Eingeweide der Erde zu durchwühlen, und nicht auch auf ihrer Oberfläche alles zerstört hätte. Wir gedenken nur der Trümmer des berühmten Sonnentempels, in welchem bei der Ankunft der Spanier das Bild der Sonne von gediegenem Golde colossalisch stand. Buchstabenschrift war den alten Peruanern fremd; ihre Stelle ersetzten die Hieroglyphen oder metallene, steinerne und thönerne Platten mit Figuren. Man erhält durch die reizenden Beschreibungen dichterischer Geschichtschreiber zu hohe Vorstellungen von der Verfassung des peruanischen Reiches und der Bildung des Volkes unter den Inkas. Im Ganzen waren die alten Peruaner doch minder civilisirt, als die alten Mexikaner.

Die Regierung der Inkas erreichte mit dem Jahre 1526 ihre Endschaft, wo Pizarro an Peru's Küsten landete, dessen tollkühnes Unternehmen durch eine damalige Thronstreitigkeit in der Familie der Inkas und durch den Aberglauben der Peruaner, welche in den Fremdlingen die mit Bliß und Donner bewaffneten Söhne der Sonne erblickten, sehr erleichtert wurde. Huana-Capac, dessen Herrschaft sich von Cuzco bis jenseits Quito über hundert Völker erstreckte, veranlaßte durch die Theilung seines Reiches unter seine beiden Söhne: Atahualpa, welcher Quito bekam, und Huascar, welcher nur über Cuzco herrschen sollte, Bruderzwist und Bürgerkrieg. Beide, bei Pizarro's Landung im Kriege unter einander bgeriffen, suchten den Fremdling durch den Reiz des Goldes auf ihre Seite zu ziehen. Doch Huascar fiel auf Veranstaltung seines Bruders und Atahualpa wurde, nachdem ihm Pizarro eine Zeit lang als Gefangenen mit sich herumgeführt hatte, hingerichtet. Mit beispielloser Grausamkeit wurde nun das gutmüthige Volk von den Eroberern behandelt und dem spanischen Joche bald gänzlich unterworfen. Das Land wurde von einer Reihe von Vicekönigen regiert, die Peru immer nur als eine Goldgrube betrachteten. Vergeblich waren die oft wiederholten Versuche der Nachkommen der Inkas, ihre Ansprüche auf den Thron von Peru geltend zu machen; beständig rauchte das Blutgerüste vom Blute der Rebellen, bis endlich im Jahre 1826, gerade 300 Jahre nach der Landung Pizarro's, Bolivar und Sucre die Spanier aus Peru vertrieben. Seitdem ist Peru eine unabhängige Republik.

Unter den Indiern, die gegenwärtig Peru bewohnen, sind noch Nachkommen der alten Peruaner, die sich der Tyrannei der Spanier durch die Flucht in die andischen Gebirge entzogen haben und unter der Regierung eines Abkömmlings der vormaligen Inkas, welcher den Titel Ampuro führt, einen unabhängigen, kriegerischen Staat ausmachen. Ueberhaupt bewahren die Peruaner ein treues Andenken der Inkas und ihrer Verfassung. Es werden an vielen Orten noch jährliche Feste zum Andenken ihrer Herrscher gefeiert, wobei gewöhnlich die Hinrichtung der Inkas durch Pizarro dargestellt und eine innige, tiefgefühlte Traurigkeit an den Tag gelegt wird. So gebildet aber ihre Vorfahren waren, so roh, träge und unwissend sind sie, dabei zugleich troßig und starrsinnig. Unter den verschiedenen Nationen, wohl gegen 50 an der Zahl, zeichnen sich besonders die Tschiquitoer im östlichen Theile von Südperu, die Cumbasaer, Piroer und ganz vorzüglich die Indianer in Caxamarca und Truxillo, als die am meisten civilisirten, aus. Daher sie, wie überhaupt alle in den Städten lebenden Indianer von den Spaniern die klugen Indianer genannt werden. — Die Hauptnahrung der peruanischen Indianer ist geröſteter Mais, Kartoffeln (deren allzuhäufigem Genusse ihre Trägheit und Schlaffheit zugeschrieben wird) und der Ertrag der Jagd und Fischerei. Ihre Getränke bereiten sie sich selbst, theils aus gegohrenem Mais, theils aus zerstampften und zerkauten Maniocwurzeln. Mehr als diese lieben sie jedoch den Branntwein, den sie von den Europäern kennen lernten, worin sich manche Hausväter tüchtig berauschen. — Weil sie wenige Bedürfnisse haben, so sind sie gleichgiltig gegen das Geld und daher auch nicht geneigt, für Geld Dienste zu thun; nur aus Gefälligkeit leisten sie solche und für Dinge, die ihnen nützlich sind, als Beile, Messer, Knöpfe, Waffen u. dgl. Von der alten, sanfteren Gemüths-

art hat sich ihnen noch die Liebe zu ihren zahmen Thieren, besonders zum Llama, dem einzigen ihrer einheimischen Lastthiere, erhalten. Man stellt ihnen zu Ehren Feste an, putzt sie mit Bändern und Büscheln, schmaußt und trinkt, und tanzt zu kleinen Trommeln und Pfeifen. Während dessen gehen sie oft zu den geliebten Thieren, umarmen sie, liebkosen sie, halten ihnen die Branntweinflasche vor den Mund u. dgl. — Ihre Wohnungen sind klein und armselig, und werden von ihnen gemeinschaftlich mit den Hausthieren bewohnt. Manche dieser Nationen haben ihre Dörfer wie eine Festung angelegt. Mehrere große Gebäude liegen in der Form eines Halbmondes mit der ausgebogenen Krümmung nach dem Walde zu, und das Ganze hat nur zwei Eingänge, wovon der eine steil, der andere flach ausläuft. — Ihre Waffen sind große Spieße, Keulen, Dolche, Wurfspieße, Bogen und Pfeile. Letztere bestreichen sie nur auf der Jagd mit einem äußerst wirksamen Gifte, nie aber im Kriege, und behandeln ihre Gefangenen mit vieler Menschlichkeit. Manche lernen auch schon mit Säbel und Feuergewehr umgehen. — Die Kleidung der peruanischen Indier, deren viele ganz nackt gehen, besteht in einem kurzen baumwollenen Hemde mit halben Aermeln, und die Kleidung der Weiber in einem kurzen Unterrocke von demselben Stoffe, auf beiden Seiten offen und von den Hüften bis ans Knie reichend, Pampanilla genannt; die Mädchen gehen in Eva's Tracht. Die Männer tragen das Haar kurz abgeschnitten, oben auf dem Scheitel aber in ein Flechte zusammengebunden und mit schönen Federn besteckt. Die Frauen schneiden sich ebenfalls auf dem Vorderkopfe die Haare ab, lassen aber die übrigen Haare frei über die Schultern herabwallen. Beide Geschlechter bemahlen den Körper mit mancherlei Farben und tragen Goldschmuck in der Nase, am Kinn und um die Arme. Die Vielweiberei verabscheuen sie; nur die Caziken heirathen zuweilen zwei Weiber. Die Ehe ist aber bei ihnen keineswegs unauflöslich; denn wenn zwei Eheleute nicht mehr mit einander leben zu können glauben, so steht es ihnen frei, einander zu verlassen und sich anderweitig zu verheirathen. Auf den Weibern lastet die meiste Hausarbeit; selbst das Säen und Aernten bleibt ihnen überlassen, während die Männer das Feld nur pflügen. — Die Religion dieser Indianer ist eine Vermischung des Monotheismus und Dualismus. Sie glauben zwar an einen Gott, der Himmel und Erde geschaffen, und stellen sich ihn in menschlicher Gestalt vor, aber sie nehmen auch ein böses Wesen, als den Urheber alles Bösen, an, das sie sich im Mittelpunkte der Erde wohnend denken und bei dessen Namen sie schon zittern. Auch von einem Leben nach dem Tode haben sie einige Begriffe. Die Verstorbenen essen in jener Welt mit ihren Verwandten Manioc und Brod, halten Tänze und liefern Schlachten. Donner und Blitz sind die Angriffe auf die Feinde, und die Milchstraße ist ein Wandelplatz der Seelen. Auch an eine Seelenwanderung glauben einige Indianerstämme. Erschlagene Feinde gehen in bösartige Thiere, Caziken in tapfere Krieger, treue Weiber in Affen über, die deshalb von ihnen mit den lächerlichsten Ehrenbezeugungen überhäuft werden. Die Geräthschaften der Verstorbenen werden vernichtet und ihre Hütten durch Feuer von Grund aus zerstört, um ihr Andenken desto schneller zu vertilgen. Der Leichnam des Verstorbenen wird mit allerlei Ceremonien in einen irdenen Sarg gelegt und an einem entlegenen Orte beerdigt. Einige Stämme graben die Leichen nach einem Jahre wieder aus, waschen die Knochen ab und legen die Gerippe in einen mit Hieroglyphen und Symbolen des Todes verzierten Sarg, welchen sie, nachdem sie dem Verstorbenen nochmals ein feierliches Andenken geweiht haben, wieder in das Grab senken. — Auch unter diesen Indiern, besonders unter den Bewohnern der Pampa (Ebene) del Sacramento, sind Missionen angelegt. Bei dem Hasse und Mißtrauen der Indianer gegen die Spanier hat es jedoch den Missionairen unsägliche Mühe gekostet, sich Eingang bei ihnen zu verschaffen. Diejenigen, welche sich äußerlich zum Christenthume bekennen, heißen Fideles, diejenigen hingegen, die noch den Lehren der Inkas folgen, Barbaros.

Die Neger, welche in Peru von jeher

mit Milde behandelt wurden, sind jetzt alle frei. Sie sind brauchbare Leute, die man überall mit nützlichen Handwerken, besonders mit Bestellung der Getreidefelder und Zuckerplantagen beschäftiget sieht. Sie leben in einiger Gemeinschaft und haben ihre Zusammenkünfte, Feste und Lustbarkeiten. Ihr größtes Fest, wobei sie sich in aller ihrer Pracht zu zeigen suchen, ist das Frohnleichnamsfest. An demselben werden große Processionen mit lärmenden Instrumenten gehalten, wobei sie in den abscheulichsten Larven, als Teufel, Ungeheuer mit Hörnern, Löwenklauen, Schlangenschwänzen rc. verkleidet, mit Bogen, Pfeilen, Keulen und Schilden bewaffnet, erscheinen. — Die Mulatten scheinen ihre Aeltern an Stärke nicht zu erreichen. Die Mestizen und Zambos zeigen hier eine außerordentliche Entwickelung.

Die Creolen sind auch in Peru lebhaft, beweglich, gemüthlich. Eheliche und älterliche Zärtlichkeit, kindliche Liebe, Wohlthätigkeit, Edelmuth und Gastfreiheit sind Tugenden, die man in dem Hause eines jeden Creolen findet. Ihren Stolz wissen sie unter dem Scheine der Herablassung sehr gut zu verbergen. Ihr Hauptfehler ist Genußsucht, namentlich eine unbegrenzte Liebe zu den Freuden der Tafel. Wie überall in Südamerika, versteht man auch in Peru die Kochkunst vortrefflich. Die Tracht ist vorzüglich in Lima, dem Paris Südamerika's, schön und mahlerisch. Männer tragen den spanischen Mantel; Frauen aus allen Ständen unter dem Mantel die Saya, ein Gewand von Sammt, Atlas oder Zeuch, meist schwarz und zimmtbraun, nur bei den Damen höherer Stände roth und hellblau, in sehr schmale Falten gelegt und dicht an dem Körper anliegend, unten sehr enge und mit Fransen, Perlen und Stickereien besetzt. Seidene Strümpfe und Schuhe von Atlas, ein schöner Shawl und ein Ueberwurf von dünner, schwarzer Seide vollenden den Anzug. Die Damen sind nach Parfumen und wohlriechenden Wassern sehr begierig, schmücken sich mit Edelsteinen und Blumen sehr reichlich und — rauchen Cigarren. Uebrigens ist das Silber in Peru so gemein, daß man noch jetzt in unscheinbaren Hütten silbernes Hausgeräthe für den gemeinsten Gebrauch antrifft. Vor der Revolution war ein Vermögen von 7—8 Millionen so häufig, als bei uns ein Vermögen von eben so viel Tausenden ist.

6. Bewohner von Bolivia.

Bolivia oder Oberperu, das höchste Land Amerika's und vielleicht das höchste bewohnte Land der Erde, war in den alten Zeiten ein Theil des Inkareiches. Nachdem dieser theokratische Staat sich um Cuzco her ausgebreitet hatte, wurde von dem fünften Herrscher zu Cuzco, Capac-Yupanci, die Eroberung des südlichen Hochlandes begonnen und von den späteren Inkas fortgesetzt, welche die Grenzen ihres Reiches bis in die jetzige argentinische Republik hinausrückten. Bald darauf drangen die Spanier in Niederperu ein und wagten sich schon im Jahre 1538 auf die Hochebene Bolivia's. Die Eingebornen mußten, so tapfern Widerstand sie auch leisteten, den spanischen Waffen unterliegen. Im Jahre 1780 empörte sich die ganze, furchtbar gedrückte indianische Bevölkerung unter Anführung ihres Caziken, der sich Inka Tupal-Amru nannte, und nur mit der größten Anstrengung gelang es der spanischen Regierung, sich diesen wichtigen Theil ihrer südamerikanischen Besitzungen zu erhalten, nachdem beinahe der dritte Theil der weißen und gemischten Bevölkerung Oberperu's vertilgt worden war. Als zu Anfange des 19. Jahrhunderts die große südamerikanische Revolution auf verschiedenen Punkten zugleich ausbrach, gehörte Oberperu zu den Gegenden, wo der Geist der Unabhängigkeit am ersten erwachte. Und wurde auch dieses Volk am spätesten von der spanischen Herrschaft befreit, so bewies es doch in dem ewig denkwürdigen Freiheitskampfe eine Entschlossenheit, eine Ausdauer und einen Edelmuth, der ihm die Theilnahme aller gebildeten Nationen sicherte*). Im

*) Die Stadt Cochabamba hatte sich sechsmal mit unbezähmbarer Hartnäckigkeit im Angesichte der Kanonen der siegreichen Spanier aufgelehnt und sich allezeit die doppelte Strenge der Sieger zugezo-

Jahre 1825 wurde die Unabhängigkeit des Landes ausgesprochen, und es führte von nun an Bolivar, dem Befreier Südamerika's zu Ehren, den Namen der Republik Bolivia.

Die Größe des Gebiets von Bolivia wird auf 20,000 geogr. □ Meilen geschätzt, worauf ungefähr 1,800,000 Bewohner leben mögen, von denen $\frac{7}{10}$ Indianer und der übrige Theil Creolen, Neger und Mulatten sind. — Die Indianer von Bolivia bewahrten bis auf die neusten Zeiten einen kräftigern Geist, als die in Niederperu. Die Schönheit und Erhabenheit des Landes, das sie bewohnen, scheint auf ihre Gesinnung vortheilhaft gewirkt zu haben. Sie sind theils Nachkommen der Bewohner des Inkareiches, welche, jetzt civilisirt und zum Christenthume bekehrt, die westliche Hälfte des Landes bewohnen, theils später bekehrte, zur Zeit der Eroberung noch ganz wilde Stämme, theils in den Wäldern und Ebenen wild umherschwärmende Völkerschaften, bei denen die Bekehrungsversuche der Jesuiten und Franziskaner kein Glück machen. Die östlichen Indianer der Missionen sind gebildeter, als irgendwo in Südamerika. Die Missionen sind zu schönen Dörfern herangereift und im Departement Santa Cruz de la Sierra sind einige sechzig Missionsdörfer, welche die unermeßlichen Wildnisse belebt machen und von deren Bewohnern man Gelehrigkeit, Sanftmuth, Gastfreiheit und patriarchalische Sitten rühmt. Der Indianer trägt eine helmähnliche Mütze, kurze Beinkleider, ein Sudanhemde und an den nackten Füßen Sandalen. Die Weiber tragen Röcke und ein buntes Tuch über der Schulter, welches auf der einen Seite der Brust mit einer großen silbernen Nadel zusammengehalten wird.

Die Lebensart der Bolivier ist noch sehr einfach, wie ihre Sitten; der Charakter fest und bieder. Die geistige Cultur und religiöse Aufklärung kommt der in Niederperu ziemlich gleich. Der Ackerbau schreitet vorwärts. Die Regierung bewilliget den Fremden, die sich hier als Colonisten niederlassen wollen, 200—1200 Corden Land, eine Schafheerde, Sämereien und die nöthigen Ackergeräthschaften; sie setzt Landestheile fest, welche ertheilt werden sollen, und schreibt die Art der Cultur vor. Die Fremden müssen, um jene Begünstigungen zu erlangen, sich verpflichten, die Ländereien in 2 Jahren urbar zu machen. Auch fremde Künstler und Gelehrte, die sich in Bolivia niederlassen wollen, werden von der Regierung sehr begünstiget; sie bewilligt 500—2000 Piaster jedem fremden Künstler, der Proben seines Talents abgelegt hat und ihr die Versicherung ertheilt, daß er in einer gewissen Anzahl von Jahren zwei junge Bolivianer vorstellen will, die er seine Kunst gelehrt hat. Er erhält auch außerdem eine Belohnung für den Unterricht der Zöglinge, besonders wenn er seine Familie mit sich bringt oder eine Bolivianerin heirathet. — Ein Erzbischof und drei Bischöfe besorgten früher die religiösen Angelegenheiten. Nach der Befreiung aber wurde das Erzbisthum aufgehoben, die vollkommene Gleichheit der Religionen verworfen und die katholische zur Staatsreligion erhoben, wiewohl niemand seiner Religion wegen angefochten wird. Auch wurden alle Mönchsklöster aufgehoben. Nur einigen Nonnenklöstern wurde insofern gestattet, Novizen aufzunehmen,

---

gen. Da bewaffneten sich (1815) in einer Nacht die Frauen von Cochabamba, deren Männer anderwärts gegen die Spanier fochten. Sie griffen das befestigte Quartier der Spanier an, drangen dreimal im Sturme vor und nöthigten sie zur Uebergabe. Großmüthig verpflegten sie die gefangenen Spanier und sandten sie unbeschädigt in das Lager des Generals Rondeau. Viele dieser Heldinnen starben an den Folgen ihrer Wunden und, als die Stadt wieder in die Hände der Spanier fiel, mehrere noch auf dem Blutgerüste. Sie starben mit dem Rufe eines Lebehoch! für's Vaterland. Man stellte ihre zerrissenen Glieder in eisernen Käfigen auf öffentlichen Plätzen aus. Das dankbare Vaterland ehrt ihr Andenken, und wenn bei feierlichen Gelegenheiten die Truppen unter das Gewehr treten, fragt ein Offizier mit lauter Stimme: „Wo sind die Frauen von Cochabamba?" und die Soldaten antworten: „Sie sind gestorben für's Vaterland!" — Dieselben Gesinnungen zeigten die Frauen von Caracas bis Buenos-Ayres. Man sah Damen in den Reihen ihrer Männer fechten und die Beschwerden des furchtbarsten Krieges mit der heldenmüthigsten Entschlossenheit tragen, ihres Schmuckes sich entledigen, um dem Vaterlande Vertheidiger und Waffen zu verschaffen.

als diese nach Belieben in die Welt zurücktreten können. — Der Bergbau hat durch die Revolution sehr gelitten, lebt jedoch wieder auf. Unter den Bergwerken steht seit den frühesten Zeiten Potosi im größten Rufe. Man hat berechnet, daß aus diesem Bergwerke von seiner Eröffnung im Jahre 1556 an bis zum Jahre 1800 ein Ertrag von 823,950,508 Piastern geflossen ist. — Der Handel war einst blühend; allein er hat, besonders durch den politischen Zustand von Paraguay, welches der Verbindung Bolivia's mit Buenos-Ayres Hindernisse in den Weg legt, sehr gelitten.

7. Bewohner von Chile.

Chile, nach dem einstimmigen Zeugnisse Aller, die es sahen, die erhabenste Landschaft auf Erden, wo die Natur ihre Pracht majestätisch entfaltet und ihre Gaben in reichlicher Fülle ausgestreut hat, wurde, nachdem schon die Inkas von Peru mehrere vergebliche Versuche, es zu erobern, gemacht hatten, im Jahre 1541 durch Pedro de Valdivia eine spanische Colonie. Doch bei der allgemeinen Umwälzung Amerika's entzündete sich auch unter den Chilesen der Funke der Revolution (1810) und, den verdienstvollen O'Higgins an der Spitze, erkämpften sie sich (1818) die Freiheit. Die Zahl der Bevölkerung beträgt 1,200,000, die einen Flächenraum von 8,052 geographischen □ Meilen einnehmen und der Abstammung nach theils Ureinwohner, theils Ankömmlinge sind, von denen die letzteren sich in Creolen, Neger und Mischlinge theilen.

Die eigentlichen Chilesen sind ein sanftes, fleißiges und gutmüthiges Volk und machen den größten Theil der Bevölkerung aus. Ihre Sitten sind rein und einfach, ihre Kleidung mahlerisch, besonders durch den von beiden Geschlechtern getragenen Poncho. Die Quichoasprache ist die Sprache des Landes, die spanische nur Sprache der Verwaltung. Die Chilesen treiben Ackerbau und Viehzucht. Der Weizen soll 50—100fache Aernten geben. Milchwirthschaft treibt man in Chile nicht, sondern zieht das Vieh im Freien auf, woselbst es dann mit dem Laso gefangen wird, den die Chilesen mit einer erstaunlichen Fertigkeit zu werfen wissen. Der Laso ist auch im Kriege eine gefährliche Waffe und wurde den Spaniern vielfach verderblich. — Die Spanier, die in Chile in geringer Zahl getroffen werden, haben ihren Stolz abgelegt. Die Creolen, feurig und geistvoll, wie überall, sind im Besitz des größten Grundeigenthums und öffentlichen Aemter. Die Kleidung der Männer ist europäisch, doch wird ihr häufig auch der Poncho hinzugefügt. Die Frauen tragen bunte Leibchen und über einem ungeheuren Reifrocke ein Kleid von farbigem Flanell oder schwarzem Sammt. Im Hause tragen sie keine Kopfbedeckung. Machen sie einen Besuch, so setzen sie einen Männerhut auf, über welchen noch ein Shawl von Mousselin gezogen wird. Junge Mädchen tragen indeß größtentheils die Kleidung von Lima. — Wegen der häufigen Erdbeben und vulkanischen Eruptionen werden die Wohnungen niedrig und meist nur einstöckig gebaut, und für die Jahreszeiten, in denen man Erdbeben befürchtet, errichtet man niedliche Hütten in den Gärten, um darin zu schlafen. — Die Staatsverwaltung befindet sich auf der untersten Stufe. Ein Präsident, 5 Minister und ein Congreß aus 2 Kammern steht an der Spitze des Staates. Die Staatswirthschaft und der öffentliche Unterricht sind erbärmlich und geben zum Aufblühen des Staates keine Hoffnung.

Unter den Indianerstämmen zeichnen sich

die Araucanier

als das einzige Volk in Amerika aus, welches seine Unabhängigkeit behauptete und durch der Waffen Gewalt nie bezwungen wurde; daher sie sich die niemals besiegten Sieger nennen. Sie wohnen von Peru bis an die Magellansstraße und haben im Süden von Chile einen besondern Staat mit einer ziemlich geregelten Verfassung, dessen Eintheilung in 4 engverbundene Fürstenthümer schon vor der Ankunft der Spanier existirte und wahrscheinlich aus einem hohen Alterthume stammt. Sie

sind von röthlichbrauner Farbe, hohem, starkem Wuchse und schönem, kräftigem Körperbau; das Gesicht ist rund, das Auge schwarz, die Stirn wohlgeformt. Ihr langes, schwarzes Haar tragen sie frei herabhängend; die Barthaare aber werden sorgfältig ausgerissen. Die Weiber sind kleiner, als die Männer, und ihre Glieder zierlich. Die Kleidung der Männer besteht in einem Flanellhemde, bis über die Knöchel herabfallenden Pantalons, einem Poncho und einem Hut ohne Krempe von der Gestalt eines Kegels. Die Weiber tragen eine lange, weiße, wollene Tunica und ein schwarzes Obergewand, das durch einen bunten Gürtel um die Hüfte befestiget wird, einen kleinen Mantel, Ichella genannt, und an den Fingern eine Menge Silberringe, wie auch Arm- und Halsbänder von Glaskorallen. Die Kinder gehen bis in das 10. Jahr nackt, dann bekommen die Knaben einen Poncho und die Mädchen ein Stück Flanell, das sie um die Hüfte binden. Der Mann treibt Jagd und führt die Aufsicht über das Vieh; das Weib baut den Acker, besorgt den Haushalt, webt, spinnt und bedient den Mann. Polygamie ist erlaubt. Jeder Mann nimmt so viel Weiber, als er ernähren kann, und die Zahl derselben ist an der Zahl der Weberstühle und der in der Hütte brennenden Feuer zu erkennen, indem jede ihrem Manne ein besonderes Gericht kocht. Will ein Araucanier heirathen, so benachrichtigt er den Vater seiner Auserwählten von seinen Absichten. Dieser schickt, wenn er seine Einwilligung dazu giebt, seine Tochter zu einem vorgeblichen Geschäfte aus. Der Freier, welchem insgeheim der Weg kund gethan worden, paßt mit einigen seiner Freunde auf, ergreift sie und bringt sie nach seiner Wohnung, wo sich indessen der Vater des Mädchens mit seinen Freunden zur Feier des Hochzeitfestes eingefunden hat. — Die Häuser der Araucanier sind gegen 60 Fuß lang, 20 Fuß breit und 7 Fuß hoch, aus Lehm erbaut und mit Stroh gedeckt. Ein paar Bänke und ein Tisch machen das Hausgeräthe aus; Schafpelze vertreten die Stelle der Betten. Die Teller sind von Holz oder Thon, die Becher von Horn, die Löffel von Muschelschalen; Vornehme aber haben zur Bewirthung der Fremden Silbergeschirr. Ihre Mahlzeiten bestehen meist aus frischem Hammel- oder Rindfleische, Fischen oder Geflügel, das in kleine Stücken zerschnitten, mit Kartoffeln, Zwiebeln, Lauch und Cayennepfeffer zubereitet, aufgetragen wird.

Die Araucanier stehen auf einer Mittelstufe zwischen Civilisation und Barbarei, obgleich sie selbst sich für das edelste und gebildetste Volk der Erde halten. Sie sind treu, mäßig, gastfrei, edelmüthig, dabei aber prachtliebend, rachsüchtig und dem Trunke ergeben. Sie theilen das Jahr in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen gerechnet, und schalten dem letzten Monate 5 Tage ein. Sie haben Maße für Größen und Flüssigkeiten, besitzen Kenntnisse von der Astronomie und Arzneikunde und stehen namentlich in der letzteren den Europäern wenig nach. Die Redekunst und Dichtkunst ist bei ihnen sehr ausgebildet. Sie besingen in reimlosen Versen die großen Thaten ihres Volks; insbesondere ist der tapfere und schöne Lautaro, der das Schwert Araucaniens war, der Gegenstand ihrer Gesänge.

Die 4 Oberhäupter der Araucanier heißen Toquis, deren Insignie eine Streitaxt von schwarzem Marmor ist. Die Unterkönige oder Präfecte der Provinzen heißen Ulmenen, deren Würde ein Stab mit einer silbernen Kugel an dem einen Ende und einem silbernen Ringe um die Mitte bezeichnet. Diese Würden sind nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Im Kriege wird von dem großen Rathe, d. i. in der allgemeinen Volksversammlung, wo jeder Einzelne seine Meinung vorträgt, einer der 4 Toquis zum Befehlshaber erwählt. Seitdem sie von den Spaniern Pferde erhalten und reiten gelernt haben, besteht neben den Fußsoldaten, welche ihre ehemaligen Waffen, Bogen, Pfeile, Spieße und Schleudern, mit der Musquete vertauscht haben, auch eine Cavallerie, in deren Hand Säbel und Lanze furchtbare Waffen sind. Eigentliche Uniformen haben sie nicht, wie sie auch ein stehendes Heer nicht kennen, da jeder Araucanier Krieger ist. Trommeln und Flöten sind ihre musikalischen

Instrumente. Ihre Tapferkeit haben sie vorzüglich in den Kriegen mit den Spaniern beurkundet. Nie baten sie um Frieden, nie unterwarfen sie sich, immer wußten sie einen günstigen Frieden zu erkämpfen. Waren die Friedensbedingungen den Toquis angenehm, so wurde der Commandostab des spanischen Generals und die Streitaxt des commandirenden Toqui zusammengebunden, mit Blumen bekränzt und an dem Orte der Berathung aufgepflanzt.

Die Religion dieses Volks ist ein reiner Naturcultus. Ein höchstes Wesen verehren sie unter dem Namen Pulian, als den unsichtbaren, großen Toqui, der seine Ulmenen hat. Außer ihm glauben sie noch an einen guten Geist und Freund der Menschheit: Meulen; an einen Teufel: Voncuba; einen Kriegsgott: Epunamun, und eine Schaar Genien. Der Glaube an Hexerei, das Achten auf Träume und Vogelflug haben sie mit den roheren Völkern gemein. Auch an Unsterblichkeit der Seele glauben sie und an ein schönes Land der Seligen, welches im Westen liege und zu welchem Tempulagu, ein weiblicher Charon, hinüberführe. Strafen nach dem Tode glauben sie nicht, weil sie Pulian für zu gut halten, als daß er für Verbrechen strafen sollte, die ihm nicht schadeten. Die Lehre von den Höllenstrafen, welche die Missionäre ihnen vortrugen, war eins der größten Hindernisse ihrer Bekehrung zum Christenthume. — Stirbt ein Araucanier, so wird er in seinen besten Kleidern auf einen Tisch gelegt und von den Weibern beklagt, während die Männer trinken. Nach drei Tagen wird der Verstorbene begraben und ihm, wenn es ein Mann ist, ein getödtetes Pferd und seine Waffen, wenn es eine Frau ist, ein Theil ihres Hausgeräthes, immer aber etwas Speise mit in das Grab gegeben. Auf das Grab wird eine Quantität Cider gegossen und dann über demselben eine Pyramide von Steinen aufgeführt.

8. Bewohner Patagoniens (s. Taf. XXI.).

Patagonien oder Magellansland, ein rauhes, wildes und unfruchtbares Land, wurde im Jahre 1520 von Ferdinand Magellan entdeckt und nach ihm benannt. Er fand die Bewohner in Thierhäute gekleidet und die um die Füße gewickelten Felle gaben ihnen das Ansehen, als ob sie Pfoten, wie Thiere, hätten. Daher gab er einem derselben, den er auf sein Schiff bekam, den aus dem spanischen Worte pata, d. h. Pfote, gebildeten Namen Patagan, wovon die nachherige allgemeine Benennung des Landes und seiner Bewohner. Dieses große, in seinem Innern größtentheils unbekannte Land von 25,000 □ Meilen ist noch ganz unabhängig, obgleich es früher zu dem spanischen Königreiche Rio de la Plata gerechnet wurde und auch jetzt noch von der Republik Buenos-Ayres in Anspruch genommen und zu ihrem Gebiete gerechnet wird.

Die Patagonen oder Patagonier, aus verschiedenen Stämmen und Familien bestehend, sind zwar groß, stark und wohlgebaut, aber keineswegs von der Riesengröße, die man ihnen ehemals zugeschrieben hat. Neuere Reisende haben sie nicht größer gefunden, als andere Personen von hohem Wuchse und starkem Gliederbau unter den Europäern. Sie haben einen großen Kopf, ein breites und flaches Gesicht, lebhafte Augen, sehr weiße Zähne, kleine Hände und Füße. Ihre Hautfarbe ist kupferbraun; die Weiber sind etwas heller gefärbt, manche derselben ziemlich weiß. Um ihr langes, schwarzes Haar tragen sie eine Stirnbinde. Des rauhen Klima's ungeachtet gehen die meisten Patagonen fast ganz nackt und begnügen sich mit einem Mantel aus Llama- oder Zorillofellen, der um die Hüfte mit einem Gürtel befestiget ist und nur bei strenger Kälte um die Schultern gezogen wird. Einige, die mit fremden Stämmen in Verbindung stehen, tragen auch Ponchos und Hosen, eine Kleidung, welche diesem berittenen Jägervolke ganz angemessen ist. Denn da die Pferde nicht theuer sind und Jeder sich deren so viele einfangen kann, als er will, so reiten Männer und Frauen, und leben und reisen größtentheils auf ihren Pferden. Ihr Gesicht bemahlen sie mit rother, schwarzer und weißer Erde. Um Hals und Arme tragen sie

Schnuren von Glaskorallen und unter dem Knie kupferne Ringe. — Feste Wohnungen sind bei den Patagonen, als einem Nomaden- und Jägervolke, nicht zu suchen. Im Innern des Landes, an Flüssen, Bächen und Quellen haben sie ganz einfache Hütten, die aus drei, mit Zweigen durchflochtenen und mit Häuten verhüllten Stöcken bestehen (s. Taf. XXII.). — Ihre Sprache ist reich an Vocalen und Kehllauten. Sie besitzen eine außerordentliche Biegsamkeit der Sprachorgane, daher sie mit Leichtigkeit ganze Phrasen fremder Sprachen nachzusprechen vermögen. Sie sind sanftmüthig, friedlich, gastfrei, aber auch, nach den auf sie einwirkenden Umständen, rachsüchtig und furchtbar. Die unruhigsten unter ihnen sollen die Tehuelten sein, ein räuberischer und kriegerischer, den Araucaniern ähnlicher Völkerstamm. Mit ihrem Kugelschleudern treffen sie 400 Schritte weit. Auch führen sie Lanzen, Keulen, Bogen und Pfeile, welche sie bisweilen so vergiften, daß der Getroffene sich in einigen Monaten bis zum Gerippe abzehrt. Jede Horde hat einen Anführer, welcher sich durch seine Größe auszeichnet, in vorzüglicher Achtung steht und Capitano genannt wird, ein Wort, das sie aus dem häufigen Verkehr mit den Spaniern gelernt haben. Wenn sich mehrere Völkerstämme zu einem allgemeinen Kriege mit einander verbinden, so wird ein Apo oder Anführer gewählt.

Die Vorstellungen, welche die Patagonen von dem Entstehen der Dinge und von einem künftigen Leben haben, beweisen, daß sie nicht ganz ohne Religion sind. Doch ist dieselbe reiner Naturdienst, und der Sonnendienst der Peruaner scheint auch auf sie Einfluß gehabt zu haben. Die guten Gottheiten, welche in großen Höhlen wohnen, schufen zuerst die Patagonen mit voller Kriegs- und Jagdrüstung. Hierauf kamen die kleinen und schnellsten Thiere, dann die größeren aus den Höhlen. Zuletzt wollten auch die Pferde, Ochsen und Kühe heraus; aber die Tehuelten erschraken vor deren Hufen und Hörnern und wälzten große Steine vor die Höhlen. Die Spanier, welche klüger waren, ließen diese Thiere heraus, zähmten sie und brachten sie zu ihnen. In diese Höhlen kommen die Patagonen nach ihrem Tode. Andere Stämme halten jedoch die Milchstraße für den Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen. Zauberer, die Priester und Aerzte zugleich sind, stehen bei ihnen in großem Ansehen.

Die Beerdigung der Todten wird meist von den Weibern besorgt. Der Körper wird skelettirt und dann an einen allgemeinen Begräbnißplatz gebracht, wo die Gebeine, an einander gebunden, mit Federbüschen geschmückt, ordentlich bekleidet, Bogen, Pfeile und Trinkgefäße in der Hand haltend, nach der Reihe aufgestellt werden. Die südlichen Patagonen bringen die Gebeine der Verstorbenen weit von ihren Hütten weg, in Zelte und Hütten, wo sie dieselben auf- und die Gerippe ihrer Pferde um sie her stellen. Sie beklagen die Todten, indem sie während des Knochenschälens mit geschwärztem Gesicht um die Hütte derselben herumgehen. Die Weiber ritzen sich Brust und Wangen blutig; die Männer schlagen mit langen Stangen auf die Erde, um die bösen Geister (Vellichus) zu verscheuchen. Witwen müssen ein ganzes Jahr nach dem Tode ihres Gatten in der Hütte bleiben und fasten, auch dürfen sie sich während ihrer Trauerzeit das berußte Gesicht und die Hände nicht waschen.

9. Bewohner des Feuerlandes (s. Taf. XXIII.)

Diese südliche Spitze der neuen Welt entdeckte ebenfalls Magellan, ohne zu wissen, daß sie eine Insel sei, und nannte sie wegen der vielen auf den Küsten von den Wilden angezündeten Feuer und wegen der vulkanischen Ausbrüche, die er darauf wahrnahm, das Feuerland (Tierra del Fuego). Dieses ganze Land hat die größte Aehnlichkeit mit Kamtschatka. Die Bewohner desselben, die Pescherähs oder Pecharis, welche auch an der Südspitze Patagoniens hausen, stehen auf einer sehr niederen Stufe menschlicher Bildung. Neuere Reisende, die dieses Volk besucht haben, geben jedoch von demselben eine minder abstoßende Be-

schreibung, als Cook, der sie, als geistig und körperlich verkrüppelte Menschen, auf die höchste Stufe des Elends stellt. Sie sind klein von Statur, zwischen 5 und 5½ Fuß groß, haben einen starken Körperbau, die Augen sind klein, die Arme schwach und die Schenkel dünn. Die Weiber sind etwas kleiner, als die Männer, und haben eine scharfe Stimme. Ihre kupferbraune Haut bemahlen sie mit rothen und weißen Streifen, welche ihnen ein häßliches Ansehen geben. Ihr schwarzes, zottig um den Kopf herum hangendes Haar schmieren sie mit Thran ein; daher der widrige Gestank, den sie verbreiten. Ein Seehundsfell, mit einer Schnur um den Hals befestiget, ist fast ihre einzige Bekleidung. Zur Fußbedeckung dienen ihnen eine Art Sandalen aus Robbenfellen. Die Männer tragen Federmützen; auch Schürzen aus bunten Federn sieht man unter ihnen. Die Weiber tragen Ringe von Fischdärmen um Hand- und Fußgelenke, und um den Hals Schnüre von Muscheln und rothen Glaskorallen, die sie vorzüglich lieben, wie sie überhaupt sich gern putzen. — Die Pescheräḧs sind ein gutes und friedliches Volk, ohne heftige Leidenschaften, gegen Fremde wohlgesinnt und gastfrei. Ihre Hütten bestehen aus Baumzweigen, die sie in die Erde stecken und oben zusammen binden; in der Mitte derselben brennt beständig ein Feuer, für welches oben eine Art Rauchfang ist. Ihre gewöhnliche Nahrung sind wilde Früchte, Beeren und Wurzeln, welche sie rösten, Fische und Schalthiere, welche die Weiber mit Stöcken von den Felsen ablösen, Guanikos, eine Art wilder Llamas, die sie mit Hunden und Schlingen fangen; ja sogar verfaultes Seehundsfleisch hat man sie von den Knochen abnagen gesehen. Mit vieler Geschicklichkeit verfertigen sie mittelst eines scharfen Steines Kanots aus Baumrinde, welche 24—26 Fuß lang, 4 Fuß weit und 2 bis 3 Fuß tief sind. In jedem derselben ist ein kleiner Herd, auf welchem ein Feuer brennt, einiges Tauwerk und Gefäße zum Wasserschöpfen. Das Rudern liegt den Weibern ob, welche überhaupt die Sklavinnen der Männer sind. Ihre Waffen, Wurfspieße, Bogen und Schleudern, wissen sie sehr geschickt zu führen; auch sind sie treffliche Boxer. — Von ihrem häuslichen Leben wissen wir wenig. Daß mehrere Familien in einer Hütte beisammen wohnen, ist wahrscheinlich. Daß die Polyandrie unter ihnen eingeführt sei, hat man aus der geringen Zahl von Weibern geschlossen. Ihre Sprache ist hart und schwer nachzusprechen; sie selbst aber sprechen, wie die Patagonen, fremde Sprachen leicht nach. — Von Religion hat man keine Spuren bei ihnen gefunden, was jedoch nicht berechtiget, auf gänzlichen Mangel derselben zu schließen, da man dieses Volk noch zu wenig kennt.

Ein den Pescherähs ähnliches Völkchen fand Krusenstern auf den Orlowinseln, die er beim Cap Horn entdeckte.

10. Bewohner von Argentina.

Aus einem Theile des ehemaligen spanischen Vicekönigreichs Rio de la Plata hat sich in den neuesten Zeiten ein Bundesstaat, die argentinische Republik, gebildet, welche ungefähr 600,000 Einwohner in sich faßt, die auf einem Flächenraume von 40,000 □ Meilen leben. Dieses Land muß als die Wiege der südamerikanischen Freiheit betrachtet werden, indem sich hier zuerst der Kampf entspann. Schon im Jahre 1806 regten die im Kriege mit Spanien begriffenen Engländer in den Bewohnern von Buenos-Ayres die ersten Ideen von politischer Unabhängigkeit an. Im Jahre 1810 gelang es, nach einigem Kampfe der liberalen Partei, den Vicekönig abzusetzen und eine Regierungscommission zu bilden, welche im Jahre 1816, nach einem vollständigen Siege über die spanische Armee, eine Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Provinzen des Rio de la Plata erließ. Noch eine Zeit lang bot das Land ein trauriges Bild der Anarchie dar, bis es sich endlich im Jahre 1831 zn einer Föderalrepublik ausbildete, welche aus 13 Staaten und 2 Districten besteht. Dieser ganze Staatenbund wird auch die Republik Buenos-Ayres genannt, weil der diesen Namen führende Staat der größte ist und an der Spitze der Föderation steht.

Die Republik Argentina ist ein überaus wasserreiches Land. Der Rio de la Plata (Silberstrom), über welchen merkwürdige Brükken von Tauwerk (s. Taf. XXII.) führen, hat nicht nur dem Lande den Namen gegeben, sondern führt auch demselben eine hinreichende Menge Wassers zu. Durch ihn werden jene weiten Ebenen und baumlosen Grasflächen bewässert, welche unter dem Namen Pampas bekannt sind und den zahlreichen Viehheerden, die den wesentlichen Reichthum der Bewohner ausmachen, zur Weide dienen. Das Klima, durchaus gesund (daher der Name Buenos-Ayres, d. i. gesunde Luft) und angenehm, nur in den nördlichen Theilen der Ebene wegen der Hitze zuweilen lästig, begünstigt den Ackerbau und die Viehzucht, welche noch weit blühender seyn könnten, wenn der Fleiß der Menschen dazu käme. Unverkennbar ist auch die günstige Lage des Landes für den Handel.

Es können nicht nur die Producte mit Leichtigkeit aus dem Innersten der Provinzen zur See geschafft werden, sondern es müssen auch Peru, Bolivia und Chile die Handelsinteressen von Buenos-Ayres fördern, während diesem auch Europa, Afrika, Asien und Neuholland offen daliegt. Seit dem Tractate mit England wird der Handel, besonders in der Hauptstadt, sehr lebendig. Die berühmten Buenos-Ayres-Häute mit Fischotterhaaren, Dörrfleisch, Talg, Hörnern und Schafwolle werden in großer Menge nach Europa geführt. Industrie und wissenschaftliche Bildung schreiten vorwärts. Auf Kosten des Staats wurden Hospitäler, Schulen und andere Institute eingerichtet, ein chemisches Laboratorium erbaut, Straßen und Posten angelegt. In jedem Districte von 3—4000 Menschen besteht eine höhere Schulanstalt, zu deren Fundirung man die Gebäude und Güter der während der Revolution eingegangenen Klöster verwendet. Es werden jährlich 40 Jünglinge nach Europa gesendet, um auf Staatskosten erzogen und gebildet zu werden. Der Sklavenhandel ist verboten und die Kinder der Sklaven sind frei. An der Spitze der katholischen Kirche, welche die herrschende ist, steht ein Bischof, und von der ihm untergebenen Geistlichkeit rühmt man, daß sie sich um die Erziehung der Jugend sehr verdient mache. Die Militairmacht besteht aus 10,000 Mann, von denen freilich die Offiziere den dritten Theil ausmachen und sehr hohe Besoldungen haben.

Die Bevölkerung der Republik besteht theils aus Indiern, von denen die meisten noch unbekehrt und zum Theil in berittenen Horden ein umherschweifendes Jäger- und Räuberleben führen, theils aus Creolen, theils aus Negern, theils aus Farbigen.

Die noch unbekehrten Indianer bestehen aus verschiedenen Völkerschaften, welche wild, kriegerisch, verschlagen, grausam und blutdürstig, aber auch gastfrei, mild, gutmüthig und tapfer sind. Sie kleiden sich in Felle, haben Spieße, Pfeile, Schleudern, die sie sehr gut zu handhaben verstehen, und sind größtentheils beritten. In den Missionen zeigen sie sich gelehrig, lenksam, fleißig und für Viehzucht und Ackerbau brauchbar. Unter den noch wild umherschweifenden Nationen sind

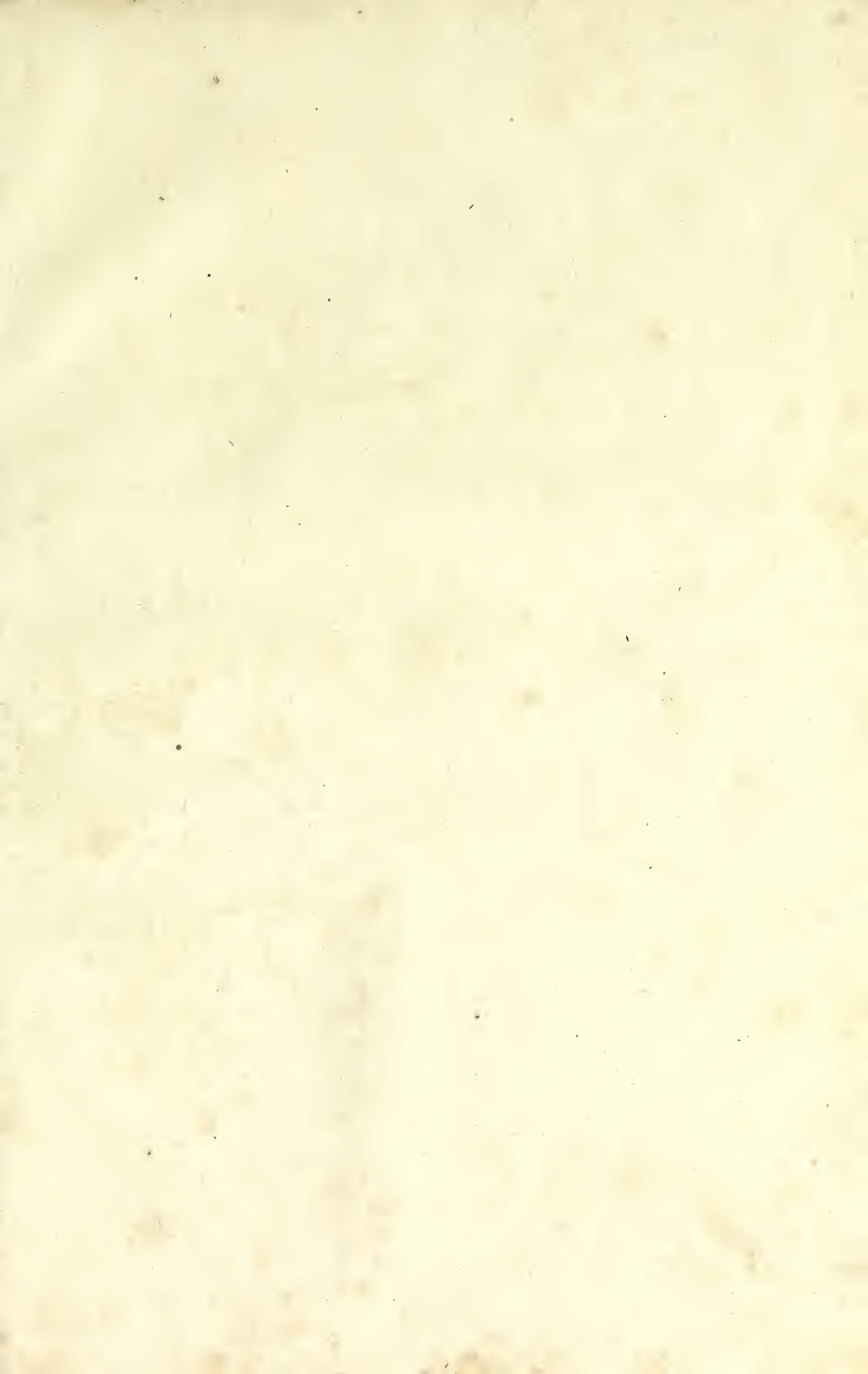
die Abiponier

die wichtigsten, welche nach langen, blutigen Kriegen mit den Macobis ihre Wohnplätze (in der Provinz Chako in Paraguay) verlassen und sich unter spanischen Schutz begeben mußten. Sie sind groß von Statur, muskulös, breitschulterig, von bräunlicher Farbe und einnehmender Gesichtsbildung mit Habichtsnasen und kleinen, schwarzen, durchdringenden Augen. Die Augenbraunen und Wimpern, wie auch der Bart und die vorderen Kopfhaare, reißen sie sich aus und verunstalten sich durch allerlei mit Dornen in den Leib geritzte Zeichen, welche sie mit Asche schwarz und unaustilgbar machen, indem sie sich für um so schöner und furchtbarer halten, je mehr Aehnlichkeit mit den Tigern sie sich geben können. Auch machen sie sich an verschiedenen Orten Löcher in die Haut, sogar in Lippe und Nase, und stecken Straußfedern hinein. — Ihre Kleidung besteht aus einem viereckigen Stück wollenen oder baumwollenen Zeuches, über welches zuweilen noch

Trachten der Indier im Staate Mechoacan.

Mexicanische Götzen.





Tanz der Indianer auf Californien.

Thurm der altamerikanischen Stadt Tlapallan

Ein Pflanzer in Surinam und dessen Negersclavin.

Abbildungen aus Alt-Tlapallan.





Karaiben Familie.

Eierlegende Schildkröte an den Ufern des Orinoko.

ein Mantel gehängt wird. Im Winter bedecken sie sich auch mit Thierfellen, und auf Reisen binden sie eine rothe wollene Binde um den Kopf. — Ihre **Hütten** bestehen aus Binsendecken, welche über ein paar Stangen befestigt sind; denn feste Wohnsitze haben sie nicht, indem sie zu Pferde stets umherschweifen. Sie sind rauh und abgehärtet. Ohne Nachtheil für ihre Gesundheit schlafen sie auf feuchtem Boden; Tage lang können sie die Sonnenhitze mit unbedecktem Haupte aushalten; plaudernd und scherzend schwimmen sie durch die größten Flüsse; eher reiten sie die Pferde, als sich selbst wund. Zu ihrer Stärke und Gesundheit tragen die beständigen Leibesübungen, der stete Aufenthalt im Freien und die Einfachheit ihrer Nahrungsmittel — sie leben fast nur von Wurzeln und Wildpret, und trinken nichts als Wasser — viel bei. Das neugeborne Kind wird sogleich gebadet und nachher, so oft die Mutter badet, mit in den Fluß genommen, im Schwimmen, Reiten und Gebrauche des Bogens und der Pfeile frühzeitig geübt. Keine Art der Wollust entnervt den Abiponier in seiner Jugend, daher dauert sein Wohlsein bis in das höchste Alter, und wenn Jemand im achtzigsten Jahre stirbt, so meint man, er sei jung gestorben. Sie haben äußerst scharfe Sinne und gute natürliche Anlagen, denen es nur an Ausbildung fehlt. Ihre Geschirre verfertigen sie selbst, besonders hübsche Töpfe, welche sie bemalen, und Spaten, welche sie zum Ausgraben der Wurzeln, im Nothfalle auch zur Vertheidigung gegen den Feind, brauchen. Sie sind im Umgange höflich und gesellig, keusch und züchtig in Reden und Handlungen, gegen ihre Sklaven überaus mild. Auch sollen sie gute Redner sein. Beim Ausgehen haben sie immer einen Köcher auf dem Rücken, in der rechten Hand den Bogen, in der linken Pfeil und Wurfspieß. Eine große Menge Hunde sind ihre steten Begleiter, welche die Pferde in Ordnung halten und beim Treiben und Einfangen der Strauße und anderer Thiere gebraucht werden. — Von ihrer **Religion** weiß man wenig. Ein höchstes Wesen scheinen sie nicht zu kennen; aber den Teufel halten sie für ihren und der Spanier Großvater, der diesen prächtige Kleider, Gold und Silber, ihnen aber Pferde und hohen Muth als Erbtheil gegeben hat. Die Plejaden halten sie für das Bild ihrer Vorfahren. Während es einige Monate nicht sichtbar ist, sagen sie, der Großvater sei krank und feiern bei der Wiedererscheinung desselben ein Fest mit Tanz und großem Lärme. Zauberer stehen bei ihnen in großem Ansehen. Verstorbene leiden sie keinen Augenblick in ihrer Hütte, sondern schleppen sie gleich nach dem Tode auf den Begräbnißplatz im Walde und verscharren sie nebst allem, was ihm gehörte, selbst die Pferde nicht ausgenommen, in eine Grube, nachdem sie ihnen vorher die Zunge und das Herz ausgeschnitten haben.

Eine eigene Art von Menschen hat sich aus den Spaniern gebildet, welche die mittlere Ebene der Pampas bewohnen und wahre Beduinen und Patriarchen der Wüste sind:

die **Gauchos**.

Vereinzelt sind sie in der Wüste angesiedelt, und jeder Gaucho, der oft von sehr edeln spanischen Familien abstammt, ist patriarchalischer Souverain in der Mitte seiner Meierei. Seine Hütte ist von einer Einzäunung für seine Heerde umgeben; sein Lager besteht aus Häuten, welche zum Theil auch seine Kleidung ausmachen. Der Hausrath einer Gauchoshütte besteht aus einigen Ochsen- und Pferdeschädeln, die statt der Stühle dienen, aus einem kleinen Fasse zum Wasserholen, einem Ochsenhorne zum Trinken, einigen hölzernen Bratspießen und einem kleinen kupfernen Gefäße zur Bereitung des beliebten Paraguaythees. Ihre einzige Nahrung ist Rindfleisch, über dem Feuer am Spieße gebraten. Pflanzennahrung verachten sie; selbst die Milch ihrer Heerden benutzen sie nicht zur Bereitung von Butter und Käse. In der Bildungsstufe, auf welcher sie stehen, unterscheiden sie sich kaum von den wilden **Pampasindianern**, die ihnen zuweilen einen Theil ihrer Viehheerden wegtreiben. In der Liebe zur Freiheit, zu deren Vertheidigung ihnen keine Anstrengung zu groß und selbst das Leben nicht zu theuer ist, wie in der körperlichen Ge-

wandtheit, gleichen die Gauchos den Arabern; aber jene Milde der Sitten, welche im Zelte des Beduinen herrscht, wird bei ihnen ganz vermißt. Sie sind düster, mißtrauisch und indolent. Nur da wird ihr Auge belebt, wo es gilt, Pferde zu zähmen und mit zügelloser Wildheit zu fechten. Sie thun keinen Schritt zu Fuße; auf den Pferden zechen sie, wenn sie zur Stadt kommen, vor den Thüren der Schenken; ja selbst die Messe hören sie vor der geöffneten Thüre der Capelle zu Pferde. Kartenspiel und Gesang zur Guitarre sind ihre hauptsächlichsten Vergnügungen. Sie sind treffliche Soldaten und ertragen außerordentliche Entbehrungen. In den neuesten Zeiten waren sie oft Werkzeuge in der Hand schlauer Factionsmänner zur Erreichung ihrer revolutionären Zwecke, und unter den Händen dieser Wilden sah man die edelsten Häupter der Republik ihr Leben aushauchen. Daß jedoch diese Menschen bei den Anlagen und der Lebendigkeit des Geistes, die sie besitzen, einer höhern Bildung fähig sind, ist um so weniger zu bezweifeln, da man bereits Söhne der Gauchos in den Unterrichtsanstalten der Städte sich der Civilisation entgegenbilden sieht. — Sie legen den größten Werth darauf, nach ihrem Tode in geweihter Erde begraben zu werden. Da aber viele von ihnen weit von einer Kirche entfernt leben, so lassen sie oft die Leichen ihrer Verstorbenen unbeerdigt, nur mit Steinen und Zweigen bedeckt, auf dem Felde liegen, und bringen nach einiger Zeit die Knochen zum Pfarrer, damit er dieselben bestatte. Andere kleiden den Todten an, setzen ihn auf ein Pferd und lassen ihn zum Pfarrer reiten.

Argentina hat vor den übrigen Republiken Amerika's den Vorzug, daß es eine bei weitem gebildetere Städtebevölkerung besitzt. Dies gilt namentlich von den Bewohnern der Hauptstadt B u e n o s A y r e s (s. Taf. XXIII.), einer der schönsten und bedeutendsten Handelsstädte Südamerika's, die ein maurisches Ansehen hat und in Amerika auch die Unverbrennliche genannt wird, weil weder brennbare Dächer, noch Sparrwerk der Flamme eine Nahrung gewähren. Die Bewohner dieser Stadt, gegen 100,000 an der Zahl, sind ein buntes Gemisch der verschiedensten Menschenklassen; und doch bemerkt man durchaus keine Anmaßung bevorrechteter Stände. Die obersten Staatsbeamten leben höchst prunklos und einfach. Die Frauen sind keinem Zwange unterworfen und dessen ungeachtet von reinen Sitten. Man lebt sehr gut, aber mäßig, besucht fleißig die sehr schönen und prachtvollen Kirchen, ist gesellig, und eine Art republikanischen Geistes hat in dieser Stadt aufzuleben angefangen. Es zeigt sich hier eine starke Mischung indianischen Blutes, wie denn überhaupt in Buenos Ayres viele civilisirte Indianer wohnen. Auch viele Franzosen und Engländer leben hier, namentlich haben sich seit der Revolution viele englische Handwerker hier niedergelassen und ihre Gewerbzweige in große Aufnahme gebracht. Auf den Straßen erblickt man immer eine große Anzahl von Gauchos zu Pferde, die mit ihren grotesken Figuren und dunkelverbrannten Gesichtern, mit ihrem rohem Pferdegeschirr, mit ihren Strohhüten, in der Luft flatternden Ponchos und patagonischen Stiefeln einen seltsamen Eindruck auf den Fremden machen, zumal, wenn er sie zu Pferde zechen sieht. Außer den Gauchos schleppen sich die Fuhrleute mit ihren zweirädrigen Karren durch die Straßen. Diese z w e i r ä d r i g e n K a r r e n von Buenos Ayres (s. Taf. XXIII.) gehören unter die Merkwürdigkeiten des Landes. Sie sind von ungeheurer Größe, äußerst plump aus Planken gezimmert und zugewölbt. Ihre Räder, 7—8 Fuß im Durchmesser haltend, machen ein entsetzliches Geräusch, welches die Fuhrleute die Musik der Ochsen nennen. Zu einem solchen Fuhrwerke gehören 4 Ochsen und drei Führer, von denen der erste im Wagen sitzt, der andere seinen Platz auf den Jochen zwischen den Köpfen des zweiten Ochsenpaares auf einem Schaffelle einnimmt, und ein dritter zu Pferde vor oder nach reitet, um das Ganze zu hüten. Durch alle diese Umstände wird Buenos Ayres außerordentlich geräuschvoll und lebendig.

11. Bewohner von Uruguay.

In diesem früher von einheimischen Völkern durchzogenen Lande haben sich erst seit

hundert Jahren Europäer niedergelassen. Natur, Klima, Erzeugnisse und Einwohner desselben sind denen der Republik Argentina ähnlich. Wie diese stand es früher unter spanischer Herrschaft und führte den Namen der Provinz Montevideo. Später wurde es das Land der brasilianischen Schleichhändler (Banda Oriental, unter welchem Namen es am bekanntesten ist), und nachdem sich Buenos Ayres und Brasilien eine Zeit lang um dasselbe gestritten, wurde es im Jahre 1828 für völlig unabhängig erklärt und hat nun als der Freistaat Uruguay oder Cisplatina, seine eigene Verfassung. Eine Kammer von 9 Senatoren und eine zweite von 29 Abgeordneten bilden die gesetzgebende Gewalt. In den Gerichtshöfen entscheidet der Code Napoleon. Das stehende Militair ist, bis auf 400 Mann, zur Beschützung der Hauptstadt Montevideo, abgeschafft und eine Bürgergarde errichtet, welche alle Monate exerciren muß. Der Schulunterricht wird auf Kosten des Staats ertheilt; doch haben die angesehensten Familien auf ihre Kosten auch eine weibliche Erziehungsanstalt errichtet. Jeder Fremde, der sich im Lande niederläßt, erlangt das Staatsbürgerrecht. Jeder Bauer, der sich auf seine Kosten hierher begiebt, erhält in der Nähe einer Stadt 60 Morgen Landes und die Nahrungsmittel bis zu ersten Aernte; nach zwanzig Jahren erst zahlt er Abgaben an das Land. Seltsam ist die Obliegenheit der Staatsregierung, die Briefe der Staatsbürger gratis zu besorgen. Das Land, welches in den Zeiten des Krieges sehr gelitten hat, wird sich schnell wieder erholen; denn der Acker- und Gartenbau findet überschwenglich reichlichen Lohn, und der Handel, durch die vortheilhafte Lage Montevideo's begünstiget, wird lebhaft betrieben.

Die Bewohner von Uruguay, ungefähr 70,000 Seelen, sind Spanier und Einheimische, welche theils civilisirt und mit Spaniern gemischt, theils noch uncultivirt sind. Unter diesen Letztern verdienen vornehmlich die

Charruas

einer Erwähnung, welche durch ihre Tapferkeit und Verschlagenheit den Spaniern mehr zu schaffen gemacht haben, als die Armeen der Inkas und der Mexikaner, und noch jetzt den Ruhm tapferer Krieger behaupten. Unter diesem Volke fand der Entdecker des la Platastromes, Diaz de Solis, zwischen Montevideo und Maldonado den Tod. Sie wohnen unter Häuten, die über ein paar grüne Zweige ausgebreitet werden. Ihre gewöhnlichste Nahrung ist das Fleisch wilder Kühe. Sie machen ihre Privatstreitigkeiten nie mit gewaffneter Hand aus, sondern bläuen einander so lange, bis einer von Beiden davon geht. Trauer über den Tod naher Verwandten äußern die Männer nie, die Frauen aber durch Ablösen eines Gliedes am Finger, oder durch Zerfleischen der Brust, Arme u. s. w. Von Tanz und Musik findet man bei diesem Volke keine Spur. Auch von ihrer Religion ist nichts bekannt. Mit den Charruas stehen die in derselben Gegend lebenden Minuares im innigen Bunde, die in Sitten und Gebräuchen große Aehnlichkeit mit ihnen haben.

12. Bewohner von Paraguay.

Paraguay, welches seinen Namen von dem große Flusse Paraguay, der die westliche Grenze des Landes bildet, erhalten hat und einen Flächeninhalt von 7,500 □Meilen einnimmt, ist mehr für die eigentliche Feldwirthschaft und Viehzucht, als für den Bergbau geeignet. Die Vegetation dieses an die heiße Zone nahe angrenzenden Landes ist überaus üppig und trägt ganz den Charakter der Tropenvegetation an sich. Der Nationalreichthum Paraguay's besteht in dem berühmten Paraguaythee (Jesuiterthee, Mate), welcher sich von dem chinesischen wesentlich unterscheidet. Er wird aus den Blättern des Caamiri (Viburnum levigatum) bereitet, welcher mit dem Pomeranzenbaume, den er jedoch an Größe noch übertrifft, Aehnlichkeit hat. Anstatt der groben Zubereitung dieses Thees, nach welcher man die Zweige abschneidet, eine Zeit lang am Feuer röstet und zum Gebrauche einpackt, führten die Jesuiten eine bessere Art ein, wonach man die Blätter von den Stengeln abstreift, dörrt, ohne sie zu sehr

zu zerstoßen, was sowohl dem Geruche, als dem Geschmacke nachtheilig ist, und endlich mit dem Mehle des Saamens einer kleinen mispelartigen Frucht vermischt. Man packt diesen der Gesundheit sehr zuträglichen Thee in Ochsenhäute und führt ihn in großer Menge in die übrigen Länder von Südamerika. Nach Europa aber kann er nicht versendet werden, weil er in kurzer Zeit seinen Geruch verlieren würde.

Der Entdecker von Paraguay war der Engländer Sebastian Cabot, welcher im Jahre 1526 dieses schöne und fruchtbare Land für Spanien in Besitz nahm. Zu Ende des 16. Jahrhunderts betraten die Jesuiten das Land, welche viele der umherstreifenden Indianer in Colonien vereinigten, sie geselliger machten und Polizei unter ihnen einführten. Auch suchten viele Indianer hier einen Zufluchtsort vor der damaligen Verfolgungswuth der Portugiesen, von denen sie als Sklaven verkauft wurden. Die Missionen waren in 42 Kirchspiele getheilt, deren jedes von zwei Jesuiten regiert wurde, von denen einer die geistlichen, der andere die weltlichen Angelegenheiten besorgte. Der Plan der Jesuiten, hier ein unabhängiges Reich zu gründen, konnte nicht lange verborgen bleiben. Sie wußten klüglich alle Spanier, unter dem Vorwande, daß die spanische Sittenlosigkeit ihr Bekehrungsgeschäft hindere, von ihren Colonien entfernt zu halten; sie legten Festungen an, errichteten Heere aus Eingebornen, um sich, wie sie sagten, gegen die Portugiesen und wilden Indianer zu vertheidigen. Bei Gelegenheit eines Grenztraktats, den die spanische und portugiesische Regierung im Jahre 1750 mit einander schlossen, offenbarte sich der Plan der Jesuiten. Nur mit Mühe gelang es den vereinigten Mächten, diese listigen Feinde zu besiegen und aus Paraguay zu vertreiben (1765), was jedoch bei den getauften Indianern, deren mehr als 100,000 unter der Herrschaft der Jesuiten standen, mehr Trauer, als Freude erweckte. — Nachdem verschiedene Provinzen Südamerika's sich von der spanischen Herrschaft frei gemacht hatten, brach auch hier die Revolution aus. Paraguay erklärte sich im Jahre 1811 für unabhängig und ernannte den Dr. Francia *) zum Secretair der spanischen

*) Dr. Gaspar Rodriguez de Francia, einer der merkwürdigsten, aber auch zugleich räthselhaftesten Männer der neuern Zeit, wurde 1763 zu Assumption, der Hauptstadt von Paraguay, geboren. Sein Vater war ein Franzose, seine Mutter eine Creolin. Er erlangte auf der Universität zu Cordova die theologische Doctorwürde, verließ aber schnell die gewählte Laufbahn, studirte die Rechtswissenschaften und ließ sich als Advocat in Assumption nieder. Er zeigte in seinem Berufe ebensoviel Muth als Rechtschaffenheit; er übernahm nie die Vertheidigung einer schlechten Sache und brachte, indem er der furchtbare Vertheidiger der Armen und Unterdrückten wurde, Moralität in seinen Beruf. Sein Ruf stieg so sehr, daß er bald den Weg zu den ersten Aemtern in seiner Vaterstadt fand und einen entscheidenden Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gewann. Der Congreß, welcher ihn zum Dictator wählte, bestimmte ihm einen Jahrgehalt von 9000 Piastern; Francia aber nahm nur ein Drittheil dieser Summe an und erhöhte sie auch in der Folge nicht. An die Spitze des Staates gelangt, ging er zur größten Sittenstrenge über und zeigte in seiner Verwaltung die härteste Tyrannei. Seine Strenge war besonders gegen die Spanier gerichtet, die er ohne Schonung hinrichten ließ. Gegen die Geistlichkeit und besonders die Mönche hegte er einen tiefen Haß, der immer mehr zunahm, und durch Verabschiedung seines Caplans (1820) verrieth er öffentlich seine Verachtung gegen den katholischen Glauben. Um dem Staate eine Anarchie, welche in andern Theilen des südamerikanischen Continents Tausende ins Verderben stürzte, zu ersparen, hält er Paraguay fortdauernd in dem Zustande gänzlicher Absonderung; nur mit Brasilien hat er Handelsverbindungen angeknüpft. An dem im Jahre 1821 gegebenen Befehle, die Hauptstadt Assumption dem größten Theile nach niederzureißen und prachtvoller, mit erweiterten Straßen aufzubauen, scheint sein Argwohn, zu welchem er sehr geneigt ist, großen Antheil gehabt zu haben. Als das ganze Land seiner Gewalt unterworfen war, schien er (seit 1824) zu milderen Gesinnungen zurückkehren zu wollen; aber durch Anfälle seiner hypochondrischen Laune wurde er zu Handlungen hingerissen, die an die Schreckenszeit erinnerten, und durch die Abgeschiedenheit von Menschen erhielt sein Charakter immer mehr Härte und Unbiegsamkeit. Er wohnt in dem ehemaligen Jesuitencollegium, einem geräumigen, einzeln stehenden Gebäude, in der größten Zurückgezogenheit mit 4 Sklaven, die er sehr mild behandelt. Seine Lebensart ist äußerst einfach und ächt republikanisch. Mit dem Staatsvermögen ist er außerordentlich geizig, aber sehr freigebig mit seinem Eigenthume, welches sich, seit er an der Spitze des Staats steht, um nichts vermehrt hat. Als 70jähriger Greis hat er die Tochter eines französischen Kaufmanns, Herrn Durand des Jüngern, von Bayonne, geheirathet. Dem Ehevertrage nach soll die junge Frau die politische Gewalt ihres Mannes erben, falls er ohne directen legitimen Erben abginge. Demnach ist eine Französin vielleicht berufen, einst über eins der schönsten Länder Amerika's zu herrschen.

Junta, dann im Jahre 1814 zum Dictator auf 3 Jahre, und im Jahre 1817 zum Dictator auf Lebenszeit. Seit 18 Jahren herrscht er als Despot über Paraguay, welches unter seiner Regierung an Macht und Wohlstand augenscheinlich gewonnen hat. „Ich bin es der Wahrheit schuldig," schreibt Grandsire aus Paraguay, „zu sagen, daß nach allem, was ich sehe, seit 22 Jahren die Einwohner von Paraguay unter einer guten Regierung die glücklichste Ruhe genießen. Der Contrast mit den Ländern, die ich bisher durchstrichen, ist überaus auffallend. Man reiset in Paraguay ohne alle Waffen, die Thüren der Häuser sind kaum verschlossen. Diebstahl wird mit dem Tode bestraft und der Eigenthümer des Hauses oder die Gemeine, in welcher der Raub geschehen ist, muß Ersatz leisten. Bettler sieht man gar nicht; alle Menschen arbeiten. Der Dictator läßt die Kinder der Armen auf Kosten des Staats erziehen. Alle Einwohner können lesen und schreiben. Die Alcalden, welche jährlich vom Volke gewählt werden, sorgen für den Schulunterricht und bestimmen, wie lange die Kinder die Schule besuchen müssen." Der Ackerbau hat dadurch sehr gewonnen, daß die Regierung Capitalien gegen mäßige Zinsen vorstreckt. Die Industrie ist im Steigen und es sind sogar Fabriken vorhanden. Der Handel wird blühender, seitdem die Strenge des Dictators nachgelassen und der Verkehr mit dem Auslande angeknüpft und begünstigt wird. Straßen, Brücken und alle Mittel des innern Verkehrs sind in gutem Zustande. Die katholische Religion ist Staatsreligion; doch hört man nichts von Verfolgung anderer Glaubensgenossen. Seit 1824 sind alle Klöster aufgehoben und diejenigen Mönche, die nicht in den weltlichen Stand zurücktreten wollen, für unnütze Glieder des Staats erklärt worden. Das Militair besteht aus 8000 Mann Linientruppen und 20—30,000 Mann Milizen. Die Finanzen sind sehr geordnet; es liegen in dem Staatsschatze stets 2 Millionen Dollars für unvorhergesehene Fälle parat.

Die Bevölkerung Paraguay's beträgt über 600,000 Seelen, Spanier, Creolen, Indianer, Neger und Farbige. Zwei Drittheile davon sind Indianer, deren viele zum Christenthume bekehrt und civilisirt sind, viele Stämme aber auch noch wild in den Wäldern umherstreifen und zuweilen in das Dictatorat auf Besuch kommen. Wir gedenken, um nicht durch Wiederholungen zu ermüden, nur der Guaranier, Payaquas, Mbayas und Guanas, welche die vorzüglichsten und zahlreichsten Stämme sind.

Die Guaranier

oder Guaranys sind die zahlreichsten dieser Nationen und dem gleichnamigen Stamme, der am Orinoko lebt (s. S. 62), verwandt. Ihnen haben die Spanier hauptsächlich den Besitz Paraguay's zu danken, indem sie denselben oftmals mit mehr als 8000 Mann gegen die übrigen Wilden zu Hilfe kamen. Sie wohnen jetzt meistentheils in großen Flecken und Ortschaften. Doch ziehen auch noch viele wilde Guaranier in kleinen Horden umher, deren jede ihren Caziken hat; daher ihre Sprache so weit verbreitet ist. Sie sind klein, untersetzt und häßlich, ernsthaft und finster, sprechen wenig und nur leise, lachen nie laut, zeigen im Gesichte keine Spur von Leidenschaft und können dem, mit welchem sie sprechen, nicht ins Gesicht sehen. Honig, wilde Thiere, Affen und Fische, die sie mit Pfeilen erlegen, Manioc, Mais, Bohnen und Kürbisse, die sie selbst erbauen, sind ihre Nahrung. Ein kleiner Sack, den sie um den Leib tragen, ist ihre einzige Kleidung. In der gespalteten Unterlippe tragen sie ein Stück Harz. Der Kopf der Männer hat eine Tonsur; die Weiber hingegen schneiden die Haare nicht ab und tattuiren sich im Gesichte. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, mit welchen sie sehr gut treffen, und eine Keule von 3 Fuß Länge. Ihre Kinder wissen mit Kugeln von gebrannter Erde 30 — 40 Schritte weit Vögel und kleines Wild zu erlegen. Ihre Todten beerdigen sie in irdenen Gefäßen. Von ihrer Religion ist uns nichts bekannt.

Die Payaguer

oder Payaquas sind große, kräftige Menschen

und gehören zu den wildesten Indiern. Sie sind im Schwimmen, Fischen und Schiffen ungemein geschickt. Selbst im größten Sturme befahren sie mit ihren Familien den stärksten Strom und setzen sich, wenn der Kahn umstürzt, reitend auf die andere Seite. Mit ihren, durch Feuer ausgehöhlten, 40 Mann fassenden Kähnen thaten sie den Spaniern großen Schaden, indem sie mit denselben gegen 400 Meilen weit fuhren und den Spaniern ihre Schiffe wegnahmen und die Colonien derselben verheerten. Noch jetzt setzen einige Horden ihre alte Feindschaft fort; einige haben sich jedoch in Assumption niedergelassen und sind den Spaniern ergeben. Von einer Kleidung wissen nur wenige etwas, höchstens bedienen sie sich eines kurzen Hemdes von Zeug, das die Weiber aus Baumwolle verfertigen; die meisten mahlen sich ein Hemde, eine Weste und ein paar Hosen auf den bloßen Leib. Die Haare färben sie blutroth; in das eine Ohr binden sie einen Geierflügel; Hals, Arm und Beine schmücken sie mit Glaskugeln, Korallen u. dgl., und der Lippenschmuck hängt bis auf die Brust herab. Ihre Hütten sind denen der Abiponier ähnlich. Ihre Lieblingsspeise sind Fische; die Milch verabscheuen sie, aber den Trunk lieben sie sehr. Ihre berauschenden Getränke, Chika genannt, verfertigen sie aus Honig, Manioc, Johannisbrod, Mais und andern Früchten durch Wasseraufschütten und Gährung. Im Juni feiern sie ein großes Fest, welches auch mehrere andere benachbarte Völker begehen, zu welchem man sich prächtig bemahlt und den Kopf mit auffallenden Federn schmückt. Die Hauptsache dabei ist, tüchtig zu trinken. Dann kneipt einer den Andern in Arme, Schenkel und Beine, worauf der geknippene Fleck mit einer Gräte oder einem Holzsplitter durchstochen wird, welches für einen Beweis großer Tapferkeit gilt. Die Todten werden auf die gewöhnliche Weise begraben und die Gräber mit Hütten überbaut. Sie glauben, daß die Guten nach dem Tode an einen Ort, wo viele Fische sind, die Bösen aber in einen Feuerpfuhl kommen.

Die Mbayas

sind eine tapfere und kräftige Nation, welche ihr Wort hält. Sie sagen, Gott habe alle Nationen gleich in ihrer jetzigen Anzahl geschaffen und auf Erden ausgebreitet, zuletzt habe er ein einzelnes Paar Mbayas, Mann und Frau, erschaffen. Da aber die Erde schon vertheilt gewesen, habe er ihnen durch den Vogel Caracara sagen lassen, daß er kein Land mehr für sie habe, sie sollten daher in den übrigen Ländern umherziehen und alle Nationen bekriegen. Dieses Befehles waren sie auch jederzeit eingedenk. Sie brachten an den östlichen Ufern des Paraguay viele Guaranier um, zerstörten die spanische Stadt Xerez von Grund aus und richteten bis vor Assumption große Verwüstungen an. — Sie leben vom Ackerbau, den ihre im Kriege gemachten Gefangenen und geraubten Sklaven betreiben, vom Fischfange und von der Jagd. Jetzt fangen sie auch an, Kühe und Schafe zu halten. Sie sind treffliche Reiter und halten sehr viel auf ihre Pferde. Man erzieht gewöhnlich nur Ein Kind und tödtet die übrigen vor der Geburt. Zu gewissen Zeiten feiern die Frauen ein Fest. Sie tragen Haare, Knochen und Waffen der Feinde auf den Lanzen der Männer um die Hütten herum und preisen die Thaten der Männer. Zuletzt fallen sie sich unter einander an und schlagen sich Mund und Nase blutig. Die Männer gratuliren ihnen dann zu dieser bewiesenen Bravheit und betrinken sich tüchtig. Die Todten werden mit ihren besten Pferden, Waffen, Kleidern u. s. w. beerdigt und 3 bis 4 Monate durch Fasten betrauert. — Nach gedenken wir der ziemlich zahlreichen

Guanas,

die im Kriege tapfer sind und alles, was männlich und über 12 Jahr alt ist, erwürgen, jedoch nie einen Krieg anfangen. Sie wohnen unter großen, gewölbten, mit Stroh gedeckten Hütten, worin für 12 Familien Platz ist. Diese Hütten werden täglich ausgefegt; überhaupt zeichnet diese Nation sich durch Reinlichkeit vor andern benachbarten aus. Die Zahl der Weiber ist nicht groß, weil die Mütter die meisten weiblichen Kinder gleich nach der Geburt umbringen und verscharren, damit die

Mädchen desto mehr Nachfrage und ein glückliches Loos haben. Wenn ein Mädchen heirathet, bestimmt sie zuvor, welche Geschäfte sie übernehmen und ob sie mehrere Frauen neben sich leiden wolle. Die Guanaer verdingen sich häufig bei andern Indianern und bei Spaniern als Knechte. Dies wird oft die Veranlassung, daß sie eine Frau von einem andern Stamme nehmen und sich in fremden Gegenden eine Hütte bauen; dennoch aber kehren sie, wenn der Aufruf des Cazikèn an sie ergeht, wieder zurück. Bei den Guanas müssen schon die Knaben von 8 Jahren früh aufs Feld ziehen, und wenn sie des Abends hungrig nach Hause kommen, werden sie tüchtig durchgehauen, von alten Weibern gekneipen und mit spitzigen Knochen gestochen, worauf sie, wenn sie dieses alles ohne eine Aeußerung von Schmerz ausgehalten haben, von den Müttern Mais und Bohnen zu essen bekommen. Ein ähnliches Fest, wie bei den Payaguas, wird auch hier gefeiert. Die Aerzte sind bloß alte Weiber. Ihre Todten beerdigen sie, um recht oft an sie zu denken, dicht vor den Hütten.

13. Bewohner von Brasilien.

Die Entdeckung Brasiliens war ein Werk des Zufalls. Cabral wurde im Jahre 1500 von dem Könige Emanuel von Portugal nach Ostindien gesandt. Ein Sturm trieb ihn jedoch von der genommenen Bahn an die Küste eines ihm unbekannten Landes und nöthigte ihn, in einen Hafen einzulaufen, den er deshalb Porto Seguro nannte. Er errichtete zum Zeichen der Besitznahme des unbekannten Landes ein Kreuz, welches noch jetzt von den Einwohnern der Stadt Porto Seguro als ein Heiligthum aufbewahrt wird, und nannte das entdeckte Festland Santa Cruz. Cabral fand dasselbe äußerst fruchtbar und von Menschen bewohnt, welche groß, wohlgebaut, gewandt, geschickt, von Kopf bis auf die Füße mit rother Farbe bemahlt, mit einer Keule, einer Art von Schild und Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, und sich Ohren, Nasen, Lippen und Backen durchbohrt und mit Muschelstücken besteckt hatten. Da man anfangs den Werth des neuentdeckten Landes nicht kannte, wurde es zum Verbannungsorte der Verbrecher und Juden gemacht. Später erlaubte die portugiesische Regierung dem Adel, Strecken Landes zu erobern und in Lehn zu nehmen. Es wurden Ausrottungskriege gegen die Eingebornen geführt, die nach tapferer Gegenwehr unterlagen. Das Land colonisirte sich nach und nach und erhielt von einem seiner Produkte, dem Fernambuk- oder Kampescheholze, wegen der Aehnlichkeit seiner Farbe mit einer glühenden Kohle (Braza heißt nämlich im Portugiesischen ein Feuerbrand) den Namen Brasilien. Man sendete von Portugal aus immer mehr Einwanderer nach Brasilien, und die Colonien mehrten sich augenscheinlich. Besonders unternahmen die Colonisten in der Ebene von Piratimingo, bekannt unter dem Namen Paulisten, beschwerliche Reisen in die Urwälder des Landes, durchforschten die innern Landschaften, fanden kostbare Edelsteine und wurden von den Eingebornen zu Goldminen geführt, die ihre kühnsten Erwartungen übertrafen. Die Schätze, welche aus Brasilien nach dem Mutterlande geführt wurden, erregten den Neid der übrigen Mächte Europa's. Mit dem Mutterlande kam Brasilien 1580 unter spanische Herrschaft und wurde in Kriege mit England verwickelt. Im Jahre 1611 gründeten französische Kaufleute im Norden Brasiliens eine Colonie. Der Zwiespalt zwischen Spanien und dem sich losreißenden Holland führte die Holländer nach Brasilien, welche sich desselben nach und nach ganz bemächtigten. Sie mußten jedoch 1655 Brasilien auf immer verlassen und Portugal blieb im Besitze desselben. Seitdem wurde das Land an den Küsten immer mehr angebaut, besonders durch die Missionen der portugiesischen Jesuiten. Am wichtigsten wurde für den portugiesischen Hof der Besitz von Brasilien im Jahre 1807, wo Napoleon ihn nöthigte, sich dorthin zu flüchten. Die Gegenwart der Regierung hat auf das Land den vortheilhaftesten Einfluß gehabt und Handel, Industrie, Gewerbe und Cultur gehoben. Da jedoch Brasilien immer noch als eine eroberte Provinz behandelt wurde, so brach zu derselben

Zeit, wo sich Buenos Ayres unabhängig erklärte, eine Revolution aus. Der König Johann VI. schiffte sich im Jahre 1821 mit einer ungeheuren Summe gemünzten und ungemünzten Goldes und mit einer noch größeren an Diamanten nach seinem europäischen Königreiche ein und ließ Don Pedro als Prinz-Regenten in Brasilien zurück. Trennung von Portugal war nun die allgemeine Loosung. Vergebens suchte Don Pedro Ruhe zu gebieten und die beiden Reiche verbunden zu erhalten. Am 1. Dec. 1821 wurde er mit der constitutionellen Krone feierlich gekrönt und 1824 genöthigt, die Constitution zu beschwören. Brasilien wurde seit 1825 von Portugal sowohl, als von den übrigen Höfen als unabhängiges Kaiserthum anerkannt. Durch die Führung des unglücklichen Krieges mit der Banda Oriental, der den Kern der jungen Nation aufrieb und die Finanzen zerrüttete, zog sich der Kaiser die Unzufriedenheit des Volkes zu, welche ihn nöthigten, zu Gunsten seines Sohnes Don Pedro von Alcantara abzudanken und nach Europa zu gehen, welches den 7. April 1831 geschah.

Der ausgedehnte in einem herrlichen Himmelsstriche gelegene und reiche Boden Brasiliens, das einen Flächenraum von 130,000 □Meilen einnimmt, gewährt einem verständigen und fleißigen Volke einen glücklichen Aufenthalt. Vortreffliche Häfen an den Küsten, durch weit hinauf schiffbare Flüsse mit dem Innern des Landes verbunden, öffnen Brasilien den Welthandel. Die unermeßlichen Urwaldungen, reich an den prachtvollsten, schönsten, edelsten und nützlichsten Holzarten, namentlich den seit 300 Jahren berühmten Färbehölzern, sind ein Nationalschatz von nicht zu berechnendem Werthe. Einige Provinzen Brasiliens haben im eigentlichen Sinne goldenen Boden, den man, um Gold zu gewinnen, nur auswaschen dürfte, ohne daß man nöthig hätte, das Gold der reichen Minen bergmännisch auszubeuten. Alle Flüsse Brasiliens, selbst der große Amazonenstrom *), führen Gold. An Eisenminen und Edelsteinen hat kein Land so großen Reichthum wie Brasilien, dem übrigens seine geographische Lage die Cultur aller Gewächse der Erde gestattet.

Dieses glückliche Land, dem kein anderes Land der Erde neue Schätze bieten könnte, wenn die Naturgaben desselben zweckmäßig benutzt würden, hat 5 Millionen Einwohner, von denen 2 Fünftheile Indianer, unter denen die civilisirten Caboclos, und die noch im rohen Urzustande lebenden Tapuyas genannt werden, ebensoviel Neger, Mulatten und Mestizen (Mamaluccos) und ein Fünftheil Weiße sind, aus ächt europäischen Portugiesen (Portuguezes) und in Brasilien gebornen Portugiesen (Brazileiros) bestehend. Aus dem Zahlenverhältnisse ergiebt sich, wie wenig es bedarf, um ein furchtbares Negerreich hier entstehen zu sehen.

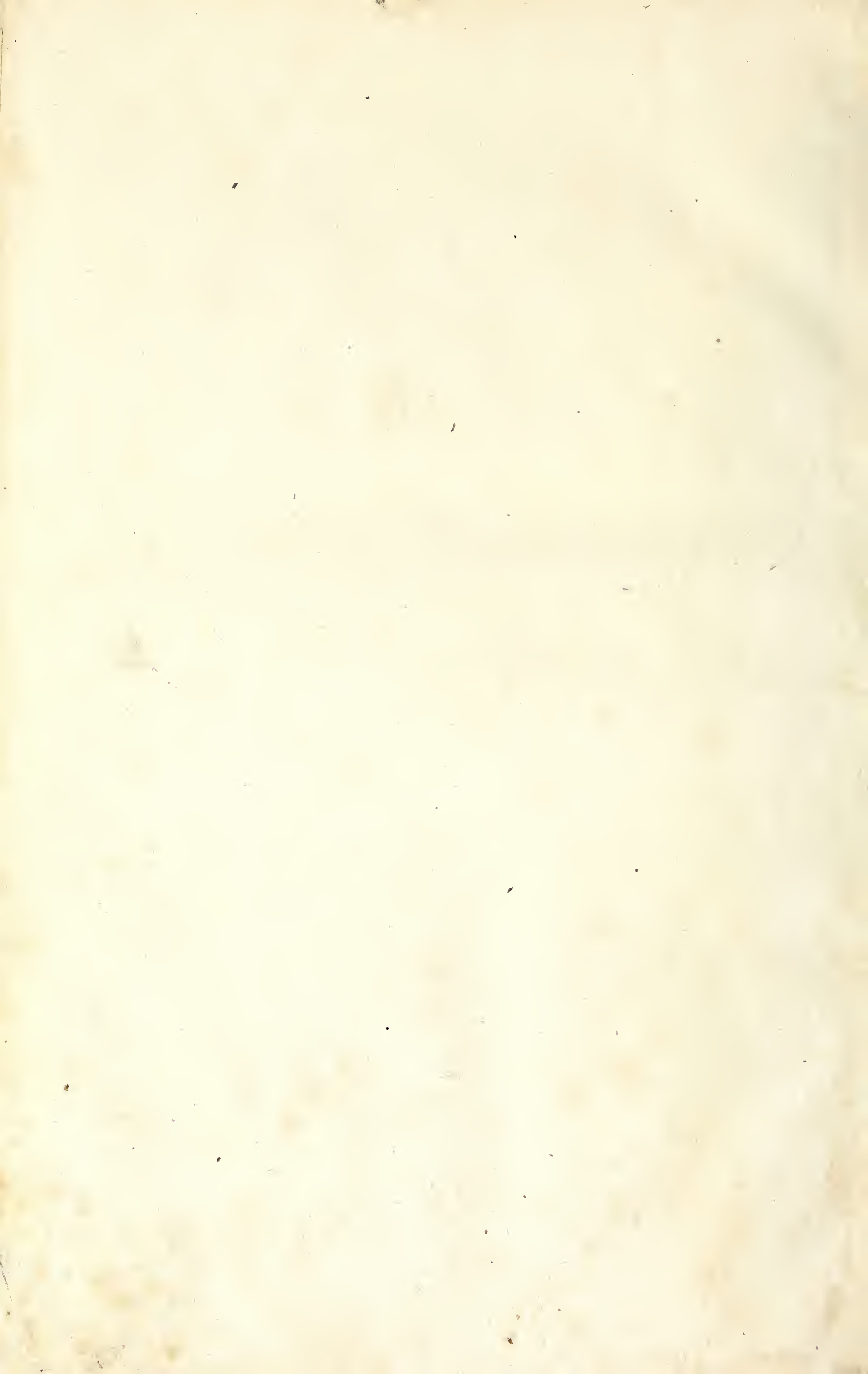
Die Eingebornen, die in verschiedene Stämme zerfallen, theilt Vasçoncelles (1662) in 2 Classen: Indios mausos, d. i. gezähmte oder civilisirte Indier, und Tapuyas, wilde Horden. Die Ersteren bewohnten, als die Europäer zuerst dies Land besuchten, bloß die Seeküste. Bei ihnen herrschte der Gebrauch, die Gefangenen zu mästen, an einem festlichen Tage mit einer mit bunten Federn geschmückten Keule (Tacapé) zu erschlagen und dann aufzufressen. Sie sind nun civilisirt und haben durch die Veränderung ihrer Lebensweise auch ihre Originalität verloren; Ueberreste derselben findet man namentlich noch in dem Dörfchen St. Lourenzo bei Rio de Janeiro. Sie wohnen in Hütten, deren Dächer mit Cocosblättern gedeckt sind, leben zum Theil von ihren Manioc- und Maispflanzungen und fertigen aus einem dunkelgrauen Thone, der sich röthlich brennt, bloß mit den Händen, ohne Töpferscheibe, große Gefäße. Die Tapuyas befinden sich noch unverändert in ihrem ursprünglichen Zustande, sind

---

*) Als Orelhan einige Tage auf diesem von ihm zuerst entdeckten Flusse geschifft hatte, sah er eine Menge bewaffneter Indianerinnen, welche mit ihren Nachbarn in einem Gefechte begriffen waren. Dies war die Veranlassung, daß man diesen Strom nach den in der alten Geschichte bekannten kriegerischen Frauen, welche in Asien am Flusse Thermodon gewohnt haben sollen, den Amazonen, benannte.

Bewohner von Neugranada.

Peruaner. Patagonier.



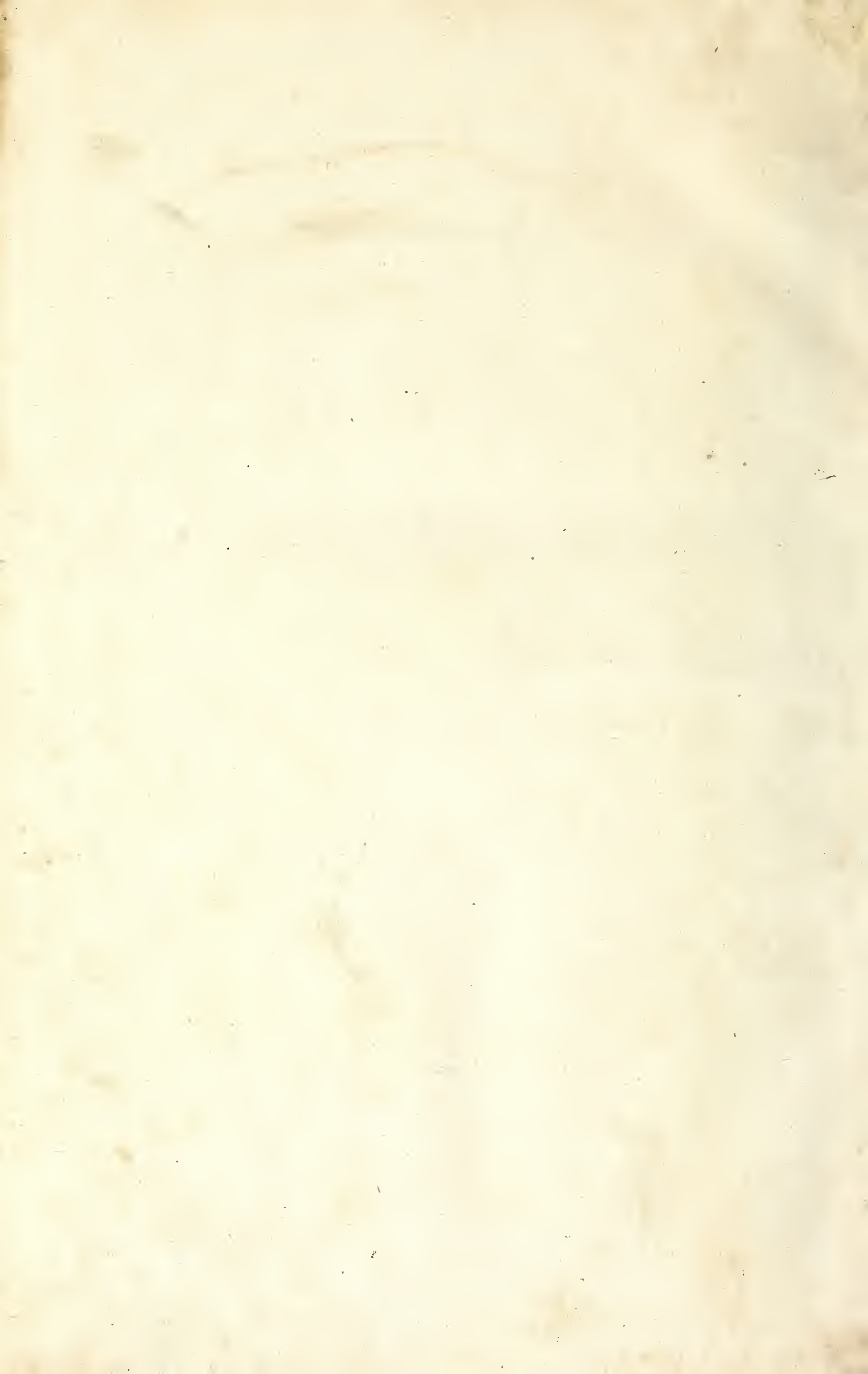


Patagonen Familie.

Brücke und Tauwerk über den Rio de la Plata.

Feuerländer Mann u. Frau.

Buenos Ayres.



in verschiedene Stämme getheilt und bevölkern die von portugiesischen Ansiedlern noch nicht in Besitz genommenen Wildnisse. — Die unterscheidenden Züge der brasilianischen Menschenrace sind ein mäßig großer, öfters kleiner, wohlgewachsener Körper, bei den Männern untersetzt und muskulös, eine röthliche und gelblich-braune Farbe, ein sehr starkes, hartes, langes, kohlschwarzes Haar, ein breites, etwas stark knochiges Gesicht, oft mit etwas schief gestellten Augen, jedoch häufig wohlgebildet, mit starken Zügen und meist etwas dickem Munde, Hände und Füße klein, bei Männern ein dünner, harter Bart. Die bekanntesten und merkwürdigsten der noch wild im Innern Brasiliens hausenden Stämme, welche alle auf ziemlich gleicher Stufe der Bildung stehen, aber in ihrer Lebensweise, ihren Sitten und ihrer Sprache von einander abweichen, sind die Botocudos, Machacaris, Patachos, Puris, Coroados und Camacans.

Die Botocudos (s. Taf. XXIV.),

deren Hauptsitz die Wälder am Belmonte und Rio Doce sind, zeichnen sich durch ihr originelles Aeußere und durch mancherlei eigene Charakterzüge aus. Sie haben ihren Namen von den großen Holzpflöcken, womit sie ihre Unterlippe und Ohren verunstalten; denn Botoque bedeutet im Portugiesischen einen Faßspund. Sie selbst nennen sich Engeräckmung und hören sich ungern Botocudos nennen. Den Botoque erhalten sie schon im siebenten oder achten Jahre. Man spannt die Ohrzipfel und Unterlippe aus, stößt mit einem harten, zugespitzten Holze Löcher hindurch und steckt in dieselben erst kleine Hölzer, die man von Zeit zu Zeit mit größeren vertauscht. Diese Pflöcke, welche ihnen im Essen hinderlich sind [illegible] Unreinlichkeit zur Folge haben, werden aus dem Holze des Barrigudobaumes verfertigt, welches leichter als Kork, und sehr weiß ist (s. Taf. XXVIII. Fig. 3 und 4.). Sie bemahlen den Körper, verschneiden das Kopfhaar und reißen alle übrigen Haare aus. Männer und Weiber, von mittlerer Größe, stark, muskulös, wohlgebildet, sind völlig unbekleidet. Die Weiber lieben den Putz und schätzen besonders Rosenkränze, rothe Schnupftücher und kleine Spiegel; die Männer ziehen Aexte, Messer und anderes Eisengeräthe vor und tauschen es für ihre Bogen und Pfeile ein. Erstere verfertigen sie aus dem zähen Holze der Pao d'arco (Bignonia), letztere aus dem Blumenschafte des hohen Fächerrohres (Ubá). Um sich im Walde zusammenzurufen, bedienen sie sich eines kurzen, gewöhnlich aus der Schwanzhaut des großen Gürtelthieres verfertigten Sprachrohres, Kuntschun Cocann genannt (s. Taf. XXVIII. Fig. 5). Ihre Hütten bestehen bloß aus Blättern von Cocospalmen, welche in länglichrunder Gestalt so in die Erde gesteckt werden, daß ihre Spizzen, indem sie sich über einander hin neigen, oben eine Wölbung bilden. Wenn sie eine Gegend verlassen, die ihnen nicht mehr bequem Unterhalt verschafft, so laden sie ihre wenigen Habseligkeiten in Reisesäcke, welche aus Bindfaden geknüpft sind und größtentheils auf dem Rücken durch einen über die Stirn laufenden Strick getragen werden (s. Taf. XXVIII. Fig. 9). Die Stärke ihrer Muskeln setzt sie in den Stand, äußerst schnell in großer Hitze Berg auf und ab zu gehen; jeden Fluß durchwaden und durchschwimmen sie, wenn er nicht zu reißend ist. — Die Ehen werden bei den Botocudos ohne alle Ceremonie geschlossen, aber auch leicht wieder aufgelöst. Ein Mann hat gewöhnlich so viel Weiber, als er ernähren kann, und ihre Zahl soll zuweilen bis auf zwölf anwachsen. Ihre geistigen Kräfte werden von der rohesten Sinnlichkeit beherrscht. Sie begreifen leicht mancherlei Kunstfertigkeiten, wie Tanz, Musik u. dgl.; aber weder von sittlichen Grundsätzen geleitet, noch in den Schranken der bürgerlichen Ordnung gehalten, folgen sie nur den Eingebungen ihres Instincts und ihrer Sinne. Rachsucht und Eifersucht sind bei ihnen um so furchtbarer, je schneller sie aufwallen; doch zeigen sie sich, wenn sie mit Wohlwollen und Offenheit behandelt werden, gutherzig, treu und anhänglich. Obgleich zur Trägheit geneigt, sind sie doch auch lustig,

aufgeräumt und redselig. Mäßigkeit ist ihnen ganz fremd, und durch Befriedigung ihrer Eßlust kann man sich ihre Freundschaft am sichersten erwerben. Unter allem Wildpret sind ihnen die Affen am angenehmsten, woraus sich auch die unter ihnen herrschende Sitte, Menschenfleisch zu essen, leicht erklärt. Sie tödten alle in ihre Hände gefallene Feinde und verzehren ihr Fleisch. Sie üben gegen die in ihrer Nähe sich ansiedelnden Portugiesen die größten Feindseligkeiten und Ausschweifungen. Oft legten sie hier und da nach ihrer Weise durch Händeklatschen friedliche Gesinnungen an den Tag und tödteten dann die im Vertrauen auf ihre Friedenserklärung zu ihnen hinüber kommenden Portugiesen heimtückisch mit ihren furchtbaren Pfeilen. Nicht zu verwundern ist es daher, daß auch der letzte Funke des Glaubens, bei diesen Wilden Menschengefühl zu finden, erlosch und ein Ausrottungskrieg gegen sie geführt wurde. In den neueren Zeiten wird jedoch ein gemäßigteres und menschenfreundlicheres Benehmen gegen sie beobachtet, welches sichtbar die günstigsten Wirkungen hat. Um sich gegen die Anfälle und Grausamkeiten der Botocudos zu schützen, hat man Quartelle (Militairposten) errichtet und dahin wohlbewaffnete Soldaten gesendet.

Merkwürdig ist der bei den Botocuden gebräuchliche Zweikampf, wozu sie einander herausfordern (s. **Taf. XXV.**). Der Prinz von Neuwied, welcher von diesem Volke die ersten genauern Nachrichten gegeben hat, war Zeuge eines solchen Zweikampfes, dessen Ursache folgende war: Capitam June (der Herausgeforderte) hatte mit seinen Leuten im Jagdreviere des Capitam Jeparack eine Jagd gehalten und einige wilde Schweine erlegt. Da die Botocuden immer mehr oder weniger die Grenzen eines gewissen Jagdrevieres beobachten, so sah Letzterer dies als eine große Beleidigung an und forderte Jenen zum Zweikampfe heraus, den der Prinz von Neuwied in seiner „Reise nach Brasilien" B. **1.** S. 368 ff. umständlicher beschreibt. „Zuerst," erzählt er, „stießen die Krieger der beiden Parteien kurze, rauhe Herausforderungstöne gegen einander aus, gingen wie böse Hunde um einander herum und brachten ihre Stangen in Bereitschaft. Dann trat Capitam Jeparack auf, ging zwischen den Männern umher, sah mit weitgeöffneten Augen gerade und ernst vor sich hin und sang mit tremulirender Stimme ein langes Lied, welches wahrscheinlich von der ihm widerfahrenen Beleidigung handelte. Plötzlich trafen zwei von ihnen auf einander, stießen sich wechselseitig mit dem Arme vor die Brust, daß sie zurücktaumelten, und griffen alsdann zu den Stangen. Der Eine schlug zuerst aus allen Kräften auf den andern los, ohne Rücksicht, wohin der Schlag fiel. Der Gegner hielt ernst und ruhig den ersten Angriff aus, ohne eine Miene zu verziehen, dann aber brach auch er los, und so bearbeiteten sie einander mit kräftigen Hieben, deren Spuren in dick aufgelaufenen Schwielen noch lange auf dem nackten Körper sichtbar blieben. Da an der Schlagstange öfters noch spitzige Reste von den abgeschnittenen Aesten befindlich waren, so blieb es nicht immer bloß bei Schwielen, sondern manchem floß auch das Blut vom Kopfe herab. Wenn sich zwei Kämpfer weidlich durchgebläuet hatten, so traten ein Paar andere auf; öfters auch sah man mehrere Paar zugleich im Kampf, doch griffen sie nie einander mit den Händen an. Wenn so der Zweikampf eine Zeit lang gedauert hatte, gingen sie wieder einige Zeit nachdenkend mit dem Herausforderungstone zwischen einander herum, bis wieder heroische Begeisterung sich ihrer bemächtigte und ihre Stangen in Bewegung setzte. Die Weiber fochten während dessen ebenfalls ritterlich. Unter beständigem Weinen und Heulen ergriffen sie einander bei den Haaren, schlugen sich mit den Fäusten, zerkratzten sich mit den Nägeln und rissen einander die Holzpflöcke aus den Lippen und Ohren, die dann als Trophäen auf dem Boden des Kampfplatzes umher lagen. Warf eine die andere zu Boden, so stand wieder eine dritte hinter ihr, die sie beim Beine ergriff und ebenfalls hinwarf. Dann zerrten sie einander auf der Erde herum. Die Männer erniedrigten sich nicht so weit, die Weiber der Gegenpartei zu schlagen, sondern sie stießen

sie nur mit dem Ende ihrer Streitstangen, oder traten ihnen mit den Füßen dermaßen in die Seiten, daß sie davon über und über rollten. Auch aus den benachbarten Hütten tönten die Klagen und das Geheul der Weiber und Kinder herüber und erhöhten den Eindruck dieses höchst sonderbaren Schauspiels. Auf solche Art wechselte der Streit etwa eine Stunde lang..... Bogen und Pfeile aller dieser Wilden hatten während des ganzen Vorgangs an den benachbarten Bäumen angelehnt gestanden, ohne daß man danach gegriffen hätte; doch soll es bei ähnlichen Gelegenheiten zuweilen von den Stangen zu den Waffen gekommen sein."

Die Botocudos haben eine Menge abenteuerlicher Vorstellungen von schwarzen, theils großen, theils kleinen bösen Geistern. Wenn der große Teufel erscheint und ihre Hütten durcheilt, so müssen alle, die ihn erblicken, sterben. Er hält sich nicht lange auf, er kommt, setzt sich ans Feuer, schläft ein und geht dann wieder fort. Findet er auf den Gräbern kein Feuer, so gräbt er die Todten aus. — Unter allen Himmelskörpern steht der Mond bei den Botocuden im größten Ansehen. Ihm schreiben sie Donner und Bliz, das Mißrathen gewisser Nahrungsmittel und Früchte u. s. w. zu. — Stirbt ein Botocude, so begräbt man ihn schnell in seiner Hütte oder in der Nähe derselben, worauf der Platz verlassen und ein anderer zur Wohnung gewählt wird. Hat man den Verstorbenen sehr geliebt, so baut man noch eine besondere Hütte von Cocosblättern über sein Grab. Von Verstümmelung des Körpers als Zeichen der Trauer findet man keine Spur unter diesem Volke.

Die Machacaris

haben völlig dieselbe Körperbildung, wie die Botocudos, nur etwas plumper; sie sind groß und breitschulterig. Ihren Körper entstellen sie wenig, nur die Unterlippe durchbohren die meisten von ihnen und tragen in derselben ein kleines Rohrstäbchen. Ihre Haut hat eine röthlichbraune Farbe. Das Haar der Augenbraunen und des Körpers rupfen sie aus oder schneiden es ab. Ihre Hütten erbauen sie aus jungen, zusammengebogenen Stämmen und bedecken sie mit Cocosblättern. Bogen und Pfeile sind ihre gewöhnlichen Waffen; doch verstehen einige unter ihnen auch das Feuergewehr sehr gut zu behandeln. Gegen die weit zahlreicheren Botocuden machen sie mit benachbarten, obgleich durch die Sprache von ihnen verschiedenen Stämmen gemeinschaftliche Sache. Zu diesen Verbündeten gehören

Die Patachos,

welche hauptsächlich die Wälder in der Gegend des Mucuri bewohnen. Sie tragen ihr Haar natürlich um den Kopf herumhangend, bloß im Genicke und über den Augen abgeschnitten; doch rasiren auch manche unter ihnen den ganzen Kopf und lassen bloß vorn und hinten einen kleinen Busch stehen. Ihr Körper ist in seiner natürlichen, röthlich=braunen Farbe un nirgends bemahlt. Die Unterlippe und das Ohr durchbohren Einige und tragen in der gemachten kleinen Oeffnung ein dünnes, kurzes Rohrstäbchen, wie die Machacaris. Ihre Weiber sind eben so wenig bemahlt und gehen völlig nackt. Ihre sehr flachen und niedrigen Hütten bestehen aus jungen Stämmen, welche oben übergebogen, zusammengebunden und mit Cocosblättern gedeckt sind (s. Taf. XXVI.). Neben jeder Hütte befindet sich ein Rost, der aus vier in die Erde eingesteckten, gabelartigen Pfählen besteht, in die vier Stäbe gelegt und auf welche nahe an einander Querstäbe gereiht werden, um die erlegten Jagdthiere darauf zu braten und zu rösten. Ihre Bogen sind größer als bei den andern Stämmen; die Pfeile aber, deren sie sich bei der Jagd bedienen, sind ziemlich kurz, unten befiedert und an der Spitze mit Ubá-Rohr beschaftet. Die Männer tragen um den Hals ihr Messer an einer Schnur und auf dem Rücken einen von Bast geflochtenen, um den Hals befestigten Beutel oder Sack, worin sie verschiedene Kleinigkeiten aufzuheben pflegen. Diese Wilden sind überaus mißtrauisch und zurückhaltend,

ihre Mienen stets kalt und finster. Nie aber hat man einen gegründeten Verdacht gehabt, daß sie Menschenfleisch essen. Die Taf. XXV. stellt zwei Palachos dar, von denen der eine, ein Anführer (Capitam), eine Cocosnuß zu öffnen beschäftigt ist. Um den weißen Kern aus den Cocosnüssen herauszunehmen, bedienen sie sich der Knochen von Unzen und andern großen Katzen (s. Taf. XXVIII. Fig. 6).

Die Puris (s. Taf. XXVI.)

sind der kleinste unter allen Indianerstämmen der Ostküste, nicht über 5 Fuß und 5 Zoll hoch, meist breit und untersetzt. Sie gehen völlig nackt; nur wenige tragen Tücher um die Hüften oder kurze Beinkleider. Einige scheeren den ganzen Kopf, einige lassen ihr rabenschwarzes Haar über den Nacken herunter hangen. Auf Stirn und Backen haben sie runde, mit Urucu (roth) gemahlte Flecken, auf der Brust und an den Armen blauschwarze, mit dem Safte der Genipabafrucht gemahlte Streifen. (Dieser beiden Farben bedienen sich alle Tapuyas.) Um den Hals oder über die Brust tragen sie Schnüre von aufgereihten harten, schwarzen Beeren, in deren Mitte Fische oder Eckzähne von Affen, Katzen, Unzen und andern Raubthieren angereiht sind (s. Taf. XXVIII. Fig. 1.). Ihre Hütten sind einfach, klein und von allen Seiten der Witterung ausgesetzt; das von Baumbast verfertigte Schlafnetz ist zwischen zwei Baumstämmen angebunden. Feuer ist ihnen, wie allen brasilianischen Wilden, ein Hauptbedürfniß; sie unterhalten es die ganze Nacht und lassen es nie ausgehen, theils um sich gegen die Kälte zu schützen, theils um die wilden Thiere von ihren Hütten abzuhalten. Ohne Kummer verlassen sie ihre Hütten, wenn die umliegende Gegend ihnen nicht mehr hinlängliche Nahrung liefert, und ziehen in andere Gegenden, wo sie mehr Affen, Schweine, Rehe finden, deren Fleisch sie halbroh essen. Ihre Pfeile, welche oft über 6 Fuß lang und niemals vergiftet sind, verfertigen sie aus festem, knotigem Rohre und besetzen sie unten am Ende mit schönen Federn. Sie flechten von grünen Palmenblättern Tragkörbe, welche unten, wo sie auf dem Rücken aufliegen, einen Boden von Flechtwerk und an den Seiten einen hohen, ebenfalls geflochtenen Rand haben, oben aber größtentheils offen und nur mit Bindfaden oder Bast weitläuftig überspannt sind (s. Taf. XXVIII. Fig. 2.). Diese Körbe tragen sie eben so, wie ihre Kinder, auf dem Rücken durch eine über die Stirn gehende Binde, zuweilen auch an einem über die Schulter laufenden Bande befestiget. Gibt man ihnen ein Messer, so zerbrechen sie gewöhnlich den Griff und machen sich einen neuen, nach ihrem eigenen Geschmacke, indem sie die Klinge zwischen zwei Stücke Holz legen und diese mit einer Schnur dicht umwikkeln, deren Ende sie um den Hals schlingen (s. Taf. XXVIII. Fig. 7.). Die in ihrer Nähe wohnenden Portugiesen, welche oft von ihnen beunruhigt werden, behaupten, daß sie das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehren; sie selbst aber leugnen dieses und sagen, daß nur die Botocuden diesen Gebrauch hätten. Sie verehren einen überirdischen Geist, den sie Tupan nennen. Götzenbilder findet man bei ihnen nicht. — Die Puris leben in beständigem Kriege mit den

Coroados

oder Cocopo-Indiern, die an dem rechten Ufer des Paraibo wohnen und anfangen, ihre wilden Sitten abzulegen. Sie sind von dunkelbrauner Haut, sehr markirten Zügen und rabenschwarzem Haar. Ihre Kleidung besteht in weißen Hemden und Beinkleidern von Baumwollenzeug. Die Weiber putzen sich gern und sind überhaupt eleganter gekleidet; sie tragen zuweilen einen Schleier. Ihre Hütten sind geräumig von Holz und Lehm erbaut und die Dächer mit Palmenblättern, Rohr und Maisstroh gedeckt. Einige haben auch zeltähnliche Hütten aus bloßen Palmenblättern. Hangematten, aus baumwollenen Schnüren verfertigt, sind ihr vornehmstes Hausgeräthe und vertreten die Stelle des Tisches, des Bettes und der Stühle. Ihr übriges Hausgeräthe





